Biogr. 1830 r / 1

A, K

<36606931900010

<36606931900010

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. 460 i zu

Düntzer (Goethe)

Abhandlungen

zu

Goethes Leben und Werken

von

Heinrich Düntzer.

Erster Band.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe)
1885.

206 F

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Lessings Leben

von

Heinrich Düntzer.

Mit 46 Holzschnitten und 8 facsimilirten Autographien.

1882. gr. 8. 9 M.

Elegant gebunden 11 M. 50 Pf.

Goethes Eintritt in Weimar.

Mit

Benutzung ungedruckter Quellen.

Dargestellt

von

Heinrich Düntzer.

1883. gr. 8. 6 M. Gebunden 7 M.

Briefe

des

Herzogs Karl August

von

Sachsen-Weimar-Eisenach

an

Knebel und Herder.

Herausgegeben

von

Heinrich Düntzer.

1883. gr. 8. 4 M. Gebunden 5 M.

Christof Kaufmann,

Der Apostel der Geniezeit

und

Der Herrnhutische Arzt.

Ein Lebensbild mit Benutzung von Kaufmann's Nachlaß

entworfen von

Heinrich Düntzer.

Mit 2 Portraits. 1882. gr. 8. 6 M.

Abhandlungen

zu

Goethes Leben und Werken

von

Heinrich Düntzer.

Erster Band.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe)
1885.

106

Biogr. 1830 I/1

Jedem redlichen Bemühn
Sei Beharrlichkeit verliehn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des ersten Bandes.

		Seite.
	Vorwort	V
I.	Goethe und der Reichsgraf Friedrich Leopold von Stolberg	1
II.	Gretchen	32
III.	Charlotte Buff und ihre Familie	66
IV.	Goethes Beziehung zu Johanna Schopenhauer und ihren Kindern	115
V.	Minna Herzlieb und Goethes „Wahlverwandschaften“	212

Vorwort.

Vor fast fünfzig Jahren erschien meine erste dem Verständnisse Goethes gewidmete Schrift. Seit dieser Zeit bin ich redlich bemüht gewesen, die Einsicht in dessen menschliche und dichterische Größe wie in seine Dichtungen durch eindringende Studien und methodische Forschung zu heben. Was ich binnen vier Jahrzehnten auf diesem Gebiete geleistet, wie ich bestrebt gewesen, die lebendige Auffassung des Größten unserer Großen allseitig zu fördern, liegt allen vor, deren Blick auf die Entwicklung unserer Goetheliteratur gerichtet und nicht durch Parteirücksichten geblendet ist: aber auch, wie die in unsern meisten Tagesblättern zu Gericht sitzende Kritik auf gehässigste Weise unter völliger, vor jedem nähern Eingehen sich hütender Entstellung oder wohlfeiler Verhöhnung mich lahm zu legen und das Urtheil im In- und Auslande, wäre es auch nur durch bloßes Schweigen, irre zu leiten beflissen ist. Hat ja sogar einer der Allerdreistesten es gewagt, den Dank für alles, was die Jüngern mir schulden, in den Spott zu verkehren, ich sei ein Invalide, der im „Goethe-Jahrbuch" nicht mehr mit aufmarschiren könne, mein „Leben Goethes" nur ein Hantiren mit Zahlen, aus dem ich, da ich sonst nichts mehr vermöge, Kapital herauszuschlagen suche, wogegen jeder, der nicht auf Parole gegen mich losziehen muß, leicht erkennen wird, welche Summe von Studien hier verwerthet ist, welcher anschauliche Begriff von Goethes Geist, Herzen und Wesen darin lebt, welche Kunst der Komposition zu Grunde liegt, wenn, auch nicht alle Schwierigkeiten, die sich der Absicht entgegenstellten, auf kleinem Raum ein übersichtliches Bild eines so reichen, mannigfaltigen Lebens zu entwerfen, überwunden sein sollten. Auch hat

das Ausland anerkannt, daß es keine für die Einsicht in Goethes gesammtes Wirken und seine volle Entwicklung so förderliches Werk gebe, wie auch ein bedeutender französischer Forscher mir bezeugte, daß er keinen deutschen Arbeiten über Goethe so viel zu verdanken habe wie den meinigen. Jenem Invalidenseher aber, der es sogar gewagt hat, meine Sprache auf tolle Weise zu meistern, habe ich längst seit jener Zeit vielfach bewiesen, wie gut ich zu Fuße, und bin ihm nach Goethes Rath vor der Nase herumgegangen.

Gleich von Anfang an hatte ich mit Gegnern zu schaffen. Damals waren es meist Feinde des Dichters selbst oder solche, die sich überzeugt hielten, eine derartige philologische Thätigkeit und ein solches Nachgraben in Goethes Leben sei pedantische Verschwendung. Ich ließ mich dadurch nicht irren, sondern suchte unausgesetzt einzelne Punkte in Goethes Leben, während ich das Ganze im Sinne hielt, das ich bereits noch vor dem Erscheinen des viehoffschen Werkes in Vorlesungen dargestellt hatte, durch genaueste Forschung ins Licht zu setzen und eine Reihe der bedeutendsten Dichtungen allseitigem Verständnisse näher zu bringen. Und wie sehr ich im Rechte war, zeigte mir der Beifall der Besten, und auf das glänzendste bewährte es sich durch die endlich von manchen Seiten sich hervorthuende Nachfolge, ja die entschiedene Anerkennung einzelner frühern Gegner, daß meine redliche Arbeit, der man so oft Mikrologie vorgeworfen, der Sache ersprießlich geworden. Auf meine Veranlassung hatte sich auch Frau Maria Belli geborene Gontard der Goetheforschung zugewandt, was dieser zu großem Vortheil gereichte, während Böhmer nicht begreifen wollte, weshalb ich nach Goethes Jugendgeschichte forschte, statt meine Zeit den kölnischen Erzbischöfen zu widmen. Daß ich damals noch manche in seiner Vaterstadt lebende Ueberlieferung fast beim Erlöschen rettete, ahnte er eben so wenig wie die übererzbischöfliche Größe seines Landsmannes. Mir war es bei meinem Bestreben so ernst um die Sache zu thun, daß ich leichtfertige Versuche auf diesem Felde mit aller Schärfe zu kennzeichnen nicht unterlassen konnte, was mir selbst von so befreundeten Männern wie Varnhagen verdacht wurde, weil man auch unzulängliche Arbeiten wegen des guten Willens, zu Goethes Ehre zu wirken, nicht zurückweisen solle, da die Zahl der Gegner Goethes

so ungemein groß und wirksam sei. „Lewes wirbt uns Legionen“, schrieb er mir, als ich der Schwächen seiner Darstellung gedacht hatte. Noch entschiedener glaubte ich die Ansichten Berufener, wenn ich sie für verfehlt hielt, mit Gründen wiederlegen zu müssen, da unwiderlegte Irrthümer sich einzunisten pflegten, aus dem Streite der Ansichten die Wahrheit siegreich hervorgehe, der Widerspruch nicht der Person, sondern der Sache gelte, der zu Liebe ein Verehrer Goethes sogar eine in der Hitze des Gefechtes erfolgende unsanfte Berührung nicht gar zu übel empfinden werde. Freilich hat man dies für philologische Klopffechterei und der Gegner, wo er nicht weiter konnte, den Widerspruch für Eigensinn ausgegeben, als ob man nicht mit Gründen so lange kämpfen müßte, bis das helle Licht der Wahrheit die Nebel zerstreute. Aber das Urtheil lautete einmal dahin, meine Arbeiten würden ohne Polemik noch verdienstlicher sein.

Da kamen aber die Geistreichen, die wie mit einem Blitzstrahl höherer Erleuchtung hereinfuhren, die zum Erweise dessen, was sie sich eingebildet, kein Mittel der Mißdeutung, keine noch so schroffe Einseitigkeit scheuten. Die auf diese Weise angerichtete Verwirrung forderte, je gewandter der Fechter, je angesehener sein Name und je bedeutender der Gegenstand war, um so tapferere Gegenwehr. Man darf keinem Verehrer des großen Mannes und Dichters zumuthen, daß er schweige, wenn man unbesonnen und grillenhaft dessen Geist und Herz verleumdet, es gilt den befleckten Ehrenschild, wo man es vermag, von der Schmach zu reinigen, mit welcher man ihn verwegen bedeckt, nur weil man die Ausführung einer durch den Kopf schwirrenden Grille höher schätzt als die Ehre des Verletzten und die jedem besonnenen Blicke sich aufdrängende Wahrheit. Adolf Stahr, der scharfsinnige, beredte und wohlbewehrte Kämpfer, stand einige Zeit mit seiner geistreichen Paradoxiensucht allein, dann aber kam, was viel schlimmer eine ganze Schule, die unter einem starken Schilddach für den Meister und ihre Mitstreiter kämpfte und jeden, der Widerspruch erhob, in den Bann that, ihn todt schwieg oder ihn und die Wahrheit gewissenlos verhöhnte, was sie um so unverfrorener thun kann, als die Blätter, welche die Verleumdung aufnehmen, es nicht dulden, daß man ihren werthen Mitarbeiter

an den verdienten Pranger stellt. Dieses Treiben steht noch in voller Blüthe, und eine Besserung nicht in naher Aussicht. Vor keiner Albernheit, vor keiner Entstellung schreckt man zurück, weil man von dem weiten Fittig der Redaktion gedeckt ist, die nur ihre Leute anerkennt und fördert, als schroffes Parteiorgan die herrschende Schule stützt. Aber dieser die freie Wissenschaft gefährdende Unfug soll mich nicht abhalten, mit dem Muth der Wahrheit und dem Bewußtsein lebendiger Einsicht der durch mancherlei Künste geübten Entstellung die Larve abzureißen. Mögen sich die Entsteller denn auf die ihnen gemäße Weise rächen!

Unter dem Scheine einer tieferes Verständniß eröffnenden Deutung hat man über die Entstehung einzelner Dichtungen ganz neue Ansichten aufgestellt, besonders persönliche Beziehungen hineinzutragen gesucht, die nicht allein vom Verständnisse abführen, sondern auch oft auf den sittlichen Charakter des Dichters selbst einen bösen Schatten werfen. Statt das betreffende Werk aus sich selbst zu erklären, das kunstvolle Geäder desselben mit liebevollem Blicke zu verfolgen, sich die volle Freude reinen Genusses durch inniges, allseitiges Verständniß zu verschaffen, trägt man seine Einbildungen hinein und legt von diesen aus des Dichters Schöpfung sich willkürlich zurecht. Man spürt in Goethes Briefen und Lebensnachrichten herum, ob es nicht einen archimedischen Punkt gebe, von dem aus man die Dichtung, wie eine Puppe am Drahte bewegen könne, man fahndet auf einzelne Züge, wenn auch von nur entfernter Aehnlichkeit, man strengt sich an, Schwächen des Dichters, oft willkürlich angenommene, aus der Dichtung herauszulesen, unbekümmert um den wirklichen, sie zu einem einheitlichen Kunstwerk erhebenden Zusammenhang. Die Verkennung geht so weit, daß man sich bemüht, in den Romanen nach dem Original aller darin auftretenden Personen zu spüren, man auch in den lyrischen Gedichten überall nach persönlichen Beziehungen sucht, wobei man sich auf Goethes so oft mißbrauchte Aeußerung über das Gelegenheitsgedicht stützt, ja auch durch die offenbarste Lächerlichkeit läßt man sich nicht abhalten. So muß z. B. das Gedicht „Rettung", worin der Dichter launig erzählt, wie er in seiner Liebesverzweiflung durch Käthchens Zuruf abgehalten worden sei, im Fluße den Tod zu finden, durch eine wirkliche Begeben-

heit veranlaßt sein, Käthchen Gerock ihn einmal so gerettet und er sich gedrungen gefühlt haben, dies und daß nun Käthchen seine neue Liebe sei, in einem nicht an sie gerichteten Gedichte auszusprechen. Es ist doch gar zu schön, daß wir dadurch wieder eine neue entschiedene Geliebte Wolfgangs gewinnen, von der unsere sonstigen Berichte schweigen; denn wir wissen nur von freundlicher Verbindung des goethechen und des gerockschen Hauses, und daß die drei ältesten Schwestern Gerock für Goethe schwärmten. Es ist ebensowenig wahr, daß er durch Liebeskummer in Verzweiflung gerathen als daß er so gerettet und unversehens zu einer neuen Liebe gekommen sei. Das Gedicht ist eine ebenso freie launige Erfindung, wie so manche von J. G. Jacobi, Gleim und andern leicht scherzenden Dichtern der Zeit, die es sich sehr verbitten müßten, wenn man alles, was sie erzählen, als Wirklichkeit nehmen wollte; von diesen unterscheidet es nur der dichterische Geist, der es erdacht und ausgeführt. Durch die plumpe Annahme, die Geschichte habe sich wirklich mit ihm zugetragen, reißt man ihm das Herz aus und schwärzt in des Dichters Leben zwei neue Liebschaften ein. So hat man auch die Lisetten, Theresen und Fränzchen, bei denen nur der Reim den Namen geschaffen, in einfältigem Glauben, der Dichter könne nur wirklicher Mädchen in seinen Liedern gedenken, zu Liebesflammen Goethes erhoben. Wie man alle Liebesgedichte der frankfurter Zeit auf bestimmte Personen bezogen hat, als wäre es Goethe unmöglich gewesen, einmal ein freies Lied ohne Anlehnung an ein leibhaftes Verhältniß aus seiner dichterisch gestimmten Seele erklingen zu lassen, obgleich er in seinen dramatischen Stücken diese Kunst nicht entbehren konnte, in manche Zustände sich hereinversetzen und sie zu lebendigem Ausdruck bringen mußte, so findet man es auch nicht ungehörig, die nach der italienischen Reise entstandenen, insofern sie nicht auf das Verhältniß zu seiner Christiane sich beziehen, aus Reiseerinnerungen hervorgehen zu lassen, selbst diejenigen, die der Wunsch veranlaßt, Schiller Beiträge zu seinem Musenalmanach zu verschaffen und in seinen eigenen Sammlungen Lücken auszufüllen, ja man weiß sich gar viel mit solchen Capricen, die vor keiner besonnenen Betrachtung Stand halten, nur die richtige Auffassung der Gedichte selbst so wie die Würdigung seines Liebeslebens bedauerlich stören. Zu keiner Zeit hat Goethe die

frische Gestaltungskraft gemangelt, die ihn in Seelenzustände sich lebhaft versenken und sich ihrer dichterisch bemächtigen ließ. Aber wo man nur eine solche noch so lendenlahme Ansicht geäußert hat, wird sie gleich als kanonisch angenommen, besonders wenn es sich darum handelt, einen andern, ebenso haltlosen Satz dadurch zu stützen, wovon Scherers Behauptung der Grundsätze der Anordnung der lyrischen Gedichte, die, insofern sie von den längst von mir ausgeführten abweicht, manche Beispiele zeigt. Doch dies auszuführen ist hier nicht der Ort; kommen wir auf die vorliegende Sammlung!

Schon vor längerer Zeit hatte ich die Absicht, wie ich es auch früher gethan, mehrere vor manchen Jahren in Zeitschriften, welche den Goethefreunden weniger zugänglich sind, veröffentlichte Aufsätze ihrer besondern Bedeutung wegen in neuer Bearbeitung, in Verbindung mit einigen wichtige Punkten ins Licht stellenden neuen erscheinen zu lassen. An erster Stelle kamen hier die Mittheilungen über Charlotte Buff und ihre Familie in Betracht, die von den noch lebenden Nachkommen selbst sehr werth gehalten, auch von Herbst als eine wichtige Quelle zur Kenntniß der nicht bloß von allen Goethefreunden verehrten wetzlarer Lotte und ihres Kreises anerkannt worden. Freilich über die Liebeskrisis geben sie keinen nähern Aufschluß, aber sie eröffnen uns einen Blick in Lottens Verhältnisse und ihre Umgebung, wodurch ihr Bild bestimmter hervortritt, besonders in ihre spätern Familienverhältnisse, wo sie eben so tüchtig und verständig sich bewährte als treue Gattin, liebevolle Mutter und Hausfrau, die sich trotz ihrer Liebe zu Goethe nichts vergab, sondern auch ihm gegenüber ängstlich auf Anstand und Würde hielt. Wir wissen, wie leidenschaftlich Goethe wünschte, daß das erste Kind ihrer Ehe seinen Vornamen erhalte: aber war er auch unter den Pathen des ersten Sohnes, weder dieser noch einer der vielen folgenden hieß Wolfgang; Lotte litt dies nicht. Die spätern Beziehungen Goethes zu Lotten und ihrer Familie geben ein anziehendes Bild, wie herzlich dieser ihr trotz allem ergeben blieb, ja auch über das Grab erhielt sich die dankbare Liebe in der Verbindung mit ihren Kindern. Bei der neuen Bearbeitung konnte ich manche seit dem ersten Drucke veröffentlichte Mittheilungen benutzen, ja auch ungedruckte Briefe, unter denen einer von Goethe selbst,

standen mir zu Gebote. Der Streit über den Geburtstag Charlottens ist jetzt urkundlich von neuem gegen Herbst und die Ueberlieferung der Familie entschieden.

Neben diesem meist genealogische Nachrichten, aber auch manche andere Aufklärung bringenden Aufsatze war von besonderer Bedeutung der über Goethes Beziehung zu Johanna Schopenhauer, weil es mir gelungen, nach den in meinen Besitz gekommenen Briefen der Schopenhauer an ihren Sohn eine höchst bedeutende Lücke im Leben des Dichters (während des Winters 1806/7) auszufüllen, da diese Briefe ein ausgeführtes, in frischer Begeisterung geschriebenes Tagebuch enthalten. In der neuen Bearbeitung konnte einzelnes früher mit Rücksicht auf den beschränkten Raum Uebergangene zur Aufnahme gelangen, wodurch sich das Bild noch mehr abrundet und manches anziehende Neue geboten wird. Meine Briefe, die hier vollständig ausgebeutet sind, reichen bis zum Frühjahr 1808; aus der nächsten Zeit hat später Gwinner sehr bedeutente Mitheilungen gemacht, die hier zugleich mit andern Nachrichten desselben über ihren Sohn Arthur, den Briefen der Tochter Adele an diesen und an Goethe, mehrern spätern der Mutter an Holtei und andern zerstreuten Angaben benutzt sind, um das Verhältniß Goethes zur Schopenhauer und ihren Kindern bis zu dessen Tode, ja darüber hinaus bis zum Abscheiden der ihm im Herzen stets treu gebliebenen Freundin zu möglichst vollständiger Darstellung zu bringen. Auch hier bewährt sich Goethes treue, dankbare Freundschaft auf das glänzendste; das Bild dieser hier zuerst vollständig, nach unmittelbaren Quellen gegebenen Verbindung gehört zu der alleranziehendsten.

Wenn diese beiden Aufsätze eine Bereicherung unserer Quellen bieten, so waren die drei Artikel über Minna Herzlieb von durchaus anderer Art. Veranlaßt sind sie durch die Bewegung, welche Stahr durch seine Aufbauschung eines keineswegs den Dichter in tiefster Seele ergreifenden und festhaltenden, nur augenblicklich aufregenden Verhältnisses zu einer Tragödie, zu einem schweren Seelenkampf des Dichters und dem dadurch hervorgerufenen geistigen Hinsiechen der Geliebten. Die Beleuchtung der darüber gepflogenen Verhandlungen und der Nachweis, wie man im Widerspruch mit feststehenden Thatsachen ein Phantasiegebäude zu Ungunsten des Dichters sich

willkürlich aufgebaut und zu diesem Zwecke vor den gewissenlosesten Mißdeutungen sich nicht gescheut hat, dürfte nicht allein für die Sache selbst, deren thatsächlicher Verhalt hier vollständig gegeben ist, sondern auch für die Willkür bezeichnend sein, welche sich die von ihren Einbildungen rücksichtslos fortgerissene Forschung überläßt. Jetzt ist ein vierter Artikel hinzugetreten, welcher die weitern Ausschreitungen auf diesem Gebiete behandelt; denn noch heute tummelt man sich, statt die einfache Sachlage klar zu erfassen, mit den unstatthaftesten Vermuthungen herum, und fälscht immer neu die Wahrheit durch ein leichtfertiges Spiel, das lustig wäre, wenn es sich nicht um die Ehre Goethes, sondern um einen namenlosen Quidam handelte. Wenn in diesen Artikeln derselbe Gegenstand mehrfach zur Sprache kommt, so werden auf diese Weise alle Umstände, die in Betracht kommen, allseitig beleuchtet und dadurch eben die lebendigste Einsicht in den wirklichen Verhalt geboten.

Ein vierter Aufsatz, Goethes Beziehung zu meiner Vaterstadt Köln, rückt nicht allein manche Punkte aus dem Leben des Dichters in ein helleres Licht, sondern zeugt auch von der liebevollen Theilname, welche dieser den schönen, einst als Pfaffengasse des römischen Reiches gekennzeichneten Landen widmete, die, nachdem die Franzosen sie im Namen ihrer Freiheit in Beschlag genommen, endlich durch die vereinte Kraft der deutschen Fürsten und des mächtig sich erhebenden Volkes wiedergewonnen waren, einem frischen Leben entgegengingen. Wir sehen auch, wie Goethe für die beiden Hauptneigungen der Kölner, ihren Dom und ihren Karneval, gleichsam der Klassiker wurde, doch fühlte er sich nicht besonders verletzt, als die Kölner ihren Klassiker fahren ließen; denn es war nicht das erstemal, daß er an sich erfuhr, wie man die ausgepreßte Citrone wegwirft. Im Kranze der Städte, mit denen Frankfurts größter Sohn in seinem langen Leben mehrfach in Berührung gekommen, durfte auch die Sadt nicht fehlen, in welcher er einst die seligsten Stunden seines Lebens genossen. Zu der neuen Bearbeitung hatten sich mir weitere Quellen zur Berichtigung von Goethes Erzählung über die Reise an den Niederrhein im Juli 1774 erschlossen.

Bei des Dichters Abwendung von der Politik, die man ihm so oft, ohne Erwägung der Verhältnisse, die ihn dazu zwangen, zum

Vorwurf gemacht, hatte ich schon vor zwölf Jahren es für angezeigt gehalten, seinen politischen Dichtungen eine übersichtliche, auf die Bedeutung der einzelnen eingehende Betrachtung zu widmen, deren Erneuerung mir jetzt auch für weitere Kreise wichtig schien, da diese nur im großen Zusammenhange richtig gewürdigt werden können, was bei dem wirren, meist gegen sie herrschenden Vorurtheil besonders erwünscht scheinen muß.

Zu den ältern Aufsätzen gehört auch der erste Artikel über „Stella", der einer vorgeblichen Entdeckung von Urlichs entgegentrat. Obgleich derselbe an einer bedeutenden Stelle, in der damals noch in Augsburg erscheinenden „Allgemeinen Zeitung" erschien, ist er doch bei den Verhandlungen, die man später über das „Schauspiel für Liebende" gepflogen hat, ganz übersehen worden. Ich glaube darin die Schwäche der von dem scharfsinnigen Goetheforscher versuchten Herleitung für jeden erwiesen zu haben, der die Dinge nimmt, wie sie liegen, nicht, wie man sie sich einbilden möchte. Jetzt habe ich einen zweiten Artikel hinzugefügt, welcher sich besonders gegen Scherers von Urlichs nicht unwesentlich abweichende Ansicht wendet, der ich, da sie den Dichter in ein so falsches wie seltsames Licht rückt, zu Leibe zu gehen und der großartigen Verwirrung die wirklichen Thatsachen gegenüber zu stellen mich gedrungen fühlte.

Vier der hier vereinigten Aufsätze sind ganz neu. In dem Bilde des Freundschaftsbundes zwischen Goethe und Friedrich Stolberg kam es mir nicht auf genaue Darstellung aller Einzelheiten an (die meisten Punkte sind von mir längst anderswo dargestellt, schon in meinen „Frauenbildern", zuletzt in der Schrift „Goethes Eintritt in Weimar"): es galt zu zeigen, wie der gräfliche Freund sich durch Klopstock gegen denjenigen, der ihm sein ganzes Herz so offen und warm entgegengetragen, daß er ihn leidenschaftlich lieben mußte, bitter aufreizen ließ, ihn verleugnete, schmähte und unritterlich mit stummer Verachtung ihm Wort und Treue brach, wie Goethe ihm alles, was er gegen ihn gesündigt hatte, herzlich vergab, dieser aber später, man weiß nicht, ob mit mehr Bedauern oder stolzer Selbstgenügsamkeit, von dem alten Heiden sich abwandte, wie dann seine offene Bekämpfung der antiken Kunst Goethe zur Gegenwehr aufrief und so der schärfste Bruch in den „Xenien" er=

folgte, wie der Versuch einer gemeinsamen Freundin, sie wieder zu vereinigen, nur zu rein äußerlicher Annäherung führte und bei aller Freundlichkeit Goethes das Herz seines einst so glüh für ihn schlagenden Fritz so sehr gegen ihn erkaltet war, daß er ihn für einen schlechten Menschen hielt, dem er alle Untugenden des Geistes und Herzens andichtete, weil er den Glauben an die Göttlichkeit des Christenthums nicht gewinnen konnte, wie Stolberg annahm, aus Hochmuth es nicht wollte. Gegenüber der von katholischer Seite Mode gewordenen halben Heiligsprechung des Verfassers der „Geschichte der Religion Jesu Christi" und des „Büchleins von der Liebe", und der dazu gehörenden Verdammung Goethes schien es mir an der Zeit, einmal die Thatsachen sprechen zu lassen, damit man nach rein menschlicher Würdigung über sie urtheile. Manches, was auf die Entwicklung des Verhältnisses keinen Einfluß hatte, mußte dabei übergangen werden, wie die Aufnahme der stolbergschen Ilias (1778), von der Fritz, wie Wieland schreibt, der ganzen weimarischen Gemeinde (aber kaum Goethe!) schöngebundene Exemplare schickte, ohne dadurch verhindern zu können, daß, wie derselbe sagt, alle Griechisch verstehenden Freunde Homers des alten Bodmer gleichzeitige Verdeutschung beider Gedichte ihr vorzogen, auch die sonderbare Figur, welche die Brüder in ihren gemeinsam herausgegebenen Gedichten (1779) spielten, über deren Centaurenvignette man am Hofe spottete, wie man mit der Verehrung der lustigen Hofdame von Göchhausen für die beiden gräflichen Barden durch den ihr gegebenen Spitznamen Thusnelda und den ihr verliehenen Centaurenorden seinen Spaß trieb. Jede Verbindung der Stolberge mit Goethe war abgebrochen; von jenen Scherzen bei Hofe dürfte ihnen kaum etwas zu Ohren gekommen sein, und jedenfalls konnten sie sich nicht dadurch verletzt fühlen, da Fritz (und Christian hatte ihm zugestimmt) den Herzog und Goethe auf die schnödeste Weise persönlich beleidigt hatten.

Fast ein Jahr älter ist der Aufsatz, in welchem ich mich mit Scherer und Wilmanns über den Satyros auseinandergesetzt habe; ich habe ihn aber so lange zurückgehalten, daß er noch zwei zu verschiedenen Zeiten geschriebene Zusätze über die Fata Morgana erhalten konnte, welche ein anderer, immer schaler hervortretender sogenannter Goetheforscher, den ich einmal als einen Prachtvogel

eitler wissenschaftlicher Ueberhebung festnageln zu müssen glaubte, der Welt darüber vorzuspiegeln sich vermessen. Die methodische Widerlegung der verschiedenen über den Satyros an Tag gekommenen Ansichten dürfte recht anschaulich zeigen, wie launenhaft man es in Sachen Goethes treiben zu dürfen meint. An den feststehenden Thatsachen zerschellen solche Gebilde des Wahns, wozu der entdeckungssüchtige Scharfsinn mit großem Aufwand von Geist und Kenntniß sich verleiten läßt. Wie sehr man darüber die dichterische Auffassung des Fastnachtspieles vernachlässigt, stellt sich dabei überraschend heraus. Es gibt manche Ansichten, die so sehr dem gesunden, die thatsächliche Möglichkeit ins Auge fassenden Sinne widersprechen, daß man jeden Versuch, sie zu beweisen, schon voraus als eine Kraftvergeudung bedauern muß. Und doch treten noch immer solche Gebilde, die beim Krähen des Hahns verschwinden, nicht bloß beim „Faust", der ein Vorrecht darauf zu geben scheint, mit staunenswerthem Muthe an das Licht des Tages — um mit lautem Geprassel zu platzen.

Bei dem Fastnachtsspiel Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern scheint die persönliche Deutung der Personen und ihres Auftretens sich auf Goethes eigene Aeußerung stützen zu dürfen. Ich glaubte diese beleuchten und vom Standpunkte ästhetischer Kritik die Unmöglichkeit hervorheben zu müssen, daß ein wirklicher Dichter sein aus heiterm Humor geflossenes Spiel so schmählich habe verhunzen können, wie es die vorgebrachten albernen Deutungen voraussetzen. Dabei wäre es ein wunderbarer Zufall, wenn der Dichter gerade zu allen für die Schilderung eines Jahrmarkts nöthigen Personen in seiner nächsten Nähe und Bekanntschaft Persönlichkeiten gefunden hätte, die gleichsam ein Janusgesicht trügen, das zugleich für den persönlichen Spott und die dichterische Darstellung zu verwenden gewesen. Welcher Mittel man sich bedient, um zu einer solchen Deutung zu gelangen, und wie darunter die lebendige Auffassung der Dichtung zu Schanden geht, glaube ich gezeigt zu haben. Und bei allem diesem tritt die gewonnene Ausbeute mit der Aeußerung Goethes, von welcher man ausgegangen, in einen gewissen Widerspruch. Ich hoffe das in seiner Art prächtige „Jahrmarktsfest" von

einem neuerdings auf ihm lastenden Alp befreit und auch manches Neue zu seinem Verständnisse beigebracht zu haben.

Der jüngste Aufsatz betrifft Goethes erste Liebe, sein wunderlich ihm geraubtes Gretchen. Hier mußte ich die Trugschlüsse aufdecken, auf denen der Luftbau Scherers sich erhebt. Freilich liegt die Wahrheit so am hellen Tage, daß die Mißdeutung keinen irre führen wird, der von jeder noch so geistreich vorgetragenen Ansicht eine feste Begründung fordert und diese mit unerbittlicher Strenge prüft. Möge es recht viele so gewissenhafte Prüfer geben! dann werden manche Gespenster, die in der neuesten Goetheliteratur spuken, bald verschwinden, wie in wirklichem Sinne die meisten bösen Geister, Hexen und ähnliches Gesindel vertrieben worden sind. Dazu möchte ich mein Theil auch ehrlich beitragen. Und so widme ich mit dem Bewußtsein einer guten That die vorliegende Sammlung allen denen, welchen es ernst ist um eine reine, freie Ansicht des großen Dichters und des edlen Menschen, welche diesen nicht in die Fesseln einer sich überhebenden monopolisirenden Schulweisheit schlagen lassen wollen, die, statt in Goethe hinein, von ihm abführt, ihm ein selbstbeliebiges Trugbild unterschiebt.

Dem ersten Bande wird in kurzer Zeit der bereits im Drucke befindliche zweite folgen und die fünf rückständigen Aufsätze bringen.

Köln, den 6. Januar 1885.

H. Düntzer.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Goethe und der Reichsgraf Friedrich Leopold von Stolberg.

Schwärmerische Jugendglut selbstbewußter Geister läßt die Herzen sich frei und froh ineinander ergießen und die Glücklichen die tiefsten durch Natur und Erziehung gebildeten Gegensätze übersehen, die aber später um so schärfer sich herausstellen und zu entschiedener Trennung, ja oft zu völliger Verkennung führen. Zu den bedeutendsten solcher den Keim der Zerstörung in sich bergenden begeisterten Freundschaften gehört die, deren Verlauf wir hier zu schildern versuchen, wobei es sich herausstellen wird, daß der große Heide, dessen Drang ihn zur Ausbildung und Bewährung der von der gütigen Natur ihm verliehenen Gaben trieb, reiner und edler in der Freundschaft sich bewährte, als der frommgläubige Christ, welcher, der Vereinigung mit Gott entgegenschmachtend, immer den Blick auf den Himmel gerichtet hielt. Die letzte Zeit hat manche neue Mittheilungen auch über dieses Verhältniß gebracht, das von Janssen, einem der kenntnißreichsten katholischen Geschichtschreiber, zu Goethes Ungunsten dargestellt worden.

Die beiden in innigster Liebe aneinander hängenden Grafen von Stolberg waren von ihren streng protestantischen Eltern vor jeder Berührung mit freidenkenden Christen und freigeistigen Leugnern der in der Bibel enthaltenen Offenbarung gewahrt worden. Als Genossen des „Hains" erlebten sie in Göttingen den Aufgang des als Prophet freien deutschen Geistes von ihnen verehrten „Götz". Mit dieser Begeisterung für die von Shakespearescher Kraft durchwehte Dichtung des jungen Frankfurter Advokaten kamen sie nach Kopenhagen zurück. Doch als größter Dichter galt ihnen der Freund des elterlichen Hauses, der Sänger des „Messias", dessen Winke

ihnen fast für göttliche Befehle galten. Dieser hatte ihre eigene dichterische Begabung dadurch geweiht, daß er sie gewürdigt, in einer ihnen gewidmeten Ode die Weissagung auszusprechen, in einem Jahrhundert werde Deutschland frei sein, „der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht herrschen". Auch den Dichter des „Götz", der auf äußern Anlaß ihm seine Verehrung bezeigt hatte, zählte Klopstock zu seinem Kreise; verschmähte er es ja nicht auf seiner Reise nach Karlsruhe der Einladung in Goethes elterliches Haus zu folgen, wo er, wie wenig auch der Vater seiner Dichtung hold war, als ein hochverehrter Gast erschien. Der junge Dichter, der durch den Anfang seines „Faust" Klopstocks hohe Meinung von ihm gesteigert hatte, begleitete ihn bis Mannheim. Noch in demselben Monate begann er durch „Werther" die ganze empfindsame Welt in stürmische Bewegung zu versetzen. Unter den Begeisterten, die sich dem Wertherdichter ans Herz warfen, befanden sich auch die beiden für Natur, Freiheit und Vaterland schwärmenden Grafen, zwischen denen er an Alter fast wie ein Bruder in der Mitte stand. Von den überschwänglichen Briefen, die ihre Verehrung und zugleich die freudige Hoffnung aussprachen, auf einer Reise in das gelobte Land ihrer Ideale, die Heimat Wilhelm Tells, ihn bald persönlich zu begrüßen, hat sich keine Spur erhalten; verkommen sind auch die Zeilen, die sie ihm von einer Unbekannten übersandten, welche, wie sich bald herausstellte, ihre zweiundzwanzigjährige Schwester Auguste war. Die liebevolle Zartheit ihrer Frage, ob er glücklich sei, rührte ihn unendlich, so daß er seine eben damals ganz von der Liebe Lust und Leid umgetriebene Seele der unbekannten fernen Freundin erschloß.

Seit der ersten Stunde ihres Zusammentreffens in Frankfurt waren die beiden Grafen mit Goethe ein Herz und eine Seele; auch mit dem ihm befreundeten Klinger, dessen niederer Stand neben seiner Begabung als dramatischer Dichter nicht in Betracht kam, schlossen sie einen feurigen Bund. Christian, der ältere Bruder, meldet der ältesten Schwester vom Dichter des „Werther": „Er ist ein gar herrlicher Mann. Die Fülle der heißen Empfindung strömt aus jedem Wort, aus jeder Miene. Er ist bis zum Ungestüm lebhaft, aber auch aus dem Ungestüm blickt das zärtlich liebende Herz hervor. Wir

sind immer beisammen und genießen zusammen alles Glück und Wohl, das die Freundschaft geben kann.“ Von dem übermüthigen Tollen, zu welchem die Grafen sich hinreißen ließen, besonders Fritz, der, wie Goethe, von einer unglücklichen Liebe (und es war, wie bei diesem, nicht seine erste) gequält wurde, schweigen die Briefe an die Schwestern. Zur größten Freude gereichte es den von Freundschaft und Freiheit schwärmenden Grafen, daß Goethe, ihr „vertrauter Freund“, sie wenigstens bis sechzig Stunden hinter Karlsruhe begleiten wollte. Die Reisenden ließen sich eine ganz gleiche Wertheruniform machen. Von der überspannten Liebe des jüngern Grafen, die nur ein Schatten gegen seine erste Liebe sei, hatten sie auch auf dem Wege viel zu leiden, besonders als in Straßburg die schreckliche Kunde eintraf, die mit aller Glut der Leidenschaft ersehnte Geliebte könne ihm nicht angehören. Das Glück wollte es, daß Goethe auch in dem Lande der Freiheit mit den Stolbergen sich zusammen fand. An tollem Jugendübermuth und Freiheitsschwärmerei that er es ihnen nicht zuvor. Fritz sprühte von dichterischem Feuer; ja er ließ in der Schweiz seinen überschäumenden „Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert“, freilich nur für Freunde, drucken, aus welchem die beiden Reichsgrafen, die im Kampfe für die Freiheit den Heldentod sterben, wunderlich hervorgucken. Goethe, der sich hier zu keinem dichterischen Ergusse sammeln konnte, las den Freunden aus seinen ungedruckten Sachen, welche ihnen „würdige Brüder“ des „Götz“ schienen. Neben Homer und Ossian war die Bibel die Begleiterin der Grafen. Auch Goethe liebte diese, glaubte er auch nicht, wie Fritz, „ihre große, liebe Einfalt“, in welcher selbst Homer ihr nicht gleich komme, sei „der größte Beweis ihrer Wahrheit“. Darüber kam es so wenig wie über ihre christlichen Anschauungen zu einer Verhandlung. Welchen Anstoß die Grafen durch ihr freies Baden, an dem sich Goethe mit betheiligen mußte, in der Schweiz gaben, wo sie sich alles erlaubt hielten, ist bekannt. Noch nach ihrer Abreise sahen sie sich veranlaßt, ihre „unanständigen Scherze“ und ihren „Muthwillen in Pfeffersbad“, die ihnen so üble Nachrede gebracht, gegen Lavater zu entschuldigen. Welch ein burschikoser Ton zwischen den Freunden herrschte, zeigt der Anfang eines Briefes, mit welchem Goethe nach der Rückkehr die sehr spät erhaltenen Nachrichten der

Brüder beantwortete: „Dank euch Ungeheuern für eure Briefe, und so das Meerweib [Spitzname des Freiherrn Heinrich Christian Karl von Haugwitz, der die Reise mitgemacht] nicht schreibt, so hauts, wenn es aus dem Bade steigt, mit Nesseln. Ich hab' euch drei dramatisirt: Graf Christian Truchseß, Graf Friedrich Leopold und Junker Kurt, wo ihr auf dem großen Krönungssaal zu Frankfurt in naturalibus hingestellt seid" [also ihr Benehmen beim Besuche des Römers].

Goethes Entfernung ging den Freunden sehr nahe. „Er macht so sehr eins mit uns aus", schrieb Fritz der ältesten Schwester, von der er Goethe so viel erzählt habe, daß dieser sie gewiß besser kenne als viele, die ihn oft sähen. Von Frankfurt aus enthüllte Goethe der jüngsten, Auguste, den bunten Wechsel seines Liebesglücks und seiner Liebesnoth. Den Brüdern schwieg er, bis sie im September ihm von ihrer Reise Bericht erstatteten und mittheilten, sie würden auf der Rückreise auch Weimar besuchen. Dorthin war er vom jungen Herzog Karl August eingeladen worden, als er diesen auf dessen Brautreise nach Karlsruhe in Frankfurt begrüßte, doch wollte er sich darüber erst entscheiden, wenn er ihn in Begleitung seiner Gattin wieder gesehen. In einem sonderbaren „Pick auf die ganze Welt" erwiderte er den Grafen, könne er nach Weimar, so thue er es, aber gewiß nicht ihnen und keinem Menschen zu Liebe. Ihre Reise gönne er ihnen; sie sei ihrer werth. Von Zimmermann, der bei der Rückkunft aus der Schweiz bei Goethe gewohnt hatte, seien sie weidlich gepriesen worden. „Gustchen ist ein Engel!" schließt er. „Hols der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist! — — Uebrigens bin ich mit der vollkommensten — Schreibt hierher, wenn [wann] ihr nach Weimar kommt." Die Aeußerung über Auguste gefiel den Brüdern so, daß Christian gegen Schwester Katharina äußerte: „Hättest du ihm doch auch geschrieben, so klagte er über dich nun auch so!"

Schon in Gotha vernahmen die Grafen zu ihrer höchsten Freude, daß Goethe in Weimar sei. Bei Hofe, wo man dem Dichter nicht günstig war, wurde am Tische viel über Werther „deräsonnirt", so daß Fritz sich kaum enthielt, offenen Widerspruch dagegen zu erheben — doch er wagte es nicht. Die herrlichsten Tage waren ihnen in Weimar beschieden. „Goethe hab' ich diesmal noch lieber

gekriegt", schreibt Fritz von Dessau aus der ältesten Schwester. „Der Herzog ist ein herrlicher achtzehnjähriger Junge, voll Herzensfeuers, voll deutschen Geistes, gut, treuherzig, dabei viel Verstand." Die Herzogin, die sie schon von Karlsruhe aus kannten, sei eben ein Engel. Die verwittwete Herzogin habe viel Verstand, viel Würde, eine in die Augen fallende Güte. „Wir waren gleich auf dem angenehmsten Fuß dort; es ward uns sehr wohl und ihnen ward auch wohl bei uns. Den Vormittag waren wir entweder bei Goethe oder Wieland oder ritten mit dem Herzog auf die Jagd oder spazieren. Von zwei bis fünf Uhr waren wir bei Hof. Nach Tisch wurden kleine Spiele gespielt, blinde Kuh und Plumpsack. Von sieben bis neun Uhr war Concert oder ward vingt-un gespielt. Einmal war Maskerade. Einen Nachmittag las Goethe seinen halbfertigen ‚Faust‘ vor. Es ist ein herrliches Stück. Die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Szenen." Wie heiter es häufig herging, zeigt das, was er darauf vom vorletzten Abend beim Prinzen Constantin erzählt. Wir hören auch, dem Herzoge habe der „Freiheitsgesang", den ihm jemand gegeben, so gefallen, daß er Fritz fragen ließ, ob er ihn nicht dem großen Friedrich widmen wolle, worauf dieser denn eine ziemlich bittere Widmung in Knittelversen darauf schrieb, die, wie er später hörte, gut aufgenommen wurde. Daß es auch zu übermüthigen Ausbrüchen gekommen, lesen wir freilich nicht in den Berichten an die zwei ältern Schwestern, die uns allein vorliegen. Jedenfalls nahmen sie wenigstens einmal an der lustigen literarischen Morgengesellschaft Theil, die sich Sonnabends bei Wein und Punsch in der Wohnung des Herzogs versammelte. In Weimar hat sich die Sage von einem wunderlichen Mahle im Zimmer des Geheimsekretärs Bertuch erhalten, wobei man alle gewöhnlichen Trinkgeschirre weggeworfen und aus Aschenkrügen altdeutscher Gräber getrunken. Nach einer pathetischen Anrede von Fritz trank man, so hieß es, auf Thuiskos Wohl. Jedenfalls wußte man (das wenigstens ergiebt sich aus dieser Sage) von einem tollen Gebaren der Stolberge. Daß es manche am Hofe gab, die mit dem Betragen der lustigen dänischen Kammerjunker nicht zufrieden waren, lehrt die Aeußerung von Fritz: „Einigen steifen Hofleuten waren wir, glaub' ich, ein Dorn im Auge, aber alle Guten waren uns herzlich gut." Unter

den Unzufriedenen war dr einflußreiche Oberhofmeister der Herzogin Graf von Görtz, wogegen der Oberhofmeister der Herzogin Mutter Graf von Putbus sich äußerst freundlich zeigte. Die Stolberge hätten ihren „Wolf“ gern mit nach Hamburg genommen; aber der Herzog litt es nicht, da er sich möglichst lange der nur auf wenige Wochen vom Vater gestatteten Anwesenheit Goethes freuen wollte.

In Dessau wohnten die Grafen einer „herrlichen Saujagd“ bei. „Zwanzig Saue wurden erlegt“, schreibt der ältere Bruder, „sechs Stunden rannten wir zu Pferd durch den Wald, drei Sauen hab' ich mit dem Hirschfänger den Fang gegeben. Das ist ein Leben!“ Fritz war noch in Berlin bei der Erinnerung daran außer sich. „So was kannst du dir gar nicht vorstellen“, schreibt er der ältesten Schwester. „Dumm, stockdumm sind die Philosophen, welche sich gegen die wilden, rauschenden Freuden erklären. Nach der Flut kommt immer die Ebbe; denselben Nachmittag hörte ich ein Concert, welches mich weit mehr rührte, als es ohne den Taumel des Vormittags würde gethan haben. Ueberhaupt macht uns jede erlaubte Freude besser; davon bin ich fest überzeugt, hab's oft erfahren.“ In Berlin traten die Grafen (was würden ihre beschränkt frommen Eltern dazu gesagt haben!) als Freimaurer in die Loge zu den drei Rosen nach dem System des tollen von Zinnendorf, das auch mit Goldmacherei und allerlei Schwindel zu thun hatte. Sie trafen hier Claudius, den maurerische Geschäfte dorthin geführt hatten. Mit ihm reisten sie nach Hamburg, wo sie Klopstock, den sie für den „größten Dichter unserer, ja vielleicht jeder Zeit“ hielten und als den von den Eltern ihnen zugewiesenen Schutzgeist verehrten, wieder eine Zeit in seine Zucht nahm, der sie wohl zu bedürfen schienen.

Am 12. Januar 1776 kehrten die dänischen Kammerjunker nach Kopenhagen zurück. Leider fehlen uns die damals zwischen Goethe und ihnen gewechselten Briefe; wir wissen nur, daß Fritz den vom Herzog ihm durch Goethe gemachten Antrag, als Kammerherr in Weimar einzutreten, mit der Erlaubniß annahm, den Frühling noch bei seinen Geschwistern zu bleiben. Oeffentlich ward er als herzoglicher Kammerjunker erklärt und „in allen Etats aufgeführt“; freilich stand er noch nicht in dem am 10. Februar erschienenen „Hof- und Adreßkalender“, und auch das „Wochenblatt“, das sonst

alle Ernennungen anzeigte, schwieg von ihm. Doch der Kammerherr von Seckendorff nennt schon am 15. Februar den jüngern Grafen Stolberg, den „Bardensänger", als künftigen Amtsgenossen. Im März schrieb Fritz an Knebel: „Wie viel Gutes verspreche ich mir von einem Orte, wo der Guten so viel sind! wo eine fürstliche Familie die wahre Hoheit empfindet, und so gut ist und so edel und so glücklich, wo am Hofe so brave Männer sind und liebliche Weibchen." Gleichzeitig muß Fritz sich an Goethe gewandt haben, da dieser unter den Personen fehlt, die er durch Knebel grüßen läßt.

Da fuhr Klopstock wie ein Blitz dazwischen. Hatte Goethe früher, als Gast des Herzogs, diesen von manchem ausschweifenden Ritte und überlustigen Treiben nicht abhalten dürfen, seit er sich zum Bleiben entschlossen, achtete er nur auf das Beste des jungen Fürsten, dem er genaue Kenntniß seines Landes und dadurch Liebe zur Arbeit beizubringen suchte. Aber je selbständiger sich der Herzog zeigte, um so unzufriedener wurden die Hofleute, die dem gehaßten Günstlinge heimlich und öffentlich die Schuld von allem zuschrieben, was ihnen mißfiel, wodurch sie aber die Zuneigung Karl Augusts gegen den in seinem ganzen Werthe erkannten Dichter nur steigern konnten. „Ich bin ihm, was ich sein kann, er mir, was er sein kann", durfte Goethe sich rühmen. Aber Karl Augusts fürstliche Eigenheit, etwas Tolles, das er sich ausgedacht, trotz allem durchzusetzen, konnte er ihm nicht abbringen. Ein Courierritt, den er, obgleich das Wetter seine Gesundheit angegriffen hatte, trotz Goethes Mahnung sich nicht versagen wollte, zog ihm eine längere Krankheit und Schwäche zu. Die erbitterten Gegner unterließen nicht, diese als Folge seiner durch Goethe unterstützten Ausschweifung auszuschreien. Graf Görtz legte zum schmerzlichen Bedauern der Herzogin seine Stelle nieder. Seckendorff, der auf die erste Vertrauensstellung beim Herzoge gerechnet hatte, schmähte auf die „Hofteufel", denen dieser verfallen sei. Noch gesteigert ward die Erbitterung, als das Verbleiben des allmächtigen Günstlings, der auch Nachts oft um den Herzog war, als gesichert galt. Da schreckten Neid und Haß vor keiner noch so abgeschmackten Verleumdung zurück, und sie wußten sie überallhin zu verbreiten, den Ruf Goethes und des jungen Herzogs zu schänden.

Solche schlimmen Gerüchte hatten auch den Weg zu Klopstock gefunden, zunächst durch die nach Karlsruhe gedrungenen Klagen der Herzogin, die sich unglücklich fühlte, daß ihr Gatte, was er schon vor Goethes Ankunft gethan, sich wilden Vergnügungen überließ, daß er so wenig Achtung vor dem feinen Hofton hatte, auch sie selbst vernachlässigte. Einen großen Theil der Schuld schrieb auch sie dem geistig so hochstehenden Dichter zu, trotz seines eifrigen Strebens, den Herzog von seinen Ausschweifungen abzuhalten und ein herzliches Verhältniß der Gatten anzubahnen. Aber bei Karl Augusts selbständiger, fast trotziger Natur war dies außerordentlich schwierig; eine barsche Zurechtweisung würde den Zweck verfehlt, den strengen Mentor um alles Vertrauen gebracht haben, worauf doch jede Hoffnung einer gedeihlichen Einwirkung einzig beruhte. Wie trefflich der als gewissenloser Verführer Karl Augusts geschmähte Goethe auf diesen zu wirken wußte, zeigt ein glücklich erhaltener Brief vom 4. Mai. Dem Herzog, der ihn nach Ilmenau wegen eines dort ausgebrochenen Brandes gesandt hatte, sagt er schließlich: „Hiernach hab' ich noch eine Lektion für Sie. Da ich so auf dem Wege über Ihre allzugroße Hitze bei solchen Gelegenheiten dachte, dadurch Sie immer im Fall sind, wo nicht was Unrechtes, doch was Unnöthiges zu thun und Ihre eigenen Kräfte und die Kräfte der Ihrigen vergebens anzuflammen, drum hab' ich auch Staffen und Wedeln gebeten zurückzubleiben, da ich selbst mehr da bin, um Ihnen vom Ganzen Nachricht zu geben und mich zu unterrichten als etwas zu nützen ... Seien Sie hübsch ruhig, so viel's sein kann, leben Sie als homme de lettres und Privatmann, schonen Sie die Hüfte bei dem Wetter!"

Vier Tage darauf ließ es Klopstock sich beigehen, ohne jede Kenntniß des schwierigen Verhältnisses und des gewissenhaften Ernstes Goethes, an dem der tändelnde Messiassänger sich ein Beispiel hätte nehmen können, diesem wie einem leichtsinnigen Verführer ins Gewissen zu sprechen. Er begann damit, daß er von der Wahrheit der Sache vollkommen überzeugt sei, sie „glaubwürdig wisse"; und doch hatte er von der Art, wie Goethe auf den Herzog wirkte und wirken mußte, nicht die leiseste Ahnung. Es könne sich hierbei, fährt er fort, gar nicht um Verschiedenheit der Grundsätze handeln, es

frage sich nur, was die nothwendige Folge seiner Einwirkung sei. „Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt [das Schlimmere unterdrückt er], anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, denselben entkräften und erliegen.“ Jetzt erst tritt er mit seiner vermeintlichen Berechtigung hervor, sich als Vertreter der deutschen Gelehrtenrepublik einzumischen. „Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen jetzo den Herzog mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Ton fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen sein, was ich fühle, daß geschehen wird!“ Um auf Goethe zu wirken, bedurfte es einer solchen politischen Betrachtung nicht. Eben so wenig konnte Klopstock, wäre Goethe so gewissenlos gewesen, wie dieser voraussetzte, durch die Hervorhebung des Schmerzes und des Grames der Herzogin wirken, die er mit dem Ausrufe schließt: „Luisens Gram, Goethe! Nein! rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie sie lieben wie ich!“ Daran schloß sich die Drohung, Stolberg werde, wenn der Herzog sich nicht ändere, wieder weggehen, was aber für diesen die üble Folge haben werde, daß er ohne Stelle sei, da er den Dänischen Dienst gegen den Weimarischen aufgeben mußte. Zum Schlusse bemerkt Klopstock, daß er nichts dawider habe, wenn Goethe dem Herzog diesen Brief zeigen wolle. „Im Gegentheil: denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören mag.“

Klopstocks unbesonnenes Einmischen erklärt sich nur durch seine Hast, der Gelehrtenrepublick einen Dienst zu erzeigen. Die Stolberge hatten ihm nach ihrer Rückkehr das Gegentheil von allem gesagt, was ihm jetzt ein einseitiges Gerücht zubrachte, das von den geschworenen Gegnern Goethes, besonders von der Adelspartei, kam, und nur darauf beruhte, daß die Herzogin sich unglücklich fühlte, ihr Gatte die Hofetikette nicht achtete, ein freies, flottes Leben liebte, nach eigenem Ermessen handelte und — Goethe sein vertrauter Freund war. Klopstock wußte nicht, welch ein fester, unbeugsamer Charakter der Herzog war, der dadurch schon seiner Mutter große Not gemacht hatte. Daß Goethe dessen stürmisches

Wesen zu beruhigen, ihn zu thätigem Wirken für das Beste des Landes zu bestimmen, seiner Kälte und Rücksichtslosigkeit gegen die Herzogin wirksam entgegenzuarbeiten mit voller Seele bestrebt war, ahnte er nicht; er kannte diesen so wenig, daß er ihn für einen tollen, gewissenlosen Jungen hielt, dessen Unbesonnenheit so weit gehe, leichtfertig den Herzog, mit dem doch sein Dasein innig verknüpft war, sich zu Grunde richten zu lassen. Und diesem muthete er zu (er dachte sich wohl, daß er dies nicht thun, sondern sich bei ihm selbst rechtfertigen werde), der Bote eines solchen plumpen Briefes an den Herzog zu werden, der diesen und Goethe in gleicher Weise durch die schlechte Vorstellung, die er sich von ihnen gemacht, und die ernste Warnung beleidigen mußte, zu welcher Klopstock, obgleich er als Dichter des Vaterlandes und der Religion hoch angesehen war, nicht das geringste Recht hatte.

Goethe zeigte natürlich dem Herzoge, vor dem er kein Geheimniß hatte, auch diesen Brief. Karl August mußte sich durch die Verdächtigung seines Goethe als eines Verführers nicht weniger als durch die armselige Rolle eines Verführten, die er selbst darin spielte, tief verletzt fühlen: und doch durfte es an einer Antwort nicht fehlen. Goethe widerstand es immer, sich vor Freunden gegen Beschuldigungen zu vertheidigen, deren Unwahrheit jeder fühlen mußte, der sein Herz kannte — ein Zug, den er mit Lessing gemein hat. Klopstock zu erwidern war um so schwieriger, als er diesen nicht beleidigen mochte, aber des Herzogs und seine eigene Würde wahren mußte, und doch nicht verrathen durfte, in welcher Weise er als treuer Schutzgeist über den Herzog zu wachen suche; war dies ja sein heiliges Geheimniß, dessen leiseste Andeutung Karl August beleidigt hätte. Dieser hatte kurz vorher seinen vertrauten Freund gegen eine verächtliche Bemerkung des Geheimerath von Fritsch in Schutz genommen, und ein paar Tage nach dem Einlaufen von Klopstocks Brief stellte die Herzogin-Mutter in einem Schreiben an denselben Fritsch seiner Sittlichkeit und ernsten Treue ein äußerst glänzendes Zeugniß aus. Auffallen kann es, daß Goethe, ehe er an Klopstock schrieb, sich nicht seiner mit diesem vertrauten Auguste mittheilte. Freilich begann er am 17. Mai ein Tagebuch an diese, in welchem er ihr alles, was er gethan und was sich be-

geben, getreu aus vollem Herzen mittheilt, und hier schreibt er am 20. vom Herzoge: „Er ist ein trefflicher Junge, und wird, wills Gott, auch ausgähren. Fritz wird gute Tage bei uns haben, so wenig ich ihm ein Paradies versprechen darf“: aber dieses Tagebuch schickte er erst am 24. ab, bis zu welchem er es fortführte, und schon vier Tage früher hatte er Klopstock in seinem und des Herzogs Namen erwidert. Es war eben eine Ehrensache, die Mann gegen Mann geführt sein wollte. „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock!“ schrieb er. „Sie helfen uns nicht, und machen uns immer ein paar böse Stunden.“ Milder konnte er den ungebetenen Eckardt seines Fürsten nicht abwehren, der diesem vorgeworfen, er betrinke sich zum Krankwerden, wodurch er sich und seine Gattin zu Grunde richten werde. Auf sich selbst kommt Goethe dann mit der Bemerkung, Klopstock fühle, daß er darauf nichts antworten könne, da er entweder als Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen oder sophistisch entschuldigen oder als ehrlicher Kerl sich vertheidigen müßte, wobei als selbstverständlich vorausgesetzt wird, daß ihm keine dieser drei Erwiderungen gegen Klopstock möglich. Wenn er hinzufügt: „Und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus; und wozu?“ so liegt darin das Bewußtsein der besten Absicht ausgesprochen, wie entfernt er auch davon sei, alles einzelne, was er und der Herzog gethan, zu vertheidigen. „Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache“, fährt es fort. „Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf all solche Briefe, auf all solche Anmahnungen antworten sollte.“ Diese freilich stark übertreibende Aeußerung soll darauf deuten, daß auch manche andere ihm mündlich und schriftlich ihre Besorgniß ausgesprochen, die aber völlig haltlos sei, da sie jeder Einsicht in die Verhältnisse entbehre und er seines Zieles bei der Leitung des Herzogs sich wohl bewußt sei. Wissen wir ja, daß selbst Frau von Stein besorgt war, wenn sie auch freilich an Goethes gutem Willen nicht zweifelte, nicht, wie der Sänger des „Messias“, ihn für einen gewissenlosen Verführer hielt. Endlich kommt Goethe auf den Herzog zurück, den ein derartiger Verdacht von einem solchen Manne geschmerzt habe. „Dem Herzog thats einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock

wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das." Erst nach dem Lebewohl schließt er: „Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und wills Gott besser, als er uns gesehen hat." So konnte er sich auf die persönliche Kenntniß von Stolberg selbst berufen, dem Klopstock, wie er nicht undeutlich zu verstehen gegeben, abrathen wollte, sein Wort zu halten, ja er durfte sich mit gutem Gewissen darauf berufen, daß sie jetzt ruhiger und ernster geworden seien. Der Brief ist ein Meisterstück in seiner Art, gefaßt, selbstbewußt, seine und des Herzogs Ehre wahrend, ohne ein verletzendes Wort.

Aber wie hätte Klopstock, der von einem Kreise unterwürfiger Verehrer umgeben war, eine solche männliche Abwehr der gröbsten Beleidigung ertragen können! Am 29. brach er mit kurzen zornigen Worten jede weitere Verbindung ab. Am meisten hatte ihn Goethes Bemerkung geärgert, er würde keinen Augenblick für sich behalten, wenn er auf alle solche Briefe und Anmahnungen antworten sollte: daß er ihn von andern nicht unterscheide, schien ihm eine Herabwürdigung seiner Person, obgleich auch die andern Anmahnungen von achtungswerther Seite kommen konnten, und Goethes Versicherung der Liebe und Verehrung nicht fehlte. Mit Bitterkeit erklärte Klopstock, Goethe (und folgerecht auch der mit in Betracht kommende Herzog) sei dieses Beweises seiner Freundschaft nicht werth. Und zum Schlusse noch die Drohung: „Graf Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört oder vielmehr, wenn er sich selbst hört." Ja, Weimar war ein Pfuhl, in den sich Stolberg nicht stürzen durfte, Goethe ein Verführer, der den Herzog zu Grunde richten half: dieses ohne jede nähere Kenntniß gefällte Urtheil stand bei Klopstock fest. Ein Menschenkenner hätte aus dem Briefe auf Goethes Herz und seine edle Gesinnung schließen müssen, aber Klopstock war ein solcher nicht, wie sehr er es sich auch einbildete, und wie hätte der sich selbst verehrende erste Dichter der Nation einen Schritt zurückthun, gestehen dürfen, daß er sich übereilt habe!

Und was that der edle deutsche Freiheitssänger, der auf Mannesehre hielt, was that Fritz Stolberg, als Klopstock ihm seinen Briefwechsel mit Goethe mittheilte und ihn aufforderte, nicht nach Weimar zu gehen, als auch seine Schwester Auguste, die durch Klopstock

und die von diesem ihr erzählten lügenhaften Skandalgeschichten trotz Goethes herzlichem Tagebuche gegen diesen verstimmt war, so Abscheuliches von seinem Wolf ihm berichtete? Er, der Goethes edles und männliches Herz kannte, der aus eigener Anschauung wußte, daß es in Weimar nicht so schlimm gewesen, der Goethes Versicherung glauben mußte, sie seien besser, als er sie gesehen, dem jedes Wort hätte zeigen sollen, daß dieser ein reines Gewissen habe — er war so tief von Klopstocks Verehrung erfüllt, daß er an Goethes ehrlicher Abwehr des ehrenrührigen Angriffs großes Aergerniß nahm, ja noch einen Stein auf den so schnöde Behandelten warf. Von der Möglichkeit einer solchen Beantwortung eines Briefes von Klopstock habe er keine Idee gehabt, obgleich er Goethes unbiegsames Wesen kenne, erwiderte er am 6. Juni. „Starrkopf ist er im allerhöchsten Grade, und seine Unbiegsamkeit, welche er, wenn es möglich, gern gegen Gott behauptete, machte mich oft für ihn zittern. Gott, welch ein Gemisch, ein Titanenkopf gegen seinen Gott, und nun schwindelnd von der Gunst eines Herzogs! Sagen Sie, mein Liebster (denn Sie erkannten früh seinen eisernen Nacken), dachten Sie nicht an ihn, wie Sie die ‚Warnung' machten? Und doch kann er so weich sein, ist so liebend, läßt sich in guten Stunden leiten am seidenen Faden, ist seinen Freunden so herzlich zugethan. Gott erbarme sich über ihn, und mach' ihn gut, damit er trefflich werde! aber wenn Gott nicht Wunder an ihm thut, so wird er der Unseligsten einer." Wer aber war ungestümer auf der Reise gewesen, Fritz oder Goethe? Und wenn die Stolberge auch früher seine Unbändigkeit bemerkt hatten, worin ihm Fritz kaum nachstand, wo hatten sie Proben seiner Unbiegsamkeit gehabt? Und bei welcher Gelegenheit hätte Klopstock Goethes „eisernen Nacken" erkannt, Klopstock, den er zweimal mit größter Verehrung aufgenommen, mit dem er sich auf das freundlichste unterhalten, dem er aber, wenn er ihm auch selbst den Anfang seines „Faust" mittheilte, sein Inneres nicht enthüllt, höchstens die Qual seiner Liebe verrathen hatte. Und den „Faust" hatte ja Klopstock selbst gerühmt, ohne darin einen Ausfluß seines eigenen Faustischen Wesens zu erkennen. Dazu nun gar Stolbergs alberne Vermuthung, Klopstock habe bei der schon 1772 gedichteten, wenn auch erst im

vorigen Herbste gedruckten „Warnung“ Goethe im Sinne gehabt, bei einer gegen diejenigen gerichteten Ode, die sich gegen Gottes Anordnung der Welt und des menschlichen Schicksals empören, wovon bei Goethe nirgend eine Spur, auch nicht in seinem freilich arg mißdeuteten „Prometheus“. Was bei der Unbiegsamkeit gegen Gott, die ihn oft für Goethe zittern gemacht, Stolberg vorschwebe, erfahren wir aus einem andern gleichzeitigen Briefe. Dort lesen wir: „Es ergriff mich ein Grausen, als er mir an einem der letzten Tage meiner Anwesenheit in Weimar von Riesengeistern sprach, die sich auch den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen. Dieser unbeugsame Trotz wird, wenn er in ihm weiter wuchert, auch sein Herz kälter machen. Armer Erdenwurm! sich den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen, gleichsam rechten wollen mit Gott! Da fielen mir die Worte von Klopstock ein: „Ihr rechtet mit dem u. s. w. (die beiden ersten Strophen der „Warnung“).“ In welcher Verbindung von solchen Riesengeistern die Rede gewesen, entzieht sich unserer Kenntniß. Aber Stolberg konnte leicht eine Aeußerung Goethes mißverstehen, auf die vielleicht dessen „Prometheus“ geführt hatte. Goethe war weit entfernt, „ewigen geoffenbarten Wahrheiten zu trotzen“, d. h. solchen, die er für wirklich geoffenbart hielt, was ja an und für sich Wahnsinn wäre; daß er an die christliche Offenbarung nicht glaubte, wissen wir, aber er brüstete sich damit nicht, ehrte vielmehr jeden Glauben. Sollte zufällig das Gespräch mit dem Freunde ihn darauf gebracht haben, so wird er auch zugleich seinen Glauben an den Gott in der Natur, den Stolberg schon aus seinem „Faust“ kannte, warm ausgesprochen haben, was freilich nicht hindern konnte, daß der bibelgläubige Freund sich darüber entsetzte, der keinen Nichtchristen sich als einen guten Menschen denken konnte, wie auch seine älteste Schwester den Dichter des „Nathan“ ohne weiteres für einen „bösen Menschen“ erklärte. Und von einem solchen Grausen über Goethe war ja noch keine Spur vorhanden, als Fritz ihn mit nach Hamburg nehmen wollte, als er darauf sich bereit erklärte, dem durch Goethe ihm zugekommenen Rufe des Herzogs zu folgen. Doch der gräfliche Freund begnügt sich nicht damit, Goethe für einen Trotzkopf gegen Gott auszugeben, was er entschieden nicht war, seine Erwiderung gegen Klopstock be-

weist ihm sogar, er schwindle von der Gunst des Herzogs. Niemand war weniger von dem Glanze und der Macht der Fürstlichkeit als solcher geblendet: aber wie durfte er den Herzog, der ihm mit brüderlicher Zuneigung ergeben war, der ihn trotz aller gegen ihn geschmiedeten Ränke als seinen Vertrauten ehrte, den edlen fürstlichen Jüngling, dessen voller Entwicklung er sich geweiht, dessen Landen er redlich zu dienen sich entschlossen hatte, als einen unartigen Schulbuben von Klopstock herabkanzeln und sein eigenes ernstes Streben als gewissenlose Verführung verdächtigen lassen! Hätte Stolberg nur die geringste Ahnung von Goethes Wesen und Streben gehabt, unmöglich konnte er den Freund so verkennen. Und warum zog er keine nähere Nachricht bei den Weimarischen Bekannten ein! Waren am Hofe nur gewissenlose Verführer und mußte er nicht glauben, wenn er an der Herzogin so warmen Antheil nahm, durch seine Gegenwart ein gutes Werk zu thun. Aber er und der Bruder, der ebenso feig Goethe aufgab, standen unter Klopstocks Zuchtruthe, und waren, wenn dieser winkte, keiner besonnenen Erwägung der Verhältnisse, am wenigsten eines ernsten Widerspruches fähig.

Vom Herzoge schreibt Fritz Stolberg daselbst, er habe bei allem Guten, was Klopstock kenne, natürliche Wildheit, ja, was unendlich schlimmer, Härte; sich durch Branntwein abzuhärten, wäre für ihn überflüssig und äußerst lächerlich. Von letzterm wußte Fritz nichts, er glaubte es der Verleumdung, die so weit ging, Goethe und den Herzog sich täglich in Branntwein berauschen zu lassen. Wer solche Schmach auf das bloße Gerücht hin von einem Freunde glaubt, kann nie eine lebendige gute Meinung von ihm gehabt haben. Und wie stimmt der bittere Vorwurf der Härte zu dem rosigen Bilde, das sein dessauer Brief von diesem „herrlichen Jungen" entworfen, wie zu der angeführten Aeußerung gegen Knebel aus dem März, wie reimt es sich damit, daß er unbedenklich den Ruf als Kammerherr annahm! Und war Karl August trotz aller ihm damals gezollten Lobsprüche wirklich ein so wilder, ja harter Charakter, so konnte nur die größte Thorheit es Goethe zumuthen, scharf mit ihm ins Gericht zu gehen, dieser mußte milde und unmerklich, wie es Goethe that, auf ihn zu wirken suchen, um nicht die Grundlage jedes Einflußes auf ihn, sein Vertrauen, einzubüßen! Statt neue

Beschuldigungen gegen Goethe vorzubringen, hätte Stolberg als Freund und ehrlicher Bekenner der Wahrheit seine eigene Erfahrung in die Schale werfen, er hätte darauf hinweisen müssen, daß der Herzog und sein Günstling viele Feinde am Hofe hätten, die vor keiner Verleumdung zurückschreckten, weshalb man allen Skandalgeschichten nicht glauben dürfe, daß Goethe eines so gewissenlosen wie unverständigen Treibens unfähig sei, er unzweifelhaft die besten Absichten habe, daß man von seinem eigentlichen Einwirken auf den Herzog gar nichts wisse, er jedenfalls eine außerordentlich schwierige Stellung habe, die man am wenigsten aus der Ferne beurtheilen könne, nicht durch unverständiges Eingreifen ihm noch erschweren dürfe.

Freilich wollte Fritz, wie er an Klopstock schrieb, sich nicht dazu verstehen, sein „Engagement mit dem Herzoge geradezu zu rompiren", aber dieser sollte ihn erst (welche Zumuthung, besonders nach Klopstocks Drohung!) noch einmal dazu auffordern, dann werde er „hin müssen". Doch zu Klopstocks Trost fügt er hinzu: „Ich hoffe mich früh so zu zeigen, daß er mich genug kennen lernt, um mir nichts anzumuthen das Ihres Freundes, mein Allerliebster, unwürdig wäre; thut ers, so verlass' ich ihn gleich." Welch ein ritterlicher Muth und welche Vorstellung von der Schlechtigkeit Goethes und des Herzogs, die es auf seine Verführung abgesehen! Im Grunde dachte er gar nicht daran, sich so ritterlich in Weimar zu zeigen, da er sich sagen mußte, der Herzog werde sich nicht so sehr vergeben, daß er ihn dringend bitte, doch ja zu kommen. Er hatte sich entschieden, nicht zu gehen und war auf eine andere Versorgung bedacht. Das Aeußerste, was jetzt geschehen konnte, als Klopstock seinen Getreuen abgewinkt hatte, that Goethe, als er am 24. Mai nach Klopstocks entschiedener Drohung, an Augusten schrieb: „Fritz soll kommen, wenn er gerne mag; der Herzog hat ihn lieb, wünscht ihn je eher je lieber, will ihn aber nicht engen." Weiter konnte er nicht gehen, das litt des Herzogs Würde nicht. Auch der Bruder, der für den weimarischen Hof nicht weniger als Fritz geschwärmt hatte, hielt diesen zurück, und selbst Auguste fiel vom Glauben an Goethe ab, da sie die von Klopstock mit einem einer bessern Sache würdigen Eifer aufgegriffenen Skandalgeschichten für wahr hielt. Fritz schreibt

im angeführten Briefe: „Die andern Geschichten, die Gustchen mir erzählt hat, sind lächerlich und schlecht.“ Voß, der in Wandsbeck bei Hamburg wohnte, hörte von Klopstock, der Herzog laufe mit Goethe auf allen Dörfern herum, besaufe sich und genieße brüderlich mit ihm einerlei Mädchen; die Sache werde, da der Adel auf Goethe äußerst erbittert sei, ein blutiges Ende nehmen. Je abscheulicher und alberner die Geschichten waren, um so glaubhafter schienen sie Klopstock. Von der tollen Wirthschaft, zu welcher der Herzog trotz Goethes Mahnung sich wirklich darauf im August, besonders in Stützerbach, hinreißen ließ, scheint Klopstock nichts vernommen zu haben. Einiges sollte Bode in Weimar selbst erlebt haben, aber dieser war erst nach Klopstocks erstem Schreiben dorthin gekommen, nach einem Briefe von Lenz an Lavater am 25. oder 27. Mai abgereist. Freilich ist die Möglichkeit, daß Klopstock diesen vor seinem Absagebriefe an Goethe gesprochen habe, nicht ausgeschlossen, aber was dieser nach dem die Sache wohl noch vergröbernden Berichte von Voß erzählt haben soll, deutet nur auf einen stark burschikosen Ton, der bei des Herzogs lustigen Gesellschaften herrschte, ja daß Goethe gesagt haben soll: „Donnerwetter, die Suppe ist heiß!“ hielt Bode der Mühe werth, Klopstock zu berichten! Und dieser griff es begierig auf und verbreitete es weiter. Wir wollen es nicht glauben, daß der selbst nicht feine Bode Spionirdienste Klopstock geleistet und das ihm geschenkte Vertrauen so arg mißbraucht habe. Bekannt ist, daß er ein Jahr später gar nicht so arg über Weimar dachte und als von einer Verheiratung einer lieben Verwandten der Gräfin Bernstorff an einen mit dem Hofe in Verbindung stehenden höhern Beamten die Rede war, nicht das geringste Bedenken dagegen erhob.

An seinem Geburtstag, an welchem Goethe gern etwas Bedeutendes unternahm, begann er wieder einen Brief an Augusten, die ihm nicht geantwortet hatte. Zwei Tage später schreibt er dieser: „Von Fritz hab' ich noch keinen Brief. Der Herzog glaubt noch, er komme, und man fragt nach ihm, und ich kann nichts sagen. Lieb Gustchen, mir ist lieber für Fritzen, daß er in ein wirkendes Leben kommt, als daß er sich hier in Kammerherrlichkeit abgerieben hätte.“ Nachdem er hervorgehoben, dieser lasse nichts von sich hören,

obgleich er angenommen und man alles ihm gestattet, was er gewünscht, fährt er fort: „Ich weiß auch, daß Dinge ein Geheimniß bleiben müssen [er deutet auf Klopstocks Einwirkung] — aber — Gustchen! ich habe noch etwas auf dem Herzen, das ich nicht sagen kann [daß Fritz den schändlichsten Verleumdungen gegen ihn und den Herzog Glauben geschenkt] — — — — Und die, die man so behandelt, ist Karl August, Herzog zu Sachsen, und dein Goethe, Gustchen! Laß mich das jetzt begraben! wir wollen dran wegstreichen!"

Aber die Seele von Fritz war bereits gerettet. Schon am 17. hatte der Herzog von Oldenburg ihn auf seinen Wunsch [denn durch sein Versprechen hielt er sich nicht gebunden, nicht einmal schien ihm Pflicht oder Anstand es zu gebieten, seinen Rücktritt zu erklären] zum Oberschenken und neun Tage später zum Gesandten in Kopenhagen ernannt. Durch Voß wissen wir, daß Goethe im September an Fritz schrieb und ihm sein beleidigendes Betragen vorhielt, wobei er Klopstocks Benehmen impertinent genannt haben soll. Als der Sänger des „Messias" dies gehört, habe er sich umgedreht und das große Wort gesprochen: „Nun veracht' ich Goethen." Klopstocks Anhänger machten es noch ärger. Voß nannte Goethe einen Schurken, und der junge Cramer schrieb ihm einen grimmigen Schmähbrief. Fritz selbst schwieg, im Gefühle, einen großen Sieg über sich selbst gewonnen, seine Seele Dank Klopstock gerettet zu haben. Der Reichsgraf glaubte eine so schnöde Behandlung des Herzogs, dem er zu Dank verpflichtet war, sich gestatten und seinem Herzensfreunde seine Liebe durch Verachtung vergelten zu dürfen. Von Goethes hohem Selbstbewußtsein, das sich über ein solches eines Ehrenmannes unwürdiges Betragen erhaben fühlte, zeugt die am 11. September gedichtete „Seefahrt", die er seinen treuen Freunden sandte.

Trotz allem suchte Goethe die Verbindung mit der Schwester Auguste zu unterhalten: doch als auch diese kein Wort mehr für ihn hatte, schwieg er, auf das bitterste verletzt. Augusten hatte er einer solchen Verkennung unfähig gehalten: aber wo Klopstock gesprochen, mußten alle andern Rücksichten schweigen, so tief wurzelte die Verehrung für den Dichter des „Messias", den Freund der Eltern. Wohl mochte sie sich der Worte erinnern, die Goethe im

Herbst 1775 an die Brüder geschrieben; „Hols der Teufel, daß Gustchen Reichsgräfin ist!“ Damals waren diese von den beiden Brüdern mit höchstem Jubel aufgenommen worden: aber die Zeiten hatten sich in wenigen Monaten wie sehr geändert!

Im Herbste 1777 ließ Sophie von Schardt, die durch die Gräfin von Bernstorff dem Stolbergischen Kreise nahe stand, sich gern bestimmen, dem Weimarischen Regierungsrathe von Schardt, einem Bruder der Frau von Stein, ihre Hand zu versprechen. Daß Weimar kein solcher Höllenpfuhl sei, hatte sich zu Klopstocks und Stolbergs Beschämung nun herausgestellt. Aber auch als Sophie im Mai 1778 nach Weimar kam, wurde von Seiten der Beleidiger keine Annäherung versucht. Erst zwei Jahre später trat Goethe der reizenden, geistvollen, kunstsinnigen Schwägerin der Frau von Stein näher, die ihm endlich Zeilen an die ihm ungetreue Gräfin Auguste abdrang. „Schreiben Sie wieder einmal von sich,“ bat er, „und knüpfen Sie, wenn Sie mögen, den alten Faden wieder an; es ist ja dies sonst ein weiblich Geschäft.“ Sophie konnte dieser sagen, wie verdient sich Goethe um das Land und den Herzog gemacht, und wie schwer jene von Klopstock geglaubten, mit Bitterkeit beiden ins Gesicht geschleuderten Verleumdungen an ihnen gesündigt hatten. Als Auguste 1782 die bevorstehende Verbindung von Fritz mit der Hofdame Agnes von Witzleben Goethe meldete, erwiderte er: „Behalten Sie mich lieb, grüßen Sie die Brüder! Alles Glück dem neuen Paare! Ich bin wohl und noch immer in meinem Thale. Genießen Sie das Leben!“ Aller Groll war aus Goethes Seele geschwunden.

So konnten denn die Brüder, als sie im Mai 1784 mit ihren Gattinnen nach Karlsbad reisten, es wagen, Weimar zu besuchen, dessen Herzog und seinen Vertrauten, den jetzt mit den Kammerangelegenheiten belasteten, das Wohl des Herzogs und des Landes mit größter Aufopferung fördernden guten Wolf Fritz bitter beleidigt und leichtfertig verkannt hatte. Als Goethe bei der Gräfin Bernstorff die Brüder, auf welche diese ihn eingeladen hatte, plötzlich erblickte, ward er „blaß wie die Wand vor Freude und Rührung“. Fritz meldete von Karlsbad aus seiner Schwester Katharina: „In Weimar ward uns von Herzen wohl. Goethe war ganz der alte

geist- und liebevolle Goethe und fühlte sich um neun Jahre verjüngt. Er ist zwar noch nicht alt, aber acht Jahre fataler Geschäfte ist doch keine kleine Zeit.“ Mit welcher Beschämung mußten sie jetzt ihrer durch Klopstock hervorgerufenen Schmähungen und ihres Unglaubens an diesen gedenken, der freilich ganz andere, mühevollere Wege als sie gewandelt, aber stets sich selbst gleich geblieben war. Es war ein herrliches Zusammenleben, das aus den Jugenderinnerungen und der alten Herzensliebe reiche Nahrung schöpfte, dazu durch die unendliche Anmuth der jeden Mißklang lösenden, Goethes Seele ahnenden Gräfin Agnes gehoben wurde. Dieser war die Liebenswürdigkeit selbst; besonders in seinem Garten an der Ilm verlebte man die herrlichsten Stunden. „Der Herzog und die beiden Herzoginnen waren viel unter uns, störten uns aber nie“, schreibt Fritz; „sie sind wie Fürsten nicht sind.“ Karl August hatte Fritz viel zu vergeben, und er that es mit großem Herzen. Goethe fand von Stunde zu Stunde an Fritz mehr Gefallen, wie er Frau von Stein vertraute, so daß er mit ihm eine Zeit lang zu leben wünschte. Auch auf ihre dichterischen Bestrebungen kam die Rede, aber hier mußte Goethe die Brüder schonen, da weder ihre 1779 herausgegebenen Gedichte, deren Vignette, auf welcher Christian und Fritz als Centauren erschienen, man bei Hofe weidlich belacht hatte, noch die jeder Kunstvollendung entbehrenden „Jamben“, in denen Fritz vor kurzem ein wohlweises, scharfes Strafgericht über die Zeit gehalten, ihm behagen konnten. Als er hörte, dieser habe mehrere Stücke des Aeschylus übersetzt, bat er ihn um eines derselben, wogegen ihm Goethe seine „Iphigenie“ mitzutheilen versprach. Durch den Vortrag seiner Aristophanischen „Vögel“ ergetzte der weimarische Minister die Gesellschaft. Auch des „Wilhelm Meister“ ward gedacht. Die trennenden religiösen Anschauungen ließ man auf sich beruhen.

Eine bedeutende Folge konnte auch dieses gemüthliche Wiederfinden nicht haben; die Richtungen der Freunde waren zu verschieden, da Fritz nach dem Jenseits schmachtete, freilich ohne den irdischen Genuß zu verschmähen, Goethe fest auf der Erde stand und nur sein Wirken auf dieser und seine geistige Entwicklung im Auge hatte, auch ihre dichterischen Bestrebungen eben so weit auseinander

gingen, so daß keiner von beiden für die Schöpfungen des andern, bei allem ihm gewidmeten Antheil, sich begeistern konnte. Stolbergs „Traum", eine idyllisch eingekleidete Erzählung einer Versetzung in den Mond, nannte Goethe gegen Frau von Stein „ein recht himmlisches Familienstück", das man aber recht nur genießen könne, wenn man sie zusammen gesehen habe. Auffallender ist Stolbergs Urtheil über Goethes freilich damals noch der letzten Bearbeitung entbehrende „Iphigenie", die ihm nur eine Nachbildung des Euripides war: Goethe habe herrliche Züge hinzu gethan, aber auch herrliche ausgelassen, und selbst wenn das deutsche Stück Original wäre, würde er dem Griechischen den Vorzug zuerkennen. So wenig erkannte er den darin wehenden christlichen Geist! Stolbergs ohne allen Plan hingeworfener „Timoleon" schien Goethe „ein Grieche von Stolbergischem Geschlecht". „Ich bin so weit verdorben", äußerte er gegen Frau von Stein, „daß ich gar nicht begreifen kann, was diesem guten Manne und Freunde Freiheit heißt. Was es in Griechenland und Rom hieß, begreif' ich eher." Die Aeußerung ist äußerst bezeichnend, da sie darauf deutet, daß die Dichtung nur ein phantastisches Gebilde des republikanisch schwärmenden oldenburgischen Landdrosten sei. Freilich wurden Stolbergs Freunde, wie Boie, von dieser unendlich gehoben und gerührt, zählten sie sogar zu den wenigen Meisterstücken unserer Sprache.

Während Goethe dem bald darauf in Italien eingesogenen „julianischen Hasse" des Christenthums keinen öffentlichen Ausdruck gab, wandte sich der immer mehr im Christenthum aufgehende Stolberg wider Schillers „Götter Griechenlands", in denen er eine Schändung der Religion sah; war ihm ja die Dichtkunst „eine Schwester der Religion, eine Tochter der Begeisterung, die vom Himmel kommt". Mit Goethe war alle Verbindung aufgehoben, als er diesem im November 1788 die Kunde von dem am 15. erfolgten Tode seiner Agnes meldete. Er erhielt die Nachricht wahrscheinlich erst, als er am 4. Dezember von Gotha zurückkehrte*) und zugleich die Ankunft seines römischen Freundes Moritz erfuhr, den

*) Herders Gattin schreibt am 5.: „Vorgestern erhielt ich von der Luise Stolberg (der Gattin des ältern Bruders, bei dem Fritz Trost gesucht) die

er bei sich wohnen ließ. Er antwortete am 5. mit herzlichster Theilnahme aus voller Seele. Der Brief ist glücklich erhalten und ganz neuerdings mitgetheilt worden. Er lautet: „Die natürlichste Empfindung, mein Bester, ist, daß ich mich zu dir wünsche, daß ich in diesem Augenblicke des Schreibens überhoben sein könnte, daß ich dich an mein Herz schließen und dein Leiden theilen könnte. Du hast gewiß, indem du mir die traurige Nachricht schriebst, gefühlt, welchen Antheil ich an deinem Verluste nehmen würde. Diese Botschaft hat mich in einer guten, freudigen Stunde überfallen, und mich so verstimmt, daß mein Sinn noch immer [ihn erfreute damals der Besitz seiner Christiane, die er nach mehrern Tagen wiedersah] auf traurige Gedanken gerichtet ist. Ich kenne das Schicksal der Menschen: es wird selten gefunden, was du an ihr hattest. Mögen die Kinder, die sie dir zurückließ, durch ein glückliches und fröhliches Wachsthum dir das Leben und die Liebe der Verlorenen immer vergegenwärtigen und die Bemühungen deiner Geschwister und Freunde deinen Schmerz lindern. — Ich sage dir heute nichts mehr. Ich bitte dich, mir wieder zu schreiben und mir Nachricht zu geben, wo du bist. Liebe mich und laß uns, so lang wir leben, auch in der Entfernung ungetrennt bleiben. Grüße deinen Bruder recht herzlich!" Fritz entsprach sogleich dieser Bitte, aber Goethes Antwort verzögerte sich, da er nicht in den von Stolberg angeschlagenen Ton einstimmen, nicht von einer Wiedervereinigung im Jenseits und von dem Zuge der Seele nach dem Himmel und einer alle irdische Liebe überragenden Liebe zu Gott reden konnte. Stolberg sang von der Verstorbenen:

„Liebst du mich mehr als Ihn?" so fragte warnend,
Als sie lebte, die Holde! denn sie liebte
Mehr als mich, Alliebender! Dich! der Weiber
Zärtlichste mehr Dich!

Der Unglaube war ihm widerwärtig, das Christenthum, der Glaube an den Sohn Gottes als Erlöser der Welt, die Seele seines Lebens.

---

unvermuthete Nachricht, daß die gute Agnes nach einer achttägigen Krankheit in Kopenhagen (vielmehr in Neuenburg) den 15. November gestorben ist." Die Briefe kamen wohl gleichzeitig in Weimar an.

Das Halbchristenthum schien ihm nicht bestehen zu können, eben so wenig der Naturalismus, von dem er noch vor wenig Wochen an Jacobi geschrieben hatte, sein Unsystem werde schwebend auf Wolken getragen, welche jeder Wind verwehe, jeder Strahl schmelze. Goethe wollte den Freund nicht verletzen, aber eben so wenig durfte er seine ihm eben so heilige Ueberzeugung verbergen: dadurch wurde ihm die Antwort schwer. Erst am 2. Februar, nach der Abreise von Moritz, fand er sich dazu gestimmt. Diese (denn auch sie ist neuerdings ans Licht getreten) beginnt also: „Du verzeihst, daß ich so lang geschwiegen habe. Dieser Monat war für mich reich und fruchtbar, aber auch so nah vollgepfropft, daß ich kaum einen Blick in die Ferne werfen konnte. Prof. Moritz war auf seiner Rückreise von Rom sechs Wochen bei mir. Ein trefflicher Mann, dessen nähere Bekanntschaft ich jedem fühlenden und denkenden Menschen wünsche. — Ich nehme mehr Theil, als du glaubst, an der tröstlichen Erfahrung, die mir dein Brief mittheilt: daß deine liebe Agnes in den letzten Zeiten sich dir reiner, himmlischer, verklärter als in ihrem ganzen Leben dargestellt, und daß Sie dir scheidend einen Vorschmack, eine Ahndung seligen und vollendeten Bleibens zurückgelassen. Wenn ich auch gleich für meine Person an der Lehre des Lucrez mehr oder weniger hänge und alle meine Prätensionen in den Kreis des Lebens einschließe, so erfreut und erquickt es mich doch immer sehr, daß die allmütterliche Natur für zärtliche Seelen auch zartere Laute und Anklänge in den Undulationen ihrer Harmonien leise tönen läßt und dem endlichen Menschen auf so manche Weise ein Mitgefühl des Ewigen und Unendlichen gönnt." Nachdem er den Wunsch ausgesprochen, von Zeit zu Zeit zu erfahren, wo er sei und wie es ihm gehe, bemerkt er, auf Veranlassung des Antheils, den er, nach der Mittheilung von Herders Gattin, an den Auszügen aus seinem Reisejournal in Wieland's „Merkur" genommen, er wünsche ihnen von Zeit zu Zeit etwas Angenehmes zu liefern und er kündigt ihm das baldige Erscheinen des achten Bandes seiner Werke (der Gedichte) und der Beschreibung des römischen Karnevals an.

Im März nahm Stolberg den Ruf als dänischer Gesandter in Berlin an. Hier lernte er den von Goethe ihm so warm empfohlenen Moritz kennen. „Der Mann hat gewiß Verstand", schrieb er an

Jacobi, „aber er umspinnet sich mit Theorieteleien, spricht con amore, wenn das möglich wäre, von spinozistischer Resignation. Er sophistisirte mir vor, daß ich noch den ganzen Tag Uebelkeit nach der losen Speise hatte." Und bezeichnend für seine Unmöglichkeit, mit Andersdenkenden zu leben, fügt er hinzu: „Es wird mir immer wehe und drückt mich, wenn ich Leute sehe, die glauben ohne einen Gott leben zu können. Schon mit Naturalisten gehe ich ungern um. Was hilft Uebereinstimmung in der Denkungsart in kleinen Dingen, wenn die edelste Seite des einen so ganz anders als die andre gestimmt ist? Weswegen soll ich Berührungspunkte an einem Manne aufsuchen, dessen Wahn ihn von dem hochherrlichen Centro der edelsten Empfindungen entfernt?" Als er nun gar von Goethes natürlicher Ehe mit Christiane Vulpius vernahm, ergriff ihn Schauder vor dem alten Freunde, der unmöglich ein guter Mensch und ebensowenig ein guter Dichter sein könne. Sein „Tasso" schien ihm bei aller Schönheit und Feinheit der Sprache „ein absurdes Ganzes".

Von dem religionslosen Berlin trieb es den immer mehr zur katholischen Mutterkirche neigenden Stolberg nach Italien, wo er sich ganz von der Herrlichkeit derselben zu erfüllen, manche ihn noch quälende Zweifel zu heben und sich von der Trostlosigkeit des Heidenthums auch durch den Anblick seiner bewundertsten Kunstwerke zu überzeugen hoffte. Sein Weg führte über Münster, wo die zum katholischen Glauben übergetretene Fürstin von Galizin sein höchstes christliches Ideal wurde. Fast anderthalb Jahre später, besuchte Goethe die ihm persönlich bekannte Fürstin, die zu dem rein und voll sich hingebenden, nur mit der Aeußerung seines Hasses gegen das Christenthum die christgläubige Seele verschonenden Dichter inniges Zutrauen faßt; sie erkannte die tief in ihm wirkende Natur, sie fühlte, daß er nicht anders handeln könne, daß er „das Schöne, das er schaue, auch durch Lebensähnlichkeit in sich zu bringen strebe". So urtheilte sie denn auch milde über seine natürliche Ehe, worüber die Stolberge sich skandalisirten und die Gattin von Christian Stolberg, welche mit diesem im April 1792 zu Weimar gewesen war, in entstellender Weise berichtet hatte. Im folgenden Sommer kam die Fürstin nach Eutin zu Fritz Stolberg. Wie gegen andere, denen Goethes „sonderbares Wesen" auffiel, sprach sie auch gegen ihn seine

hohe Verehrung desselben aus, und gegen ihn um so lieber, als sie wußte, daß er den alten Freund herzlich liebe, und „niemand kannte, der mit unbefangenerm kindlichen Sinne das Gute und Schöne jeder Art aufnehme". Die Fürstin schrieb an Goethes Geburtstag, der auch der ihrige war, an den ihr so hochstehenden Dichter. Da fand sich denn auch Stolberg gedrungen, den Jugendfreund zu begrüßen. „Er ist ein wahres Bedürfniß meines Herzens, liebster Goethe, mich wieder in Dein Andenken zu bringen", schreibt er. „Zeit und Entfernung müsse dem Bunde brüderlicher Freundschaft nichts anhaben, den wir als Jünglinge schlossen und als Männer erneuert." Nachdem er dann der Fürstin gedacht, die neuen Wein in die Neige seines Lebens gegossen, schloß er: „Lebe wohl, lieber alter Wolf! Gedenke der Tage unserer Jugend und bleibe — doch ich weiß, du bist es — der Freund und Bruder deines dich herzlich liebenden F. L. Stolberg."

Doch was vermochte die Erinnerung jugendlicher Herzensneigung, zu welcher die Galizin mit aller Gewalt ihn gedrängt, gegen Stolbergs Schmähung von Goethes Kunstidealen, den griechischen Götterbildern, wie sie dessen im folgenden Jahre erscheinende „Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sizilien" in aller Schärfe aussprach, da es ja ein Hauptzweck seines Besuchs von Italien gewesen, sich von der Trostlosigkeit des Heidenthums durch ihren Anblick zu überzeugen. Wie Lavaters fortgesetzte Bekämpfung der Natur und sein aufdringlicher Mystizismus schon vor acht Jahren das Band zerrissen, das ihn an diesen innigst geliebten Seelenfreund band, so sprengte Stolbergs Leugnung der ewigen Jugend und Heiterkeit der griechischen Kunst, die eben aus der Ueberzeugung floß, das heidnische Leben müsse trostlos gewesen sein, die Grundfeste seines Jugendbundes mit Stolberg, der bereits einmal die stärkste Prüfung erlitten hatte. Gesteigert wurde Goethes Unwille, als Stolberg in der Vorrede zu seiner Uebersetzung „Auserlesener Gespräche des Plato" auch die alten griechischen Philosophen herabsetzte und gar des echtgriechischen Sokrates Erkenntniß, seine ganze „Lebens- und Todesweisheit", vom Vater des Lichtes, dem christlichen Gotte, herleitete. „Es ist sehr leicht die unsinnige Unbilligkeit dieses bornirten Volkes anschaulich zu machen", schrieb er

an den ihm jetzt eng verbündeten Schiller. „Man hat dabei das vernünftige Publikum auf seiner Seite, und es gilt eine Art Kriegserklärung gegen die Halbheit, die wir nun in allen Fächern beunruhigen müssen. Durch die geheime Fehde des Verschweigens, Verruckens und Verdruckens, die sie gegen uns führt, hat sie es lange verdient, daß ihrer nun auch in Ehren und in der Continuation gedacht werde.“ Oel goß Schillers Kunde ins Feuer, Stolberg habe in der ihm eigenen Weise, alles, was ihm mißfiel, dem Feuer zu opfern, seinen „Wilhelm Meister“ mit Ausnahme des sechsten Buches verbrannt, das er für eine Empfehlung der Herrnhuterei halte. Schiller grollte Stollberg noch wegen seines Angriffes auf die „Götter Griechenlands“; tief empfand er den Widerstreit ihrer Naturen, der so bitter war, daß Stolberg gleich nach Schillers Tod erklärte, sein Hinscheiden „sei ein Gewinn für die Philosophie, Religion und den Geschmack des Wahren und Schönen“, da dieser Dichter großes „Talent zum glänzenden Falschen, nicht genug fürs Wahre“ gehabt. Die „Xenien“ saßen über Lavater, die Stolberge und die Frommen an der Ostsee streng zu Gericht. Als es sich darum handelte, welche Epigramme man aus persönlicher Rücksicht unterdrücken solle, schrieb Schiller an Goethe: „Stolberg kann nicht geschont werden, und das wollen Sie wohl selber nicht .... Außerdem kommen die Hiebe auf die Stolbergische Sekte in einer solchen Verbindung vor, daß jeder mich als den Urheber sogleich erkennen muß; ich bin mit Stolberg in einer gerechten Fehde und habe keine Schonung nöthig.“ Wie bitter auch manche Freunde Stolbergs die Verspottung in den von Goethe mit ausgegangenen Stachelversen empfanden, es wäre ein arges Unrecht gewesen, hätte Goethe die entschiedensten Bekämpfer der idealen Kunst, die Leugner des ewigen Jugendlebens der Griechen, Schillers geschworene Feinde verschont wissen wollen.

Aber mit dieser offenen Kriegserklärung hörte alle Verbindung der alten Freunde auf. Am tiefsten fühlte sich die Fürstin Galizin verletzt, der freilich „Hermann und Dorothea“, wie sie sagte, den köstlichsten Balsam auf ihre Wunden träufelte. Auch der alte Freund fühlte sich von dieser edelsten Blüthe deutschen Geistes und Gemüthes mehr angezogen, als der kindisch spöttelnde Klopstock und

der neidische Voß; noch zehn Jahre später machten ihm verschiedene Stellen desselben viele Freude und auch das Ganze gefiel ihm besser als „Luise“. Aber was war ihm Dichtkunst, was deutsches Leben gegen den seine ganze Seele erfüllenden Trieb, Ruhe im Schoße der katholischen Kirche zu suchen! Nach langer sorgsamer Prüfung entschloß er sich mit den Seinigen zum Uebertritte, obgleich er wußte, welche gewaltige Aufregung er dadurch selbst in der eigenen Familie erregen werde. Goethe wurde davon nicht überrascht, und bei allem natürlichen Widerwillen, den ihm ein Glaubenswechsel einflößte, gönnte er Fritz den dadurch gewonnenen innern Frieden. Als er anderthalb Jahre später aus äußerer Veranlassung sich an die Fürstin Galizin wandte, konnte diese ihm den Schmerz nicht verhehlen, daß sie seinen Namen mit dem eines Menschen (so bezeichnete sie Schiller) habe nennen hören, der in Xenien Männer von unbescholtenstem Charakter und Ruf, die sie von Herzen liebe und ehre, so arg verspottet habe, doch sei ihre Liebe dadurch nur verletzt nicht erschüttert worden. „Stolberg, der, wie Sie wissen, nun hier (in Münster) wohnt“, schloß sie, „ist von seiner Reise nach Wernigerode noch nicht zurück: wüßte er, daß ich an Sie schreibe, so würde er mir sicher viel Liebes an Sie auftragen; denn er gehört zu denen, die nie aufhörten, Sie zu fühlen und zu lieben.“ Dies war eine süße Täuschung; denn Stolberg hatte nicht, wie die Fürstin mit ihren seelenvollen Blicken in Goethes Herz gesehen, noch weniger sein Streben erkannt, redlich das Rechte und Gute, wie er es fühlte und schaute, durchzuführen, er glaubte ihn einzig von Ehrsucht beherrscht. Ihre beiden vom Geiste vorgeschriebenen Bahnen berührten sich nicht. Die „natürliche Tochter“, welche Goethe für sein dramatisches Meisterstück hielt, konnte Stolberg so wenig anziehen als die neue Ausgabe der Werke, in welcher der 1808 erscheinende vervollständigte „Faust“ gerechtes Aufsehen machte. In dem eingelegten „Walpurgisnachtstraum“ fanden sich auch ältere Xenien auf die Frommen: die beiden „Windfahne“ überschriebenen, die freilich damals von den wenigsten verstanden wurden, trafen gerade die gräflichen Brüder. Von der tiefen Tragik und ernsten Sittlichkeit der „Wahlverwandtschaften“ hatte Stolberg nicht die geringste Ahnung; sie schienen ihm nur zur Erschlaffung der vornehmen

Lesewelt zu dienen. Als Goethe es ablehnte, sich an dem „Vaterländischen Museum“ von Perthes zu betheiligen, weil er persönlich alle Ursache habe, sich zusammenzuhalten, um dem, was ihm obliege, einigermaßen gewachsen zu sein, und auch die Zeit der Art sei, daß er nicht von oder zu ihr zu sprechen sich getrieben fühle, bedauerte der jetzt wieder patriotisch glühende Stolberg, daß der alte Freund zu vornehm und kalt geworden. Welchen Eindruck im Herbst 1811 der erste Theil von „Dichtung und Wahrheit“ auf ihn gemacht, wissen wir nicht. Als Fritz im folgenden Juni mit seiner zweiten gegen Goethe verstimmten Gattin nach Karlsbad reiste, vermied er Weimar. Daß er diesen vielleicht in Karlsbad finde, gereichte ihm eben nicht zur Freude. Kaum hörte Goethe, daß Stolberg in Karlsbad angekommen, so besuchte er den alten Freund. „Er war sehr freundschaftlich, zeigte Rührung und Freude, und auch mich überströmte die Erinnerung der langverflossenen Zeit“, berichtet Stolberg. Wie freundlich Goethe gegen Stolberg sich gezeigt, bemerkte auch dessen Begleiter Heinrich Meyer. Er gab dem alten Freunde den ersten Band von Jacobis Schriften, worin er Hamanns Briefe sehr bewunderte. Stolberg konnte ihm darin nur beistimmen. Aber auch auf Goethes Ansicht von Gott und Natur muß, wahrscheinlich auf Veranlassung von Schellings, Jacobi vernichtendem „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen“ die Rede gekommen sein; denn nur auf diese letzte persönliche Zusammenkunft kann sich beziehen, was dieser im Jahre 1823 an Augusten schreibt: „Mit einer ähnlichen Aeußerung (über Gott und Natur) hatte ich schon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt.“ Alle Herzlichkeit Goethes vermochte nicht den Widerwillen gegen den Leugner des offenbarten christlichen Gottes zu verscheuchen; er konnte ihn nicht für einen guten, edlen Menschen halten. Dies zeigt die Art, wie er sich über den Ende 1812 erschienenen zweiten Band von „Dichtung und Wahrheit“ aussprach, den er freilich „mit ununterbrochenem Interesse“ gelesen. „Es ist gewaltig viel Verstand darin und viele einzelne Resultate reifsten Nachdenkens und einer wohl genutzten Erfahrung. Die ganze Erzählung unterhaltend wie ein Roman. Auffallend und erfreulich war es mir, wie oft und wie stark er der Moral

und der Religion huldiget. Ich bin darum nicht sein Düpe, so wenig wie von seiner scheinbaren Bescheidenheit." Niederschlagend ist es, wie der fromme Katholik, der doch früher von Goethes edlem Herzen überzeugt war, ihn jetzt ohne jede Berechtigung der gemeinsten Heuchelei zeiht. So vergalt Stolberg ihm sein herzlich-freundliches Entgegenkommen und die zarte Schonung, mit der er ihn behandelte, die jedoch nicht so weit ging, daß er seine Ueberzeugung, wo es darauf ankam, verleugnet hätte, aber auch, wo er diese bekennen mußte, geschah es in der mildesten Form. Wie hoch steht der große Heide Goethe an Adel der Gesinnung über den nach dem Himmel schmachtenden glaubensseligen Katholiken! Aber damit nicht genug. Stolberg fährt fort: „Die tückische Art, wie er Klopstock verkleinernd lobt und wie er überhaupt, wenn er von Dichtern jener Zeit redet, die mittelmäßigen oder vielmehr schlechten, Günther, König, in ein helles Licht des Lobes, die bessern in Schatten stellt, oder gar, wie unsern Cramer, mit Stillschweigen übergeht, ist schlecht und klein, und ganz nach einer gewissen Optik der Eitelkeit berechnet, die ihn, ohne daß er dergleichen sagen wird, zu Goethe dem Einzigen machen soll." Nur ärgstes Mißwollen kann so etwas in Goethes Darstellung hineintragen, nur blindes Mißverständniß es zu behaupten wagen. Wenn Goethe Günthers als eines begabten Dichters gedenkt, so hat die Folgezeit ihm darin entschieden Recht gegeben; König wird diesem keineswegs gleichgesetzt. Was aber hat die Würdigung dieser längst verschollenen Dichter mit Goethes Eitelkeit zu thun! Klopstocks und der übrigen mit diesem herangekommenen Dichter ist nur bei Gelegenheit der Bildung des Stiles gedacht, und auch dieses Urtheil wird in der Hauptsache bis heute allgemein gebilligt. Von der sonstigen Bedeutung Klopstocks und der übrigen Dichter sollte hier keine Rede sein, noch weniger von einer Vergleichung derselben mit der Zeit des Sturmes und Dranges und gar der spätern durch Schiller und Goethe vertretenen Kunstdichtung. Nur das schlimmste Vorurtheil gegen den alten Freund konnte Stolberg verleiten, diesem Eitelkeit, Unredlichkeit und Böswilligkeit (Tücke) vorzuwerfen. Doch muß Fritz in freundlicher Weise seines Zusammentreffens mit Goethe gegen seinen ältern Bruder gedacht haben; denn dieser ließ ein

Exemplar seiner Ode „Der siebente November. An meinen Bruder nach Horaz III 14)" durch seine Schwester Katharina in einem Einschluß an Frau von Schardt Goethe zukommen. Auch soll Fritz beim Abschiede von Goethe geweint haben.

Noch einmal wandte Goethe, kurz nach dem am 6. Juni 1816 erfolgten Tode seiner Gattin, sich an Stolberg, als Knebels Sohn auf einer größern Reise Münster berührte. Da dieser aber längst Münster verlassen hatte, gab Knebel den Brief auf die Post. Stolbergs freundliche Antwort auf die erst fünf Monate später empfangenen Zeilen schließt: „Deinen traurigen Verlust empfinde ich mit dir, wie es dem alten treuen Genossen geziemt, der sich deinem lieben Andenken von Herzen empfiehlt." Die Freunde hatten sich nichts mehr zu sagen. Vorher hatte er ein Exemplar seines Gedichtes auf den Tod der Kaiserin von Rußland durch Frau von Schardt dem „Meister" zugehen lassen. Wenig glaublich ist, was von Binzer berichtet, in Jena sei Goethe einmal, als im Damenkreise auf Stolbergs „Geschichte der Religion Jesu Christi" die Rede gekommen, sehr ernst geworden und habe geäußert, man müsse sich von solchen Büchern nicht führen lassen, die das Urtheil über menschliche und göttliche Dinge, am meisten über eigene Zustände, befangen machten. Ueber Goethe erfuhr Stolberg wohl manches durch Sophie von Schardt, die sich wegen ihres Uebertrittes an den nach dem Tode der Fürstin von Galizin berühmtesten Konvertiten gewandt hatte. Wir kennen nur die Briefe Stolbergs an sie, aus denen ich die bedeutendsten Stellen in meiner Schrift: „Zwei Bekehrte" mitgetheilt habe. Stolberg schrieb dieser einmal: „Die Heiterkeit alter Heiden (ich meine ungetaufte Heiden), die dem Himmel den Rücken zukehren, ist mir unbegreiflich. Aber der Zustand solcher ist auch nicht mehr Heiterkeit, sondern graubärtiger Leichtsinn." So wenig hielt er es für möglich, daß derjenige, dem es Ernst mit sich sei, keine Sorge um das künftige Leben habe. Wie viel gerechter urtheilte Goethe, der Stolbergs Uebertritt als eine Nothwendigkeit für diesen erkannte, und wenn er auch bedauerte, daß so viele seinem Beispiele gefolgt waren und folgten, doch durch den plumpen Angriff des knorrigen Voß, der Stolbergs letzte Tage trübte, bitter verletzt wurde. Der ihn überraschende Tod

seines Fritz ließ es ihn schmerzlich bedauern, daß sie so entgegengesetzte Wege hatten wandeln sollen, und der alte Freund durch seine Richtung an einer liebevollen Beurtheilung seines Strebens und Wesens gehindert worden: aber ihn tröstete der Gedanke, daß jeder von ihnen dem Triebe seiner Natur gefolgt und sein ideal gefaßtes Ziel, so weit es ihm beschieden, erreicht habe. Es trieb ihn, sein Jugendverhältniß zu den gräflichen Brüdern zu beschreiben, aber dies gelang ihm erst nach mehreren Jahren, und die Vollendung des vierten Bandes von „Dichtung und Wahrheit", welcher diese enthielt, verzögerte sich so lange, daß er erst unter den „nachgelassenen Schriften" erscheinen konnte. Die so sehr um Goethes Seelenheil besorgte Auguste, der er in einem wundervollen Briefe auf ihre Mahnung, sein Herz ganz dem Ewigen zuzuwenden, die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß im Jenseits auch für sie beide gesorgt sein werde, erlebte noch die Veröffentlichung dieser frischen Schilderung, aber nicht die des schönen Wortes, das er über den Streit zwischen Voß und Stolberg hinterlassen. „Beide waren auf alle Fälle zu bedauern", schreibt er hier; „sie wollten den frühern Freundschaftseindruck nicht fahren lassen, nicht bedenkend, daß Freunde, die am Scheidewege sich noch die Hand reichen, schon von einander meilenweit entfernt sind." Nicht weniger schlimm als das Zerrbild, welches Voß sich von Stolberg gemacht, war dasjenige, zu dem Stolberg sich durch seinen Haß aller, die nicht an die christliche Offenbarung glaubten, gegen Goethe hinreißen ließ. Wer von beiden sich menschlicher, edler und treuer gezeigt, kann keine Frage sein.

28. August 1882.

Gretchen.

Auch an dieser lieblich duftenden Blume in Goethes Liebesgarten hat die neuere Kritik sich versündigt, entweder dem edlen Mädchen, das zuerst wahre Liebesneigung in der Seele des Knaben entzündete und als wohlwollender, beseligender Genius ihm zur Seite stand, das wirkliche Dasein abgesprochen oder auf den haltlosesten Anzeigebeweis hin ihren Ehrenschild vernichtet, wider alles Recht sie sittlich verurtheilt.

Goedeke erklärte die ganze kleine Idylle, die mit einem kleinen tragischen Denkzettel (für Goethe) ablaufe, scheine auf dichterischer Ausschmückung des jungen Lebens zu beruhen, sei eine reine Dichtung ohne alle zu Grunde liegende Wahrheit. Wenn Goethe, wie von Loeper (zu „Dichtung und Wahrheit“ I, 348) nach einer Privatmittheilung berichtet, dem münchener Maler Stieler, der im Sommer 1828 acht Wochen bei Goethe wohnte, um im Auftrage des Königs von Baiern sein Bild zu malen, vertraut haben soll, die Geschichte sei freie Erfindung, so weiß man, wie es mit solchen Überlieferungen bestellt ist. Zuweilen versteht der Hörende nicht, was der andere sagt oder sagen will, was besonders in diesem Falle geschehen sein könnte, da Stieler wohl beim Malen die Aeußerung vernahm, wo er nicht seine ganze Aufmerksamkeit dem Gespräche widmete. Aber wenn er sie auch richtig auffaßte, kann das ungetreue Gedächtniß in der Länge der Zeit sie umgestaltet haben, oder sie wurde im Wandern von Mund zu Mund entstellt. Den Wortlaut des Stielerschen Berichtes kennen wir nicht, und wie sehr es gerade darauf ankommt, weiß jeder aus Erfahrung; in der Goetheliteratur haben wir ein belehrendes Beispiel davon in den

Untersuchungen über Minna Herzlieb. Goethe mag Stieler auf seine zudringliche Frage geantwortet haben, die zu Grunde liegende Thatsache sei von keiner großen Bedeutung, welche sie erst durch die dichterische Darstellung empfangen. Als der König von Baiern ihn ein Jahr vorher viel mit der Frage plagte, welches thatsächliche Verhältniß bei den „römischen Elegien“ vorschwebe, mußte er freilich zugeben, daß etwas Wirkliches zu Grunde liege, aber wenn dasselbe in der Dichtung so anmuthig erscheine, als ob etwas Rechtes daran gewesen, so sei dies eben das Verdienst des Dichters, der aus geringen Anlässen etwas Gutes zu machen wisse (Gespräche mit Eckermann unter dem 8. April 1829). Wenn er sich so über die Elegien gegen den König äußerte, Gedichte, die ein Jahr nach seinem Scheiden von Rom bei noch frischer Erinnerung entstanden waren, dabei den Hauptpunkt verschwieg, daß er darin eigentlich das Glück seiner Liebe zu Christiane Vulpius im weimarischen Gartenhause gefeiert, wozu die Erinnerungen an Rom nur den Einschlag bildeten, so wird er auch Stieler gegenüber bei der Geschichte von Gretchen das Hauptverdienst der dichterischen Zuthat, der novellistischen Behandlung, zugeschrieben haben, ohne aber die Wirklichkeit der Hauptthatsache, des traurigen Verlustes seiner Knabenliebe, durchaus zu leugnen. Selbst wenn der Wortlaut in Stielers eigener Ueberlieferung vorläge, könnte man noch immer zweifeln, ob dieser Goethe nicht mißverstanden, wie es z. B. bei demjenigen der Fall ist, was Goethe über die „Wahlverwandschaften“ Sulpiz Boisserée mitgetheilt hatte, obgleich es gleich darauf niedergeschrieben wurde. Freilich lag dort das Mißverständniß näher, da Goethe am späten Abend träumerisch in sich versunken war und in dunkeln Ausdrücken sprach, aber auch in unserm Falle hörte Stieler wohl nur nebenbei Goethes Erzählung, und vielleicht war er aus sich selbst oder durch andere zu der Ansicht gekommen, das Ganze sei Erfindung, die er denn um so leichter in Goethes nicht näher eingehender Aeußerung fand. Von Loeper meint, der Dichter habe gelegentlich, auch wohl, um ihm unbequemen Fragern den Mund zu schließen, das Ganze als freie Erdichtung bezeichnet. Aber einer solchen entschiedenen Unwahrheit halten wir doch Goethe unfähig; den Zudringlichen gegenüber fehlte es ihm kaum an mehr oder

weniger entschieden ablehnenden Wendungen, wie es z. B. Holtei erfuhr, als er sich beim Dichter die sicherste Kunde über den Sinn seiner „Helena“ zu verschaffen dachte.

Was aber besonders gegen die Zuverlässigkeit des Stieler zugeschriebenen Berichtes spricht, ist die innere Unwahrscheinlichkeit. Der zuletzt genannte geistreiche Erklärer sucht die Unmöglichkeit einer reinen Erdichtung aus dem Charakter des ersten Theiles von „Dichtung und Wahrheit“ herzuleiten. Wie in den vier ersten Büchern die Grundzüge des Dargestellten thatsächlicher Natur seien, so dürfe man auch im fünften nicht eine ganz abweichende Darstellung voraussetzen. Die Hauptzüge müßten auch hier aus Goethes Jugenderinnerung geschöpft sein, „die ihm, wenn auch in verblaßten Farben, Stoff in Fülle darbot und ihn der Mühe enthob, etwa aus künstlerischen Gründen, eine Knabenliebschaft zu erdichten“. Einige Einzelheiten hätten seiner Erinnerung vielleicht in größter Bestimmtheit und Genauigkeit vorgeschwebt, anderes dagegen, was vorhergegangen oder sich angeschlossen, sei „im Lethestrom völlig versunken“ gewesen; um diese Lücken zu ergänzen, habe er Vorgänge erfinden müssen, aber doch wieder aus dem Gegebenen heraus, so daß „auch hier dichterische Erfindung nur ein anderer Name für Erinnerung sein kann“. Abgesehen von der letztern sonderbaren Aeußerung, stimmen wir von Loeper in der Sache völlig bei, nur hätte er seine Behauptung noch durch das, was Goethe über die Darstellung seiner Sesenheimer Liebe gegen Eckermann bemerkt und durch die Ergebnisse der Vergleichung der Darstellung seines Verhältnisses zu Käthchen, Friederiken, Lotten, Lili mit den nach Goethes Tod sonsther bekannt gewordenen unzweifelhaften Zeugnissen stützen können. Vgl. meine „Erläuterung zu Wahrheit und Dichtung“ (1881) I, 129—131. Aber wie unwahrscheinlich es auch immer sein mag, daß Goethe diese Knabenliebschaft ganz erfunden und eingelegt habe, der Zweifel an einer thatsächlichen Grundlage wird dadurch noch nicht unwiderleglich beseitigt. Man könnte sich noch immer denken, der Dichter habe, wie er zum zweiten Buche (wir wissen bestimmt das Datum der Entstehung) das Knabenmärchen „Der neue Paris“ gedichtet, als ein Beispiel der Art, wie er wirklich seine Jugendgenossen durch Märchen erfreut und in lebhafter

Spannung erhalten, so setze er hier an die Stelle seiner verschiedenen Knabenneigungen eine novellistisch ausgeführte Geschichte, die er glücklich in die Darstellung der Wahl- und Krönungsfeier verschlungen und zugleich als Bindeglied der beiden ersten Theile benutzt habe.

Wir reden eben nur von einer entfernten Möglichkeit. Den ersten Beleg für die Wirklichkeit der Liebe zu Gretchen verdanken wir Theodor Creizenachs Mittheilung in der frankfurter „Didaskalia" 1874 Nr. 309. Goethes Jugendfreund und Landsmann Jakob Ludwig Passavant habe gewußt, Gretchen habe in der Nähe der Petrikirche gewohnt, ein Zeugniß, das um so bedeutender ist, als es der in den vierziger Jahren in Frankfurt allgemein geglaubten Behauptung widerspricht, Gretchen sei Kellnerin in dem (erst 1860 niedergerissenen) frankfurter Bierhause „zum Puppenschänkelchen (Bobbeschänkelche)" in der Weißadlergasse Nr. 29 gewesen und sie habe von Offenbach gestammt. Aber Gretchens Hause gegenüber wohnte ein Weinwirth, sie selbst diente nicht als Kellnerin, sondern lebte im Hause von Verwandten, wo sie auch an der Hausarbeit sich beteiligte. Wer jenes in Frankfurt bekannte Gretchen im Puppenschänkelchen zuerst zu Goethes Geliebter gemacht, wissen wir nicht. Solche falschen Sagen, die thatsächlich widerlegt werden können, bildeten sich in Frankfurt und wurden hartnäckig, zum Theil von Goethes eigener Familie, festgehalten. So hieß es, die Herzogin-Mutter von Weimar habe Goethe in Ems kennen gelernt, und auf ihren Wunsch sei er nach Weimar gekommen, Bettine Brentano sei Goethes Tochter, wie man später Fritz von Stein zu Goethes Sohn wider alle Möglichkeit machte. Von Loeper gedenkt des Zeugnisses von Passavant später (IV, 238). Eine viel zwingendere Bestätigung fand ich darauf in Goethes Ende 1809 niedergeschriebenem Entwurf der Hauptpunkte seines Lebens als Leitfaden für die beabsichtigte Ausführung. W. Vollmer, dessen Güte ich die Einsicht der Handschrift verdanke, hatte bereits gefunden, daß Goedekes Lesung der nach 1763, ein Jahr zu früh nachgetragenen Bleistiftbemerkung: „Krönung, Ungeheuer zurück in der Dichtk." irrig sei, vielmehr dort stehe: „Krönung. Ungeheures. Zurück in die Dichtung." Daß „Ungeheures" auf den erschütternden Verlust Gret-

chens gehe, wird niemand bezweifeln, der Goethes Sprachgebrauch kennt, wie ich schon a. a. O. I, 9 bemerkt und dadurch den thatsächlichen Beweis geliefert, daß die Erzählung von Gretchen keine Dichtung ist. In Frankfurt konnte diese leidige Geschichte, die Wolfgangs Ruf einige Zeit untergrub, nicht unbekannt bleiben. Wir haben schon II, 44 auf den Brief von Goethes Jugendfreund Karl Allesina von Schweitzer an den Archon der Philandria, Ludwig Isenburg von Buri, hingewiesen.*) Am 29. Mai 1764 bat Schweitzer diesen, sich um Gottes Willen nicht an Goethe zu attachiren, dem er seiner Laster wegen abgeschlagen habe, ihn mit dem Archon bekannt zu machen. Schon Küntzel hat die „Laster" richtig darauf bezogen, daß Goethes Verbindung mit Leuten niedern Standes, die in schlechtem Ruf gestanden, und einem zu ihnen gehörenden Mädchen in ungünstigster Weise bekannt geworden.**)

Die beiden letztern Daten waren Scherer noch unbekannt, als er am 5. Januar 1880 (mein Leben Goethes erschien erst zu Ende desselben Jahres) seinen Aufsatz „Gretchen" schrieb, den die „Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur" XII (XXIV), 231—235 brachte. Er erkennt Passavant als Zeugen für die Wahrheit der Geschichte im allgemeinen an; denn hier wie sonst sei erfundenes Detail höchst wahrscheinlich. Glücklicherweise beruht seine ganz neue Beziehung einer längst bekannten Briefstelle Goethes, die Gretchens reines Bild schrecklich entstellen würde, auf leidiger Willkür. Am 1. Oktober 1766 vertheidigt Wolfgang in einem leipziger Briefe an seinen frankfurter Jugendfreund Wilhelm Karl Ludwig Moors seine neue Liebe, deren erste Mittheilung an ihn er Horn aufgetragen hatte. Nachdem er bemerkt, Stand und Geld seien elende Vorzüge in den Augen eines denkenden Mannes, fährt er fort: „Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und Vermögen, und

*) Vgl. D. H. Künzel „Die arkadische Gesellschaft zu Philandria nach den Originalurkunden dargestellt" in „Latomia. Freimaurerisches Jahrbuch" 1873 (XXI, 97 ff.). Ich theilte die Briefe in der „Allgemeinen (Augsburger) Zeitung" 1873 S. 3503 mit, woraus von Loeper zum zweiten Theil von „Dichtung und Wahrheit" (S. 237 f.) schöpfte, der aber den Ausdruck „seiner Laster wegen" noch nicht kannte.

**) Vgl. mein Leben Goethes (1880) S. 53 ff. (2. Ausgabe 51 ff.)

jetzo fühle ich zum allererstenmale das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht den elenden kleinen Trakasserien zu danken, nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Auge auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann, wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen." Freilich erkennt er, daß seine Liebe zur S. (offenbar Käthchen Schönkopf) eine Thorheit sei, da er nicht hoffen kann, sein Vater werde je in die Verbindung mit der Wirthstochter einwilligen. Was macht Scherer aus dieser Aeußerung? Frischweg erklärt er die „W." für Gretchen, indem er einen salto mortale wagt. „Da wir S. in Schönkopfin ergänzen müssen, so dürfte auch in W. ein Familienname stecken." Das wird niemand leugnen. Aber wer kann ihm folgen, wenn er fortfährt: „Wir sind also nicht gehindert, diese W. mit Gretchen zu combiniren." (Auf jeden Verständigen muß dieses „Nichtgehindert sein" den wunderlichsten Eindruck machen.) Denn die Combination ist im übrigen möglich." Muß denn alles wirklich sein, was möglich ist? Möglich ist jeder mit W. anlautende Name; aber daß Gretchens Zuname mit W. begonnen, ist ebenso wenig zu erweisen, als daß dasjenige, was Goethe von ihr sagt, zu dem, was wir von ihr wissen, zur Aeußerung über die W. paßt. Allein was kann Scherer nicht beweisen, wenn es gilt, einen Einfall um jeden Preis auszustaffiren? Vorab die Aehnlichkeit! „Zuerst stimmt überein, daß Goethe verachtungsvoll auf seine Bewerbungen um jene W. zurückblickt. Denn auch Gretchen gegenüber empfand er in der Zeit vor dem Abgange nach Leipzig von Grund aus anders, als während seine Liebesgeschichte mit ihr spielt. Er kehrte die ärgerlichsten Betrachtungen bei sich so lange hin und wider, bis er ihr alle liebenswürdigen Eigenschaften abgestreift hatte." Ich frage Scherer, woher er denn erfahren, wie Goethe in der letzten Zeit, ehe er von Frankfurt nach Leipzig zog, über Gretchen dachte! Wir wissen davon nichts, aber wahrscheinlich hatte er sich während der vollen fünfzehn Monate

vom Mai 1764 bis zum September 1765 über sie beruhigt. In der von Scherer angezogenen Aeußerung Goethes ist blos von der ärgerlichen, wüthenden Aufregung die Rede, in welche Wolfgang durch die Mittheilung gerieth, Gretchen habe erklärt, daß sie ihn nur als ein Kind angesehen, ihre Neigung zu ihm sei bloß eine schwesterliche gewesen. Daß diese von ihm im Ton einer Hofmeisterin geredet, während er sich von ihr feurig geliebt gedacht, reizte seinen Unwillen, und im tobenden Aerger darüber legte er alles, was er sonst so liebenswürdig an ihr gefunden, auf das schlimmste aus, ja er sah in ihr augenblicklich eine „verschmitzte und selbstsüchtige Kokette". Aber wie hätte diese erbitterte Stimmung andauern können? Sie mußte bald einer gerechtern Beurtheilung weichen, da ihr liebes Bild ihm immer wieder vor den Sinnen schwebte. Als er diesen „Pfeil mit dem Widerhaken" (Gretchen war ihm ja unwiderbringlich verloren) aus der Seele gerissen, suchte er alle kränkenden Vorstellungen durch Thätigkeit zu verbannen. Viel früher, als man nach der Darstellung in „Wahrheit und Dichtung" anzunehmen geneigt ist, hatte er sich völlig hergestellt, wie sein Brief an Buri vom 23. Mai zeigt. Bald gab er sich wieder der alten freien Lebenslust hin, durchstreifte die Umgebung, nahm an den öffentlichen Lustfahrten Theil und trieb sich mit seinen Jugendfreunden herum, die ihn freilich stolz und rechthaberisch fanden. In den fünfzehn Monaten, die er noch zu Frankfurt weilte, wo er mit so manchen anmuthigen Mädchen verkehrte, mußte er, nachdem er den augenblicklichen Aerger, daß Gretchen ihn „als Säugling betrachtet und sich höchst ammenhaft weise gegen ihn betragen", wie ein Nebel vorübergegangen, zu einer liebevollern Beurtheilung jener schönen Tage zurückkehren. Scherer übergeht die von selbst sich aufdrängende Frage, ob Goethe nicht das edle Mädchen bedauern mußte, das ihm so herzlich geneigt gewesen und in Folge der Verwicklungen, an denen sie selbst unschuldig war, die Stadt verließ, ob nicht das Gefühl, daß sie es mit ihm wirklich herzlich wohl gemeint, und die Erinnerung an alle ihre Vorzüge, die sich zu einem lieblichen Bilde vereinigten, über die bittere Verkennung den Sieg davontragen mußte. Wir wissen freilich nichts darüber, doch die Wahrscheinlichkeit und selbst die Art, wie Goethe bei

spätern Erwähnungen Gretchens gedenkt, sprechen dafür. Vor der Abreise von Leipzig heißt es: „Durch Gretchens Entfernung war der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausgebrochen.“ In demselben Buche ist vom Unfall mit Gretchen die Rede. Bei der Erinnerung an den Schmerz um Friederiken bemerkt er, man habe ihm Gretchen genommen. Nirgendwo eine Spur, daß er seiner Jugendliebe später mit Widerwillen gedacht habe, daß die Geliebte eigensüchtig und kokett gewesen, als in einer augenblicklichen Aufregung. Wie darf nun Scherer in den Tag hinein der Welt versichern, Goethe habe vor dem Abgange nach Leipzig von Grund aus anders (d. h. ungünstig) gedacht als während der Liebesgeschichte selbst. Die glücklichen Tage seiner Liebe lebten in Goethes Herzen fort, mochte auch ihm bei seinem raschen geistigen Wachsthum nicht entgehen können, daß diese von etwas Knabenhaften begleitet gewesen.

Der zweite Punkt, worin Gretchen und die W. übereinstimmen sollen, ist, wo möglich, noch schwächer. „Da jene W. nicht Goethes einzige Liebe vor Käthchen gewesen war (wir wissen von Charitas Meißner), so muß die Vergleichung der W. und S. auf einem besondern, nur ihnen gemeinsamen Merkmale beruhen. Der Zusammenhang ergiebt mit Wahrscheinlichkeit, daß dieses Merkmal mit den Worten ‚ohne Stand und Vermögen‘ angedeutet ist. Aber wieder paßt das auf Gretchen.“ Von einer solchen „Andeutung“ kann dem Freunde Moors gegenüber, da dieser die W. sehr wohl kannte, gar nicht die Rede sein. Und woher weiß denn Scherer, daß Goethe in Frankfurt nach Gretchen noch eine andere leidenschaftliche Liebe gehabt hat, als zu dieser W.? Gerade diese leidenschaftliche Liebe ist es, welche ihn der Schönkopf gegenüber dieser W. gedenken läßt. In der letzten frankfurter Zeit stand er mit vielen jungen Mädchen in freundlichster Beziehung, noch im April 1766 seufzt er in einem Briefe an Riese nach seinen frankfurter Freunden und seinen Mädchen. Unter diesen finden wir mehrere Gerocks, die beiden Schwestern Crespels und die im Hause ihres Oheims, des Legationsrathes Moritz, wohnende Wormserin Charitas Meißner. Wir wissen, daß er der letztern mit andern jungen Leuten, unter denen ihr Vetter Trapp, den Hof machte; er brachte ihr seine galanten

Huldigungen dar, aber von einer leidenschaftlichen Neigung ist gar keine Spur. In Leipzig gedenkt er ihrer nicht eher, bis ihr Vetter Trapp ihn durch einen wohl nach Leipzig gekommenen Bekannten mahnen läßt, ihm zu schreiben, dann solle er auch Nachrichten über seine Nichte vernehmen. Wir hören hier nur, daß sein frankfurter Freund Müller ihm zuweilen von Charitas Meixner Kunde gebe, der ihn aber dadurch betrübt habe, daß er ihm von seinen Nebenbuhlern berichtet. Auch Goethes Briefe an Trapp, in welchen er freilich seiner passion pour la belle Charitas gedenkt, sich un amant malheureux qui l'aime sans attendre jamais le fruit de son amour nennt, zeugen von nichts weniger als von leidenschaftlicher Liebe. Er schreibt diesem freilich von seiner unendlichen Freude, daß er Charitas seinen Brief gezeigt und diese so entfernt gewesen sei, durch ce coeur farouche, cet amour ardent, ces sentimens impetueux sich beleidigt zu zeigen, daß sie den Brief zu besitzen verlangt, aber er denkt nicht daran, die Verbindung mit ihr fortzusetzen, sie um die Erlaubniß zu bitten, selbst zu schreiben. Es sind dies eben nur Complimente; denn längst hatte die Schönkopf sein Herz gewonnen, ja gerade an demselben Tage, an welchem er den zweiten Brief an Trapp schrieb, gesteht er seinem Freunde Moors, daß er jetzt zum allererstenmale in dem Herzen der Schönkopf das Glück einer wahren Liebe fühle. Unmöglich konnte Goethe mit der zärtlichen Neigung zu Charitas seine Glut für die Schönkopf vergleichen, er mußte sie einer andern leidenschaftlichen Liebe gegenüberstellen, und zwar einer solchen, wo er die Gunstbezeugungen sich hatte erkaufen müssen.

Ich habe schon längst unter der W. das hier von Scherer ganz übergangene „Trauerspielmädchen" verstanden, dessen er einen Monat nach seiner Abreise von Frankfurt in einem Briefe an Riese gedenkt, der mit Horn einige Zeit nach seiner Abreise die Universität Marburg bezogen hatte, wo sie sich ob absentiam puellarum forma elegantium beklagt hatten. Diesem schreibt er: „Das beste Trauerspielmädchen sah ich nicht mehr. Wenn ihr nicht noch vor der Abreise erfahren (so muß es statt erfahret heißen, da sie längst Frankfurt verlassen hatten), was sie von ‚Belsazar' denkt, so bleibt

mein Schicksal unentschieden. Es fehlt sehr wenig, so ist der fünfte Aufzug fertig. In fünffüßigen Jamben.

Die Versart, die dem Mädchen wohl gefiel,
Der ich allein, Freund, zu gefallen wünschte...
Die Versart, die den meisten nicht gefällt,
Den meisten, deren Ohr sechsfüßige
Alexandriner noch gewohnt. Freund, die,
Die ist's, die ich erwählt, mein Trauerspiel
Zu enden."

Wer war dieses Trauerspielmädchen, dem Goethe sein unvollendetes biblisches Trauerspiel „Belsazar" vorgelesen, dem die wohl in einzelnen Szenen angewendeten fünffüßigen Jamben so sehr gefielen, daß Goethe den Rest des Stückes darin zu schreiben beschloß, daß sie sein Schicksal entscheiden sollte, ob er Talent zur Tragödiendichtung habe und er darin fortfahren müsse. Am wahrscheinlichsten denken wir uns unter ihr eine tragische Schauspielerin, deren Bekanntschaft Goethe und seine Freunde in der letzten Zeit gemacht und die durch die Bevorzugung, die sie Goethe gegeben, ihn so weit hinriß, daß er ihr sein noch unvollendetes Trauerspiel vorlas und es von ihrer Entscheidung abhängig machte, ob er sich weiter in Tragödien versuchen sollte. Daher scheint es sich leicht zu erklären, daß er sie trotz des Werthes, den er auf ihre Entscheidung legte, vor seiner Abreise nicht mehr sah, da er die Zeit abpassen mußte, wo er sie, ohne Aufsehen zu erregen, sprechen konnte, wogegen die Freunde in der längern Zeit, die sie noch blieben, sie leichter treffen konnten. Auf sie würde das, was er hier von ihr sagt, vortrefflich passen. Was Riese auf die Frage nach ihr berichtet, wissen wir nicht, da auch Goethes Antwort auf dessen Erwiderung fehlt. Wir können leicht denken, daß die Schauspielerin, die Goethe ohne Abschied und Geschenk verlassen hatte, über den jungen Dichter verstimmt war und sich eher mit Spott als mit Anerkennung über ihn äußerte, auch sich bei einem andern Verehrer leicht über seinen Verlust tröstete Hatte er ungünstige Nachrichten über sie empfangen, so war der Ton, in welchem er hier von ihr spricht, sehr natürlich. Aber unserer Vermuthung, daß das „Trauerspielmädchen" eine Schauspielerin gewesen, tritt die Thatsache entgegen, daß damals gar keine Schauspielertruppe in Frankfurt spielte. Zwar wollte der

Theaterunternehmer Sebastiani, der bereits zur Ostermesse 1765 Operetten und Kinderballette gegeben hatte, auch zur Herbstmesse in Frankfurt spielen, und er war zu diesem Zwecke bereits angekommen, als die Kunde von dem am 18. August zu Innsbruck erfolgten Tode des Kaisers Franz plötzlich allen theatralischen Aufführungen ein Ende machte. Da bliebe freilich noch die Möglichkeit, daß eine zur Zeit bei keiner Gesellschaft thätige Schauspielerin sich damals zufällig in Frankfurt aufgehalten habe; man könnte auch an ein Mädchen denken, das sich zur Schauspielerin ausbilden wollte. Sollte aber an keine wirkliche Schauspielerin zu denken sein, so würden wir uns unter jenem „Trauerspielmädchen" eine besondere Freundin von Trauerspielen zu denken haben, auf deren Einsicht und Geschmack der junge Wolfgang großen Werth legte.

Aber was untersuchen wir lange, wer unter dem „besten Trauerspielmädchen" gemeint ist. Woldemar von Biedermann hat ja längst (Goethe-Forschungen S. 63) entschieden, daß hier nur an Charitas Meixner zu denken sei, weil Goethe diese vor seiner Abreise nach Leipzig geliebt habe. Um die Gründe, welche dagegen sprechen, braucht er sich freilich nicht zu kümmern. Es ist rein undenkbar, daß Goethe keine Zeit gefunden hätte, Charitas noch kurz vor seiner Abreise zu sehen, wie er von jenem Mädchen sagt, da er bei Moritz, der immer großen Antheil an Wolfgang genommen hatte, ein- und ausging, wogegen es sehr die Frage ist, ob auch Riese und Horn dort Zutritt hatten, was nothwendig wäre, wenn die Beziehung auf Charitas zu Recht bestände. Und hätte er auf die Entscheidung von Charitas so viel gegeben, er brauchte deshalb nicht die marburger Freunde zu bemühen, er konnte entweder an Charitas schreiben oder sich durch seine dieser befreundete Schwester von ihr Kunde verschaffen. Freilich hätte es der letztern sonderbar scheinen müssen, hätte er statt auf ihr sonst so hoch gehaltenes Urtheil, auf das ihrer Freundin solchen Werth gelegt, wogegen wir es sehr wohl begreifen, daß er für die Wirksamkeit auf der Bühne die Ansicht einer Schauspielerin in Anspruch nahm. Und wäre es nicht sonderbar, daß in den Briefen Goethes an Trapp gar nicht der Entscheidung über „Belsazar" gedacht wird. Scherer scheint in der Beziehung auf das „Trauerspielmädchen" Biedermann gefolgt zu sein.

Ausdrücklich thut dies, ohne Biedermann zu nennen, Schröer (Goethes Werke, VI in Kürschners Nationalliteratur S. VIII), aber nur im Texte, während er in der Anmerkung gestehen muß, so ausgemacht sei es doch nicht, daß hier Charitas gemeint sei, da sich in Goethes Briefen an Trapp keine Beziehung auf „Belsazar“ finde. Eine sonderbare Mißdeutung von Schröer liegt in der Behauptung, Goethe habe sich in der Rolle des Belsazar so gefallen, daß er sich selbst so nenne, da doch offenbar unter „Belsazar“ nicht er, sondern das Stück gemeint ist.

Wir mußten so lange bei Scherers zweitem Punkte verweilen, um zu zeigen, daß er gar nichts beweist. Nun zum dritten und jedenfalls dem bedeutendsten, wenn er wahr wäre. „Goethe mußte die Gunstbezeigungen der W. durch besondere Bemühungen erkaufen, die auf eine Linie mit Geschenken gestellt werden. Man hat jedenfalls an egoistische Ausbeutungen zu denken. Eine Ausbeutung zu eigenem Vortheile giebt Goethe für Gretchen allerdings nicht zu. Aber von ihrer Umgebung wurde er ausgebeutet; ihre Gunstbezeugungen, ihre Familiaritäten waren spärlich, er durfte sie nicht erwidern; und nach der Katastrophe erschien sie ihm als eine ‚verschmitzte und selbstsüchtige Kokette‘.“ Den Anfang der Briefstelle hat Scherer mißverstanden, da er den Gegensatz von erlangen und erhalten verkannt hat. Durch elende kleine Trakasserien (Bemühungen, mit denen er sich ihr gefällig erwies), hatte er die Gewogenheit des Mädchens erlangt, durch Geschenke sie bewahrt, wie es später heißt, erkauft. Die Trakasserien stehen demnach keineswegs auf gleicher Linie mit den Geschenken. Unter den Trakasserien könnte man bei einer Schauspielerin die Bemühungen verstehen, möglichst viele für ihr ausgezeichnetes Talent zu begeistern und ihr einen weiten Kreis Verehrer zu gewinnen. Die Geschenke sind eigentlich zu nehmen, nicht als „egoistische Anbeutungen“; daß neben ihnen die Trakasserien fortbestanden, ist natürlich, brauchte aber eben hier nicht bemerkt zu werden. Er glaubte nie ohne ein Geschenk bei ihr erscheinen zu dürfen, wie der Knabe früher zur Schwester seines jungen Freundes Derones (Derosne) nie gegangen war, ohne ihr eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen, wovon bei Gretchen gar nicht die Rede ist. Aber Scherer

ersetzt die Geschenke absichtlich, um die Aehnlichkeit nicht zu verlieren, durch „egoistische Ausbeutungen". Habe auch Gretchen selbst ihn nicht ausgebeutet, so sei er doch von ihrer Umgebung ausgebeutet worden. Eine solche Ausbeutung könnte nur in der Benutzung seiner Reimfertigkeit und des Einflusses bei seinem Großvater bestehen. Wie aber in aller Welt kann man darauf die Aeußerung beziehen, er habe durch Geschenke die Gunstbezeigungen der W. erkauft, worunter Goethe, wie jeder, der die deutsche Sprache kennt, etwas anderes, wirkliche Geschenke, wie sie eine Buhlerin dem Liebhaber entlockt, verstehen mußte. Und was soll zur Begründung der Aehnlichkeit die Bemerkung, ihre Gunstbezeigungen, ihre Familiaritäten seien spärlich gewesen, er habe sie nicht erwidern dürfen? Müssen wir ja gerade das Gegentheil bei der W. annehmen. Von eigentlichen Gunstbezeigungen, die man sich durch Geschenke erkauft, findet sich bei Gretchen nach Goethes Darstellung keine Spur. Die einzige Vertraulichkeit, die sie ihm, aber sonst niemand, erlaubte, bestand darin, daß sie, wenn er las, den Arm auf seine Schulter legte, um mit ihm in das Buch oder Blatt zu sehen, obgleich sonst von Goethes Lesen kaum die Rede ist. Und welcher Art waren die Gunstbezeigungen? Als sie, um ihn von der Ausbeutung seiner Reimfertigkeit durch ihre Vettern zu retten (so wenig wollte sie diese ausbeuten), ihn bestimmt hatte, die mitgebrachte Epistel zurückzuziehen (sie hatte sich zu diesem Zwecke dazu verstanden, sie mit ihrem Namen zu unterschreiben), faßte sie seine Rechte mit beiden Händen und drückte sie liebevoll, um ihm zu erkennen zu geben, wie herzlich dringend ihr Wunsch sei, daß er gehe, ehe die Vettern kämen, vor denen sie ihn retten wollte, obgleich sie selbst dadurch alle Aussicht verlor, ihn wiederzusehen. Wie wahnwitzig wäre dies gewesen, hätte sie ihn ausbeuten wollen! Aber Wolfgang kann der Sehnsucht nach ihr nicht widerstehen: trotz allem sucht er mit den Vettern von neuem anzubinden, um wieder zu Gretchen zu kommen. Auch jetzt ist von eigentlichen Gunstbezeigungen, wie sie der Liebende verlangt, keine Rede. In der Nacht, welche die große Gesellschaft im Wohnzimmer zubrachte, wo sie neben ihm saß, lehnte sie unwillkürlich, als der Schlaf sie übermannte, ihren Kopf an seine Schulter. Am Morgen drückte

sie ihm beim Scheiden gar herzlich die Hände, da ihre Neigung zu ihm immer stieg, auch wohl aus Besorgniß, sein Ausbleiben über Nacht möchte unangenehme Folgen für Wolfgang haben, zur Entdeckung seiner Verbindung mit den Leuten geringen Standes führen und dieser ein böses Ende machen. Endlich in der Nacht des Krönungstages, wo Wolfgang mit ihr, in Begleitung von Pylades und dessen Mädchen, die glänzende Beleuchtung gesehen und dann in einem Speisehause lange „im Gefühl von Freundschaft, Liebe und Neigung auf das heiterste und glücklichste" verbracht, drückte sie ihm einen Kuß auf die Stirn. Das sind alle Gunstbezeigungen, die Goethe, nach der unglücklichen Deutung der W. auf Gretchen, von dieser mit Geschenken erkauft haben soll. Wenn Scherer endlich so großes Gewicht darauf legt, daß Gretchen nach der Katastrophe Goethe als eine verschmitzte und selbstsüchtige Kokette erschienen sei, so ist dort nur von der augenblicklichen Aufregung die Rede, in welche ihn die Mittheilung versetzte, sie habe in der Untersuchung erklärt, daß sie ihn nur für ein Kind gehalten. Von seiner leidenschaftlichen Verdammung mußte er bei ruhiger Betrachtung bald zurückkommen, so daß er unmöglich zwei Jahre später sich über Gretchen so äußern konnte, wie er es über die W. im Briefe an Riese thut. Auch hätte Scherer bemerken sollen, weshalb Goethe in seinem bittern Aerger sie für eine „verschmitzte und selbstsüchtige Kokette" gehalten habe; nur weil sie auf sein Dringen seine Liebesepistel unterschrieb, was sie „lächelnd" that, um sie dem beabsichtigten Mißbrauch zu entziehen. Hätte sie ihm wirklich leidenschaftliche Liebe gestehen, den vornehmen Knaben an ihr Haus fesseln wollen, so konnte sie unmöglich Umarmung und Kuß ablehnen, ihn darauf verweisen, daß sie „sich lieben wollten, wenns möglich". Ja sie brach alle Verbindung mit ihrem Hause dadurch ab, daß sie ihn bestimmte, den Vettern die Liebesepistel zu entziehen, wenn nicht gar auch darin verschmitzte Berechnung einer Buhlerin liegen soll, die überzeugt gewesen, er werde sich zu ihr zurückgetrieben fühlen und, trotz seiner Verschuldung gegen die Vettern, sie wieder aufsuchen, ihre angebliche Absicht seiner „Rettung" sei nur Trug gewesen. Auf solche Weise kann man freilich das Widersinnigste vertheidigen.

Scherer giebt nur das Bild Gretchens, wie es dem Liebhaber in seiner augenblicklichen Erbitterung erschien, statt aus Goethes eigener Erzählung die Züge auszuheben, welche uns das liebenswürdige Bürgermädchen in seinem wahren Wesen zeigen. Nur ein Zufall bringt sie im Hause der Vettern mit dem vornehmen Knaben zusammen; sie ist weit entfernt, seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu wollen, ihn aber verfolgt seit jenem Abende ihre Gestalt überall; war sie ja das erste weibliche Wesen, das einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Deshalb sucht er sie Sonntags in der Petrikirche auf, wo er keinen Blick von ihr wendet; nach dem Gottesdienste wartet er vor der Thüre, wo er „schon selig ist, wenn sie ihn bemerkte und gegen einen Gruß genickt zu haben schien". Von neuem erhält er einen Auftrag von den Vettern, die ihn auf einen Abend einladen: aber was thut Gretchen? Statt ihn zu fesseln, räth sie ihm ab, sich auf solche Mystifikationen einzulassen, und sie ruht nicht, bis sie ihn bestimmt hat, die prächtige Liebesepistel zurückzuziehen und sich vor der Ankunft der Vettern zu entfernen. So wenig hatte sie die Absicht, ihn auszubeuten, daß sie die Vettern um den versprochenen Brief brachte, so wenig wollte sie ihn fesseln, daß sie die Verbindung mit ihm zerschnitt, da er nach der Täuschung der Hoffnung der Vettern nicht wagen durfte, weiter bei diesen zu erscheinen. Gretchen hat die Vettern bestimmt, Gelegenheitsgedichte auf Bestellung zu übernehmen, ohne irgend einen Gedanken, daß Wolfgang sich darauf einlassen werde. Diesen treibt die Sehnsucht, die Geliebte wiederzusehen, den Vettern von neuem in die Arme. Als er das versprochene Leichencarmen bringt, findet er Gretchen wieder, wie beim zweiten Besuche, am Spinnrade. Pylades und die Vettern erzählen, was sie bisher zu ihrem Fortkommen gethan und was sie in Zukunft zu erreichen gedenken. Als Wolfgang sich der Aufforderung nicht entziehen kann, der Gesellschaft zu berichten, wodurch er sich, wenn er ganz mittellos und ohne vornehme Verbindungen wäre, fortzubringen suchen würde, steht Gretchen vom Spinnrade auf und setzt sich an ihren Platz am Ende des Tisches, auf dessen Rand sie die übereinander geschlagenen, mit beiden Händen gefaßten Arme legt, wie sie oft lange saß und zuhörte, ohne etwas als den Kopf zu bewegen, was sie nur bei bedeutendem Anlasse

that. Dies dürfte ein durchaus echter Zug sein. Hatte Wolfgang auch in seiner Erzählung, bei welcher er sie nie aus dem Auge verlor, seinen Lebensplan nicht ohne Beziehung auf Gretchen sich gedacht und dargestellt, so kam es doch an diesem Abende zu keiner weitern Annäherung. Aber die Schöne wurde in Gefolg desselben veranlaßt, um für ihren künftigen Lebensunterhalt zu sorgen, bei einer Putzmacherin zur Aushülfe einzutreten. Vielleicht gehört dies wie jene Erzählungen der einzelnen, was sie bisher gethan und weiter zu thun gedächten, zu den novellistischen Ausschmückungen. Gretchens Wesen zog Wolfgang so sehr an, daß er fast alle Abende im Hause der Vettern verbrachte, aber das Mädchen behandelte ihn so wie alle übrigen; sie gab keinem die Hand, litt keine Berührung; der einzigen Vertraulichkeit, die sie sich allein gegen Wolfgang erlaubte, ist bereits gedacht. Gern horchte sie auf den talentvollen, reich gebildeten Knaben, da sie besondere Lust empfand, sich unterrichten zu lassen. Als er auf ihren Wunsch über die Feierlichkeit der Wahlhandlung ausführlich berichtet hatte, dankte sie ihm herzlich, und sie konnte dabei den Wunsch nicht unterdrücken: „Wenn ich ein Knabe wäre, so wollten wir auf Universitäten zusammen etwas rechtes lernen." Da sie im Laden der Putzmacherin die Nothwendigkeit des Französischen erkannt hatte, entschloß sie sich, Unterricht in dieser Sprache zu nehmen, doch ehe sie hierzu gelangen konnte, vernichtete die unglückliche Entdeckung der Verbindung der selbst unschuldigen Vettern mit verbrecherischen Menschen alle ihre Aussichten, sich in Frankfurt zu einer ihr entsprechenden Thätigkeit heranzubilden. Wie angenehm ihr auch das Verhältniß zu dem jungen Wolfgang sein mußte, wie lebhaft sich auch die Neigung zu ihm steigerte, jeder Gedanke, ihn für sich zu gewinnen, lag ihr fern, sie dachte nur an ihr selbständiges Fortkommen. Wenn sie der Versuchung nicht widerstehen konnte, in Begleitung des so gründlich von allem unterrichteten, so herzlich an ihr hängenden Knaben Abends die glänzend erleuchteten Straßen zu durchwandern und mit ihm, zugleich mit Pylades und dessen Verlobter, eine Gastwirthschaft zu besuchen, so war dies das Aeußerste, zu welchem sie die Wonne hinriß, die sie in seiner Nähe fühlte; seine Liebe zu reizen, um sie selbstsüchtig anzubeuten, lag ihr durchaus fern, wenn

wir Goethes eigener Darstellung glauben wollen, auf die wir hier einzig angewiesen sind. Zu der Annahme, Goethe habe seine Liebe zu Gretchen möglichst zu deren Gunsten gestaltet, das Verhalten derselben sei nicht so rein gewesen, sind wir durch nichts berechtigt, am wenigsten durfte dieses Scherer zur Unterstützung seines jeden äußern und innern Haltes entlehrenden Einfalls thun, die W. sei Gretchen. Das, was Goethe von beiden sagt, ist so himmelweit verschieden, ja geradezu entgegengesetzt der Annahme, die nach Scherer nichts hindern soll, daß sie als vermessen erscheinen muß.

Der Entdecker sucht nun seine, wir sahen auf welche Weise gewonnene Thesis anderweitig zu begründen; er glaubt den Namen der W. ergänzen zu können. Kriegk (die Brüder Senckenberg S. 325 f.) hat mitgetheilt: über die Kriminaluntersuchung, in welche nach Goethe die Vettern und Gretchen selbst verwickelt waren, finde sich nichts in den vollständig, mit Ausnahme einer Nummer, erhaltenen frankfurter Kriminalakten, nur eines scheine damit in Verbindung zu stehen, die am 14. Mai 1764 begonnene Verhandlung gegen den Gerichtssubstituten Johann Adolf Wagner und den Oberstrichter Raab wegen einiger Unterschleife in der Gerichtskanzlei. Scherer meint, hiernach liege die Vermuthung nicht fern, W. sei „Wagnerin“ zu ergänzen. Wollten wir auch einen Augenblick Scherer zugeben, die W. sei Gretchen, so ist diese Ergänzung schon deshalb abzuweisen, weil der von Goethe seinem Großvater empfohlene junge Mann von den Vettern, in deren Hause Gretchen wohnte, ganz verschieden ist, ja, wie wir ausdrücklich hören, von Wolfgang nur auf der Rückreise von Höchst, später nie mehr gesehen worden. Doch Scherer weiß sich in seiner Weise zu helfen: von Goethes Bericht greift er nur das heraus, was zu seinem Zwecke paßt. Man werde, erklärt er, auf den Grad der Verwandtschaft und der Verbindung dieses Mannes mit Gretchen kein Gewicht legen dürfen; als das Wesentliche sei wohl zu betrachten: „Ein mit Gretchen zusammenhängender, aus Goethes Verhältniß zu Gretchen Vortheil ziehender, durch Goethe an den Großvater empfohlener und von der Stadt angestellter Mensch giebt den Gerichten Anlaß, sich mit ihm zu beschäftigen, und von dem daraus erwachsenden Skandal fällt, wie natürlich, ein Theil auf Goethe

zurück." Davon, daß der Mensch mit Gretchen zusammengehangen habe, sagt Goethe kein Wort; nur die Vettern kannten ihn, hatten ihm, wie wir voraussetzen müssen, von ihrem Verhältniß zu dem Enkel des Schultheißen gesprochen und ihm, nachdem er sie zufällig in Wolfgangs Begleitung getroffen, dessen Vermittlung zur empfehlenden Uebergabe eines Bittschreibens an den Großvater erwirkt. Wer berechtigt uns nun diesen Mann, den wir nie im Hause der Vettern finden, zu einem nahen Verwandten Gretchens mit demselben Zunamen zu machen, etwa zu ihrem Bruder oder ihrem Oheim? Warum soll das W. nicht ebensogut „Weberin", „Wernerin", „Winklerin", „Wolfin" und wer nennt alle mit W anlautenden Namen? ausgefüllt werden können? Aber nein, Scherer muß das W. benutzen, um die Gleichung, die W. sei Gretchen, zu begründen, mag diese Begründung auch so fadenscheinig sein, wie sie will. Freilich ist es richtig, daß nicht alle einzelnen Züge der Erzählung thatsächlich sind, Goethe manches frei ausgeführt hat: aber was berechtigt, gerade die eingreifendsten Züge, das Zusammentreffen in der engen Wohnung der Vettern für willkürlich erfunden, dagegen die Empfehlung des Mannes bei dem Großvater für eine unzweifelhafte Thatsache zu halten? Das ungeheure Ereigniß war, daß die Vettern, mit denen er in Verbindung gekommen (als Vermittler diente der wohl zu diesem Zwecke schon im zweiten Buche eingeführte Pylades) und in deren Hause er Gretchen kennen gelernt hatte, in Folge ihres Zusammenhanges mit verbrecherischen Menschen in eine Untersuchung verwickelt wurden, wodurch auch Goethes Besuche bei Gretchen an Tag kamen.

Scherer sagt: „Seine Erzählung ist deutlich in der Tendenz gearbeitet, das geliebte Mädchen möglichst rein zu halten, möglichst weit zu entfernen von den bösen Dingen, mit denen der junge Goethe thatsächlich doch nur durch sie in Berührung trat." Wie kann man so arg die Thatsachen entstellen! Nur seine eigene falsche Beziehung berechtigt ihn zur Voraussetzung, Gretchen sei nicht so unschuldig gewesen, um Goethe hier nach einer Tendenz arbeiten zu lassen, von der noch die erste Spur nachzuweisen wäre. Ist es nicht ein sittliches Unrecht eines losen Einfalls wegen Gretchens Ehre zu verdächtigen, Goethes außerordentlich schönes Zeugniß ihr zu

rauben! Gehen wir ins einzelne. Mit welchen bösen Dingen ist denn Goethe durch Gretchen in Berührung getreten? Er selbst fühlte sich völlig unschuldig und auch Gretchen hatte ihn keineswegs zu Bösem verführen wollen. Eher könnte man die Vettern in dieser Beziehung nennen, in deren Haus er Gretchen kennen lernte, aber auch diese hielten sie von allem eigentlich Bösen frei. Er war thatsächlich mit nichts Bösem in Berührung getreten, so daß eine darauf bezügliche Schuld Gretchens unmöglich; selbst die Verbindung mit den Vettern hatte sie nicht veranlaßt, wenn auch ihr liebes Wesen, nicht kokettenhafte Berechnung, ihn in ihrem Hause festhielt. In wiefern „das natürliche Streben nach starken Wirkungen", auf das sich Scherer beruft, Goethe einzelne Züge einzufügen veranlaßt, wird schwerlich je im einzelnen festgestellt werden können, am wenigsten wird man darauf zurückführen dürfen, daß nach Scherers wunderlichem Ausdruck „Krönung und Liebeskatastrophe auf gestern und heute aneinander gerückt wurden". Die Verflechtung der Liebesgeschichte mit der Beschreibung der Wahl und Krönung ergab sich von selbst, und nichts lag näher als den Ausbruch des Unheils unmittelbar auf den glücklichsten Abend des jungen Paares folgen zu lassen, da jede zwischentretende Erzählung den Eindruck ungemein abgeschwächt haben würde. Es braucht deshalb nicht das von Rednern und Schriftstellern, wie Goethe im vierzehnten Buche sagt, gern benutzte wirkungsvolle Mittel der Kontraste hier zu Hülfe gerufen zu werden. Freilich wird niemand fest daran glauben, daß Wolfgang gerade am frühen Morgen nach dem Krönungstage, am 4. April, von der Mutter geweckt und auf den widerwärtig genug angekündigten Besuch von Rath Schneider vorbereitet wurde.

Hinge wirklich die Untersuchung gegen Wagner und Raab mit der von Goethe erwähnten zusammen, so müßte dieser die zu Grunde liegenden Verbrechen ungemein vergrößert haben. Er spricht von nachgemachten Handschriften, falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen und ähnlichen Dingen, und gerade der von Goethe Empfohlene war einer der Schlimmsten, ja er hatte sich um jene Stelle hauptsächlich beworben, um gewisse Bubenstücke unternehmen oder bedecken zu können. Die Schuld von Wagner und Raab war keineswegs so stark. Die Untersuchung wurde auf die unter der

Hand geschehene Anzeige eingeleitet, daß in der Gerichtskanzlei Gelder unterschlagen würden und andere Mißbräuche sich eingeschlichen hätten. Die vorhandenen Akten beziehen sich bloß auf gewisse Pflichtwidrigkeiten, die bei Concurssachen vorgekommen. Die Sache war so wenig bedeutend, daß die Beamten bloß einen Verweis erhielten und die Kosten zahlen mußten. Wagner blieb in derselben Stelle noch länger als ein Menschenalter. Auch sieht man nicht, wie die Untersuchung eine so weite Ausdehnung gewinnen konnte. Wenn Wagner von Wolfgang empfohlen sein sollte, so müßte dies noch vor das Ende des siebenjährigen Krieges fallen und ebenso der Anfang der Bekanntschaft Gretchens, was nicht weniger als wahrscheinlich ist. Wie aber, wenn gerade die Empfehlung des jungen Mannes nur ein erdichteter Zug wäre, so daß man in Wirklichkeit nicht dadurch, daß sich herausstellte, der Beschuldigte sei von Wolfgang empfohlen worden, auf dessen Verbindungen aufmerksam geworden, sondern die Untersuchung zunächst gegen jene verbrecherischen Leute gerichtet gewesen, mit denen die Vettern bekannt waren, und diese durch die Berufung auf Wolfgangs Zeugniß sich zu retten gesucht hätten? Nun berichtet Kriegk, in den Kriminalakten von 1764 fehle nur eine Nummer, die nach dem Kataloge eine Zeugenaussage über verdächtige Burschen enthalten habe, welche mit Straßenräubern im Speierischen in Verbindung gestanden. Freilich hatte Kriegk, da er keinen Zweifel daran hegte, jener von Goethe empfohlene Beamte sei in die Versuchung verwickelt gewesen, vollkommen recht mit der Bemerkung: „Auch sie gehört also nicht hierher.“ Aber wenn wir diesen Zug als freie Zuthat aufgeben dürften, so könnten wir es uns wohl erklären, daß man im Speierschen die Fäden einer mit jenen Straßenräubern zusammenhängenden verbrecherischen Bande zu Frankfurt entdeckt, von denen einzelne mit den Vettern bekannt waren, aber nur im allgemeinen, so daß sie keinen Antheil an den Streichen derselben hatten, ja es würde nicht zufällig sein, daß gerade diese Nummer aus den Akten verschwand, weil in ihnen Wolfgang erwähnt wurde. Aber nach gütiger Mittheilung von Archivar Grotefend ist jene Nummer keine Zeugenaussage, sondern ein „Stadtspeyerisches Requisitionsschreiben einige aufgefangene verdächtige Burschen betreffend“. Doch auch dieses konnte

zu einer Untersuchung führen, in welche Bekannte der Vettern und diese selbst verwickelt wurden.

Nicht das Bild einer verschmitzten und selbstsüchtigen Kokette lebte in Goethes Erinnerung, wie wir es Scherer glauben sollen, der sich nicht scheut, ihn noch zwei Jahre später mit einem verachtenden Blicke auf ihre Ausbeutungen herabschauen zu lassen, sondern das reizende Bürgermädchen in allem Glanze inniger Herzlichkeit, seelenhafter Gutmüthigkeit, stiller Häuslichkeit und klarer Verständigkeit. Auch den vollen Drang, den durch einen unglücklichen Zufall in den Kreis ihrer Vettern gerathenen bezaubernden Knaben vor den Gefahren des Mißbrauches seiner Dichtergabe zu behüten, ihn auf das beste zu berathen, die Lust, sich durch ihn belehren zu lassen, und das regen Streben, sich durch Fleiß und Eifer aus ihrer abhängigen Stellung zu einer lohnenden Thätigkeit zu erheben, dürfte er aus dem Leben genommen haben. Dagegen wird es kaum jemand mit Scherer für möglich halten, daß Goethe die Grundzüge seiner Knabenliebe dem Gretchen seines größten Gedichtes entnommen habe, welche noch heute die Herzen aller, die den Dichter empfinden, unwiderstehlich anzieht, vielmehr ist Fausts Gretchen eine freie Widerspiegelung seiner Jugendgeliebten. Freilich ist auch die Wunderblume in der grausen Tragödie des von der wilden Gier hingerissenen Verfluchers der Welt und aller ihrer Genüsse eben so wenig, wie jetzt ihr Urbild, dem Mißgeschick entgangen leichtfertig verschwärzt zu werden. Schon Kreyßig (Vorlesungen über Goethes Faust, 1866) glaubte so wenig an Gretchens Reinheit, daß er ihre Antwort auf des Mephistopheles Frage nach dem Stande ihres Herzens: „Was meint der Herr damit?“ für Ziererei hielt, obgleich ihn Mephistopheles, der geheim für sich spricht: „Du guts, unschuldigs Kind!“ eines Bessern hätte belehren sollen. Wem sollen wir glauben, wenn nicht diesem, dessen durchdringender Scharfsin nalle Schwächen der Menschen ausspürt. Den Gipfel des Unrechts hat neuerdings Franz Kern in seiner sensationellen Schrift erstiegen: „Drei Charakterbilder aus Goethes Faust (1882),“ wo er gegen Gretchen den advocatus diaboli spielt, dagegen das Bild des platten Pedanten Wagner ins Schöne verzerrt, obgleich dieser im entschiedenen Gegensatz zu dem Feuergeiste seines Herrn und Meisters ausgeführt ist. Daß sie durch ihre

mädchenhafte Freude am Putze sich verleiten läßt, die Mutter, die gar zu genau ist und ihr jeden mäßigen Genuß versagt, zu hintergehen, sich, da ihr jede andere Bekanntschaft fast abgeschnitten ist, der unglücklichen, aber gemeinen Nachbarin zu vertrauen, ist ihre einzige Schwäche, die sie dem bezaubernden Manne in die Arme treibt. Beide, Gretchen und Faust, sind zum erstenmal von der Seligkeit der Liebe entzündet; bei Gretchen ist es volle, reine Seelenliebe, aber Faust, über den Mephistopheles Macht gewonnen, zerstört im wilden Rausche der Leidenschaft das himmlische Bild. Kern legt es darauf an, alles mit Gewalt zu Ungunsten des armen Gretchen auszulegen, der er sogar die sittliche Schuld des Todes der Mutter und der Ermordung ihres Kindes aufzubürden wagt. Aber alle diese sophistischen Schwärzungen von Gretchens liebem Bilde verflüchtigen sich vor redlichem, nicht nach Belastungsgründen eines Delinquenten haschendem Verständnisse.

Doch zu Scherer zurück. Wenn Goethes Darstellung Gretchen in eine simple, aber durch Reinlichkeit glänzende und wohlthuende Atmosphäre versetze [der Tisch ist reinlich und ordentlich gedeckt, das Mädchen von ungemeiner Schönheit, alles an ihm schien auserlesen], wenn er Gretchen aus der Kirche kommend, von ihm dort gesucht, aber freilich nicht angeredet oder begleitet zeige [er wendet in der Kirche kein Auge von ihr und freut sich, sobald sie ihn draußen zu bemerken und seinen Gruß durch Nicken zu erwiedern scheint], wenn sie wiederholt am Spinnrade erscheine, so könnten alle diese Züge aus „Faust" in jene frankfurter Episode hineingetragen sein. Aber das erste und letzte sind so natürliche Züge, daß der Dichter nicht nöthig hatte, sie von sich selbst zu borgen, und auch das Aufsuchen in der Kirche liegt so nahe, weicht dazu von der Art, wie Faust zufällig die ihm ganz Unbekannte aus dem Dome treten sieht, so wesentlich ab, daß eine Entlehnung derselben durchaus unwahrscheinlich, ja wir dürfen viel eher glauben, die Szene, wo Faust das aus dem Dome tretende Bürgermädchen frech anspricht und ihm seine Begleitung anbietet, sei im Gegensatze zu seiner eigenen scheuen Begrüßung Gretchens vor der Petrikirche gedacht. Seltsam ist es, wie Scherer, der sonst nach persönlichen Beziehungen hascht, die in Goethes Dichtungen liegen sollen, eine

solche hier entschieden meidet, damit nur das liebe Bild, welches „Wahrheit und Dichtung“ von Gretchen zu allgemeiner Freude geschaffen, nicht echt sei. Natürlich läßt er es auch zweifelhaft, ob der Name Gretchen von der frankfurter Geliebten auf das dramatische übergegangen oder die umgekehrte Uebertragung stattgefunden. Aber der Name tritt in der Erzählung zu bedeutend hervor, als daß Goethe diesen nicht aus der Erinnerung genomm enhätte, und es ist fast unglaublich, daß er dem anmuthigen Bürgermädchen, in welchem der mit allen geistigen Vorzügen ausgestattete vornehme Herr, der ihr seine feurigen und innigen Huldigungen darbringt, in ihr zum erstenmal das Gefühl warmer, ihr ganzes Wesen ergreifender Herzensliebe erregt, nicht den Namen seiner ersten Liebe gegeben haben sollte, wenn auch freilich die äußerste Möglichkeit nicht ausgeschlossen bleibt, die Frankfurterin habe einen so übel klingenden Namen gehabt, daß Goethe ihn in seiner Dichtung habe meiden müssen, wie er auch Fausts „Johann“ in „Heinrich“ umänderte. Im „Faust“ führt die Geliebte im Texte überall den Namen Gretchen (daneben Gretelchen und in der späten Valentinscene Gretel), nur Mephistopheles nennt sie einmal launig Margretlein. Freilich in der Personenangabe steht Margarete, mit Ausnahme der szenarischen Bemerkung zu 2650 und der später gedichteten Szenen, wogegen in der letzten, erst nach dem Drucke des Fragments vollendeten wieder Margarete erscheint.*) Scherer leugnet nicht, daß zwischen den beiden Frauengestalten, der Frankfurterin und Fausts Geliebter, ein Zusammenhang obgewaltet, jene ihm als erstes Material aus seiner eigenen Erfahrung gegolten, welches der poetischen Schöpfung von Fausts Gretchen zu Gute gekommen: aber warum soll er auch nicht von der Frankfurterin die Innigkeit, Gutmütigkeit und Unschuld genommen haben, welche die Grundzüge des Wesens des dichterischen Gretchens bilden? Hätte er sie als eine verschmitzte, selbstsüchtige Kokette verachtet, wie wir Scherer glauben sollen, nimmermehr konnte er sie bei Fausts Gretchen zu Grunde legen.

*) Vgl. meinen Aufsatz über die von Scherer angenommene erste prosaische Fassung des „Faust in Schnorrs „Archiv“ IX, 540. Anders möchte sich Schreyer in seiner Faustausgabe (1881) S. 417—422 dies zurechtlegen.

Aber nun sehen wir auch gar „Die Mitschuldigen“ als Zeugniß für Goethes Knabenliebe herangezogen, wodurch das Bild erst recht verschoben wird. In der Schilderung seiner leipziger Studienzeit entwickelt Goethe, nachdem er den Ursprung seiner ältesten übrig gebliebenen Dichtung, „Die Laune des Verliebten“, aus persönlichen Erlebnissen angegeben, die damalige Entstehung seines zweiten Stückes, der „Mitschuldigen“. Dieses sei allein fertig geworden von mehrern entworfenen Schauspielen, von denen er meist nur die Exposition geschrieben, da in fast allen ängstliche Verwicklungen hätten eintreten sollen und ein tragisches Ende gedroht habe. Bei dieser Gelegenheit holt er nach seiner Weise weit aus. Schon früher habe ihn eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt angesprochen gehabt. Bei seiner Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben habe er zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Sozietät unterminirt sei. Weiter heißt es: „Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Bankerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen, entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten gesehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zu Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten.“ In wiefern die letztere Bemerkung genau der Wahrheit entspreche, können wir jetzt auf sich beruhen lassen. In dem Entwurfe seiner Lebensereignisse von 1809 findet sich hier nur: „Die Mitschuldigen. Druck der Aestimation. Aeußerer Schein, innere Verbrechen.“ Durch manches, was er im Hause seines Großvaters vernahm, durch die Verbindung mit von Reineck, welcher den Hausfreund, der ihm die Tochter entführt hatte, mit leidenschaftlichstem Hasse überallhin verfolgte, und mit seinem „Timonischen Mentor“ Hüsgen, der mit Gott nnd den Menschen zerfallen war und ihm die Welt nur von ihrer fratzenhaften Seite schilderte, auch durch mancherlei sonstige in die Oeffentlichkeit gedrungene Fälle hatte er in die Schäden der menschlichen Gesellschaft einen Blick gethan, doch sah er, wie er gegen Ende des vierten Buches bemerkt, was die meisten Menschen thaten und trieben, sehr läßlich an. Freilich konnten ihm die Verbrechen, in welche junge Leute, mit denen Gretchens Vettern bekannt waren, sich eingelassen, einen neuen Beweis von der Schlechtig-

keit der Welt geben, aber bei dem ihn damals ganz beherrschenden persönlichen Unglück machte diese auf ihn einen geringern Eindruck, und die fünfzehn Monate, die der zum Jüngling heranwachsende Knabe nach dem Unglücke mit Gretchen noch in Frankfurt lebte, mußten weit mehr zu seiner Einsicht in die traurigen Zustände des von Verbrechen unterhöhlten bürgerlichen Lebens beitragen, als die Mittheilung von Verbrechen, zu denen einige leichtsinnige junge Männer, zum Theil von Stande, sich hatten hinreißen lassen. Trotzdem glaubt Scherer, gestützt auf Goethes erwähnte Aeußerung, „Die Mitschuldigen“ mit hoher Wahrscheinlichkeit als „einen Niederschlag der Gretchenepisode“ ansehen zu dürfen; denn dieser selbst setze sie in Beziehung „zu einem Kreise“ von Erfahrungen, in welchem der düstere Hintergrund Gretchens obenan stehe. Die letztere seltsam ausgedrückte Behauptung ist nicht wahr, wenn auch Goethes Worte den Irrthum veranlassen können, aber nur wenn man sie obenhin ansieht, nicht bemerkt, daß die Geschichte mit Gretchen nur als erster Anfangspunkt jener traurigen Einsicht bezeichnet wird. Nach seiner eigenen Erzählung, die doch bei weitem mehr Bedeutung beansprucht als jene nebensächliche Erwähnung, hat die Verbindung mit Gretchen und den Vettern ihm keinen so traurigen Blick eröffnet; ihre Berichte über die „vielfachen Mittel und Wege, sich etwas zu erwerben“, enthielten so wenig etwas Verbrecherisches, daß Wolfgang ihnen „mit Vergnügen“ zuhörte. Nur an den „Folgen“ der Geschichte mit Gretchen, welche neben dieser selbst an der von Scherer zum Ausgangspunkte genommenen Stelle ausdrücklich genannt sind, daran, daß man sie und ihn selbst im Verdachte gehabt, mit den Bubenstücken verbrecherischer Menschen in Verbindung gestanden zu haben, und bei der Entdeckung dieser Verbrechen überzeugte er sich von der Unterhöhlung des bürgerlichen Lebens. Hatte er ja sogar hören müssen, daß mehrere junge Leute von Stande sich anfangs zu verwegenen Mystifikationen, dann zu possenhaften Verbrechen, ferner zu lustigen Geldschneidereien und andern solchen verfänglichen Dingen hätten verleiten lassen. Doch müssen wir gestehen, daß wir gerade zur Thatsächlichkeit dieser Aeußerung wenig Vertrauen haben. Da die Geschichte mit Gretchen und deren Folgen nur als Anfangspunkt bezeichnet wird der Einsicht, daß

die bürgerliche Gesellschaft von Verbrechen unterhöhlt sei, worauf aber noch manches andere erwähnt wird, so scheint uns die von Scherer daraus gefolgerte Beziehung der „Mitschuldigen" durchaus haltlos.

Aber zur Vergleichung der Gretchenepisode mit dem burlesken Lustspiel glaubt Scherer sogar ein äußeres Recht zu haben. Zu diesem Zwecke rückt er sich das „Grundverhältniß, auf das es ankommt", bei den „Mitschuldigen" so zurecht, daß es mit Goethes Knabenliebe einen Anschein von Aehnlichkeit gewinnt. „Ein junger Mann von Stande hängt mit einer sehr unsaubern Gesellschaft durch seine Liebe zu einem Frauenzimmer zusammen, das besser ist als ihre Umgebung. Er steigt herab, indem er mit diesen Leuten verkehrt. Er ist reich und es wird ihm zugetraut, daß er politische Geheimnisse wisse. Sophiens Vater will seine Briefe lesen, Sophiens Mann will ihn bestehlen." Wer den lustigen Inhalt des Stückes kennt, muß erstaunen, wie man so den Hauptpunkt, die Beschämung des Libertiners Alcest durch Sophiens Tugend, übergehen, das Besondere ungehörig ins Allgemeine auflösen, Nebendinge hervorheben und ihre innere Beziehung zur Handlung übersehen kann. Das dem Stücke Vorhergegangene wird in diesem „Grundverhältniß" mit der Bühnenhandlung vermengt, der Kernpunkt bleibt unerwähnt. Alcest hat schon früher, wo er am Orte wohnte, mit dem Wirthe zum schwarzen Bären und dessen Tochter in Verbindung gestanden; vor vierzehn Tagen ist er in den Gasthof eingekehrt. Als er vor Jahren die Liebschaft mit der Wirthstochter anspann, war diese Gesellschaft keineswegs unsauber; beim jetzigen Einkehren in den Gasthof kann er ebenso wenig daran denken, er kann nicht ahnen, daß der Gatte seiner Geliebten ein solcher Lump sei. Wie mag man da von einem „Herabsteigen" reden. Aber freilich Goethe stieg zu den Vettern herab; darum müssen auch die Wirthsleute eine unsaubere Gesellschaft sein, obgleich es Alcest allein darum zu thun ist Sophien wiederzusehen. Er hat ein liederliches Leben hinter sich und hofft nach der Befriedigung seiner Wollust und dem Stolze und der Unempfindlichkeit, mit denen er auf die Weiber herabschaut, von ihr nicht mehr gerührt zu werden. Aber kaum hat er Sophien wiedergesehen, so fühlt er sich von ihrem Wesen gefesselt, seine Wollust

erwacht von neuem. Der Roué hofft sie, die er als Gattin eines bon vivant findet, leicht durch die Erinnerung an ihre frühere Liebe verführen zu können: aber gegen jedes Unterfangen, sie für sich zu gewinnen, schützt ihn ihr edles Wesen; dieses raubt ihm alle Kühnheit, tödtet jeden Anschlag. Als er endlich den Muth faßt, sie an die vergangenen Tage der Liebe zu erinnern, entdeckt sie ihm, daß ihr Herz ihn noch immer liebe, aber ihre Tugend fordere, daß sie dem ihr widerwärtigen Gatten, den sie nur gewählt, um endlich einen Mann zu bekommen, die heilig gelobte Treue halte. Doch läßt sie sich endlich, da Alceſt mit sofortiger Abreise droht, zu einem Nachtbesuche bestimmen, von dem Alceſt sich ziemlich viel verspricht: aber auch hier bleibt sie der Tugend treu, erklärt, ihm nur Freundschaft weihen zu können, sie reißt ihn zur Verehrung hin, so daß er jeden weitern Versuch aufgiebt. Den Mittelpunkt der Handlung bildet die zum Besuche Alcestens von Sophien verabredete Nacht, in welcher Söller kommt, um die Chatulle Alcestens zu bestehlen, der auf politische Neuigkeiten versessene Wirth nach dem Briefe späht, den Alceſt erhalten und worin er nach dem großen Siegel wichtige Nachrichten zu finden hofft. Wo findet sich in der Geschichte des durch Sophiens Tugend beschämten Alceſt auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit der Gretchenepisode! denn daß das geliebte Bürgermädchen dem Knaben keine Liebkosung gestattet, ihm nur selten ein Zeichen ihrer Neigung gewährt, wird man kaum als eine solche betrachten dürfen, da das Verhältniß durchaus verschieden ist.

Doch da Scherer keine Aehnlichkeiten aufzeigen kann, sucht er nach Beziehungen. So bildet er sich zu diesem Zwecke ein, es sei ein Fehler des Stückes, daß wir an Alcestens politische Verbindungen glauben müssen, es erkläre sich dieser nur aus der Beziehung auf den Liebhaber des frankfurter Gretchens. Wie kann man ernstlich die Annahme dem verständigen Leser aufbürden wollen, Goethe habe etwas, was gegen die Charakteristik verstoße, wegen einer höchst unbedeutenden, dazu kaum verständlichen Beziehung auf sein eigenes Ansehen in Frankfurt eingefügt. Aber Scherer benutzt eben jedes auch noch so stumpfe und wunderliche Mittel zu seinem Zwecke. Doch gehen wir auf unsern Fall ein. Wir müssen keineswegs an Alcestens politische Verbindungen *glauben*, nur der Wirth bildet

sich ein, in dem mit einem großen Siegel versehenen Briefe müßten wichtige politische Neuigkeiten stehen. Dies ergab sich nothwendig aus dem Motiv, den komischen Nerv des Stückes zu erhalten, daß der Wirth und dessen Tochter sich gegenseitig den Diebstahl des Geldes zuschreiben, während Alcest den Thäter in Söller entdeckt. Und der Charakter des hitzigen, für politische Neuigkeiten schwärmenden Wirthes macht seine Einbildung recht wahrscheinlich. Warum Scherer darin einen Fehler des Stückes sieht, verräth er uns nicht, aber offenbar bedurfte er dieses haltlosen Einfalls, um eine Andeutung darin zu finden, daß hier eine persönliche Beziehung auf die Gretchen-episode vorliege. „Wenn wir an Goethes Verwandtschaft mit dem Stadtschultheißen, wenn wir daran denken, daß er seine Bekannten zur Anstellung empfehlen, ihnen bei der Krönung gute Plätze verschaffen, die Feierlichkeiten in ihrer Folge und Bedeutung erläutern konnte, so finden wir eine einfache Erklärung dafür.“ Man braucht nur statt „dafür“ dasjenige zu setzen, worauf Scherer deutet, daß der Wirth in Alcestens großem Briefe politische Neuigkeiten wittert, um eine solche Feinfühligkeit (ich mag keinen schlimmern Ausdruck brauchen) unerklärlich zu finden.

„Aber auch wichtigere innere Parallelen, zwischen Alcest und dem Liebhaber Gretchens lassen sich ziehen.“ Statt dieses beispielsweise zu zeigen, führt er nur „das Bedeutendste“ an. „Man möchte sagen, der große Monolog Alcests II, 6 gebe in seinem Anfange vielleicht ein treueres Bild jener ersten Liebe Goethes als die Erzählung in ‚Wahrheit und Dichtung‘“, mit dem zum Theil die überraschende Behauptung aufhebenden Zusatze: „wenn nicht gerade die wesentlichen Elemente eben auch in dieser enthalten wären.“ Und doch trifft kein einziger Zug des Libertin Alcest mit dem andächtig an Gretchen hängenden Knaben. Das einzige, was Scherer für seine weit gehende Behauptung beizubringen weiß, ist die Bemerkung, Alcest führe seine Liebe zu Sophien als einen Beweis dafür an, daß Liebe nicht Sinnlichkeit sei. Damit soll es stimmen, daß Goethe nach der Aeußerung, wie er sich in seinem Leben nie in solcher Verwirrung befunden, als bei Gretchens Drängen, seine Rettung zu vollenden, und dem empfindsamen Scheiden, also fortfährt: „Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen eine

durchaus geistige Wendung.“ Damit man nicht glaube, daß in den darauf von Scherer mit u. s. w. angedeuteten, aber zum Nachlesen empfohlenen Sätzen etwas zur Stütze seiner Ansicht stecke, lassen wir diese vollständig folgen: „Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in den andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen.“ Alcest führt nicht, wie Scherer sagt, seine Liebe zu Sophien, sondern seine eben erfahrene Zurückweisung von dieser, die erklärt hatte, daß sie nur Freundschaft ihm widmen dürfe, wie sehr ihn auch ihr Herz liebe, nur dies führt er als Beweis an, daß die Behauptung, Liebe sei nur Sinnlichkeit, ein leidiges Vorurtheil derjenigen sei, die noch kein edles weibliches Herz in seiner Tiefe erkannt hätten. Schärfere Gegensätze gibt es kaum als dieser endlich bekehrte Libertin und der unschuldige Knabe Wolfgang, dem der zuerst ins Herz gefallene Strahl inniger Liebe die ganze Welt verklärt hat. Freilich beschreibt Alcest darauf das Glück seiner ersten Liebe, wo er „so süß die jugendlichen Stunden einst in Sophiens Arm verträumt“, ja es kam, wie wir schon I, 5 vernommen, zu dem Schwur ewiger Treue. Hiernach kann auch diese Schilderung keine Wiederspiegelung der noch immer sehr scheuen, von Ehrfurcht durchdrungenen Herzensneigung des Knaben sein.

Eine gleich auffallende Mißdeutung Scherers folgt unmittelbar darauf. „Auch Alcest aber wird von der Geliebten getrennt und benimmt sich dabei ungefähr, wie Goethe:

> Zuletzt verschlug es sich. Ich fluchte dem Geschicke,
> Und schwur, daß Freundschaft, Lieb' und Zärtlichkeit und Treu'
> Der Maskeradenputz verkappter Laster sei.“

Scherer hütet sich, auf eine Deutung des hier so gewichtigen „Zuletzt verschlug es sich“ einzugehen, weil dadurch der klaffende Gegensatz auf das deutlichste hervorgetreten wäre. „Wie verschlug es sich?“ müssen wir fragen. Durch Alcest selbst, den die Liebe zu langweilen anfing, besonders als Sophie, und auch wohl der Vater, auf Heirat drang. Daß er darüber kurz hinweggeht, ist sehr natürlich. Auch Sophie vermeidet jede nähere Andeutung. Sie selbst sagt II, 3:

„Das Schicksal trennt' uns bald", und etwas anderes will auch wohl Alceſt nicht mit dem freilich übertreibenden Worte sagen: „Das Glück entriß dich mir", da die Menschen ihre eigene Schuld dem Schicksal zuzuschreiben pflegen. Der Annahme einer gewaltsamen Trennung widerspricht das jetzige Wiederauftreten des Liebhabers und alle seine Aeußerungen. Sophie deutet darauf in ihrer allgemeinen Aeußerung (I, 4):

Ihr könnt so ehrlich thun, man glaubt euch wohl aufs Wort,
Ihr Männer! Auf einmal führt euch der Henker fort.
Wenns was zu naschen gibt, so sind wir all beim Schmause,
Doch macht ein Mädchen Ernst, da ist kein Mensch zu Hause.

Also weder der Grund der Trennung noch deren Folge stimmen in den „Mitschuldigen" und der Gretchenepisode überein. Goethe fühlt sich unendlich unglücklich, der Jünglingspflanze ist das Herz ausgebrochen, wogegen sich Alceſt der Liederlichkeit in die Arme wirft. Als er zurückkehrt, haben ihn „Wollust, Stolz und Zeit gehärtet", wie es in jenem Monologe heißt, so daß er sich vor aller Zärtlichkeit geschützt glaubt. Man muß es selbst lesen, um es möglich zu finden, daß ein gründlicher Forscher trotz diesem schroffsten Gegensatz hier von innern Parallelen sprechen kann.

Eine kleine Aehnlichkeit, auf die man etwa hätte kommen können, hat Scherer übergangen, daß Sophie, als sie beim Nachtbesuche von ihm scheidet, Alceſt einen Kuß gibt, den der Mund auch dem Freunde nicht versagen könne, Gretchen bei der Trennung in der letzten Nacht zum erstenmal einen Kuß auf Wolfgangs Stirne drückt. Aber wer wird bei diesen so verschiedenen Küssen an gleichen Ursprung denken! Scherer hat indessen noch ein Zusammentreffen mit der Gretchenepisode in den „Mitschuldigen" entdeckt. Als Söller die Dietriche anwendet, erinnert er sich, wie er dazu gekommen. Er ist Sekretär bei einem Bürgermeister (nach der spätern Fassung Accessist beim Amte) gewesen; als man einen Dieb einfing, hat er als Subaltern sich der bei diesem gefundenen Schlüssel bemächtigt. Wir bemerken, daß nach E. Schmidts Bericht diese Stelle in der ältesten uns bekannten Gestalt unseres Lustspiels fehlte, demnach hier kaum in Betracht kommen kann. Scherer findet eine Aehn-

lichkeit darin, daß jener Wagner auch im städtischen Dienst stand, aber von einem Diebstahl ist bei diesem keine Rede, und es bleibt sehr fraglich, ob er überhaupt zu der Gretchenepisode herangezogen werden darf. Scherer selbst bemerkt, daß Söller Sophien näher stehe als Wagner Gretchen, doch hatte er beide sich so nahe verwandt gedacht, daß sie sogar denselben Zunamen führten. Aber die in den „Mitschuldigen“ angenommenen Verhältnisse sind so durchaus aus der Dichtung selbst hervorgegangen, daß kein Vergleich mit den Spielern der Gretchenepisode möglich erscheint.

Wir haben das ganze Arsenal von Scherers Beweisgründen, daß bei den „Mitschuldigen“ Goethes Knabenerfahrungen an sich selbst zu Grunde liegen sollen, bis ins einzelnste geprüft, und keinen nur halbweg haltbaren entdecken können. Selbst Schröer, der doch die Gleichung, „W=Gretchen“, sich gefallen läßt, bedenkt sich (Goethes Werke, VI, 34 f. der Kürschnerschen Nationallitteratur), ob er „dem Wagner eine Identität mit Söller aufladen solle“, und erklärt, der in den „Mitschuldigen“ behandelte Gegenstand beziehe sich auf eine uns völlig unbekannt gebliebene Begebenheit, wenn er wirklich auf thatsächlichen Frankfurter Erinnerungen beruhe. Seine eigene Behauptung, Goethe habe die niedergeschriebene Exposition aus Frankfurt mitgebracht, widerspricht des Dichters eigener Aeußerung, der an der Stelle, wo er zuerst der „Mitschuldigen“ gedenkt, nur die leipziger Zeit im Sinne hat, in welcher er mehrere Stücke entworfen haben will, nur um sich Luft zu verschaffen. Zu diesem Plane, meint Schröer, habe Goethe nur ein neues Motiv aus seiner jüngsten Erfahrung hinzugefügt, und so seien die „Mitschuldigen“ eine Fortsetzung der „Laune des Verliebten“. „Er spann in der Phantasie sein Verhältniß zu Käthchen fort. Das schöne Töchterchen des Gastwirths (Käthchen Schönkopf) wird heiraten, etwa einen Menschen, wie jenen Wagner [der doch in gar keiner Verbindung mit dem Schönkopfschen Hause stand, wogegen ein Dr. Kanne von ihr gern gesehen wurde]. Indessen ist er auf Reisen. Er dachte nach Paris zu gehen. Er kehrt zurück. Käthchen ist vermählt. Er steigt ab in dem Absteigequartier von frankfurter Messebesuchern bei Herrn Schönkopf [warum nicht einfach in dem ihm bekannten Gasthof?]. Das Weitere ist nun die komische Situation der drei

[eigentlich vier] Mitschuldigen, die der Dichter schon längere Zeit mit sich herumgetragen haben mochte." Wie viel wir auch Goethes Phantasie zutrauen, unmöglich konnte diese ihn dahin bringen, Käthchen, weil sie endlich einen Mann haben wollte, einen Lumpen heiraten, sich selbst als Roué zurückkehren und durch der Geliebten eheliche Treue beschämen zu lassen. Die erste Fassung fällt noch in die leipziger Zeit (die älteste der jetzt vorhandenen ist vor dem 8. August 1769 aus einer frühern zum Bühnengebrauch gemacht), sollte sie auch, was kaum glaublich, damals noch nicht vollendet worden sein. Damals so wenig, wie in Frankfurt, konnte er den Gedanken fassen, Käthchen solle für ihn verloren sein; seine Phantasie mußte, wenn sie auf einen Zukunftstraum ausging, sich vorstellen, daß er nach Jahren zu ihr zurückkehren und sie doch, trotz aller Unwahrscheinlichkeit, da sie längst verlobt war, heimführen werde. Das muß jeder anerkennen, der die weitere Entwicklung dieses Verhältnisses kennt. Aber willkürlich verzerrt man die sich ganz klar aussprechende lustige Dichtung zu einem „Bekenntniß", obgleich Goethe selbst sie in dieser Beziehung entschieden von der „Laune des Verliebten" unterscheidet. Freilich seine eigene Herleitung halten wir eben so wenig für richtig, wie seine daran geknüpfte Bemerkung über den höhern Gesichtspunkt, aus dem seine beiden ersten Stücke eigentlich geschrieben seien, und den sie verdüsternden Ernst. „Die Mitschuldigen" sind als ein possenhaftes Lustspiel gedacht und ausgeführt, und in dieser Hinsicht ganz vortrefflich, wenn man nur mit dem Fallen des Vorhanges alle weitere Betrachtungen aufgibt; denn die Ehe Sophiens muß, sollte sich auch Söller bessern, nach allem, was vorgefallen, ganz unerträglich sein und auch das Verhältniß zwischen Vater und Tochter kann sich nicht herstellen.

Daß Schröer in Bezug auf die Person des „Trauerspielmädchens", die von so großer Bedeutung für die Bestimmung der W. ist, merkwürdig schwankt, wurde bereits bemerkt. Aber unbedingt folgt er Scherer darin, daß die W. Gretchen sei, obgleich er in dieser ein „edles Mädchen" erkennt, das nur Wolfgangs augenblickliche Erbitterung zu einer Karikatur habe entstellen können. (S. X.) Daß er noch zwei Jahre später (Dank Scherers Scharfsinn!) so bitter ungerecht über sie habe urtheilen können, erklärt er sich daraus, daß

er sich damals darin gefallen habe, „mit der Miene eines Lebemanns, die er französischen Schriftstellern, auch wohl Günthern abgesehen, von dem Verhältniß zu Gretchen zu sprechen". Ich begreife nicht, wie man in Goethes Brief, worin er seinem Freunde Moors zum erstenmal nach langer Zeit sein Herz eröffnet, wo aus jedem Worte die reinste, innigste Ueberzeugung spricht, den Ton eines Lebemanns hineintragen, wie man leugnen kann, daß es ihm hier mit seiner Verachtung der W., die ihn herzlos ausgebeutet, bitterster Ernst ist. Aber freilich um Scherers Einfälle zu stützen, darf man sich das Unglaublichste zum Nachtheile des Dichters, gestatten.

Die Deutung des W. auf Gretchen gehört zu Scherers allerunglücklichsten Einfällen, durch welche er das liebliche Bild von Goethes erster Liebe greulich entstellt hat. So wenig wir Gretchens Namen kennen, so gewiß ist Goethes Darstellung des Verhältnisses zu ihr in den wesentlichen Zügen nicht weniger wahr, wie die von seiner Liebe zu Käthchen, Friederiken, Lotten und Lili. Wie viele Lücken seiner Erinnerung er auch im einzelnen ergänzen mußte, die Gestalt und das Wesen Gretchens, die innige Zuneigung seines wunderbar bewegten Herzens, das selige Wonnegefühl, von ihr geliebt zu sein, die in ihrem Kreise verlebten Tage von dem Abend, wo dieser Stern ihm aufging, bis zum ersten Kusse auf seine Stirn, der auch der letzte sein sollte, und der wüthende Schmerz bei der Entdeckung, das „Ungeheure", standen noch lebhaft vor seiner Seele; die Grundzüge sind wahr, das Zugedichtete (Bettinens Bericht über ein Gretchen zu Offenbach blieb unbenutzt, wenn anders derselbe nicht ein späterer Zusatz des phantastischen Kindes) ist ganz im Sinne des in ihm lebenden Jugendbildes gehalten, nur einiges zur künstlerischen Abrundung umgestaltet. Auch sind manche Züge Gretchens zur Darstellung des gleichnamigen Bürgermädchens im „Faust" verwandt, dessen Bild er mit einigen Tropfen anderer Mädchen seiner Bekanntschaft „tingirt" haben mag. Diese zu entdecken, wird kaum gelingen, ist auch ohne bedeutenden Werth für das Verständniß der Dichtung und Goethes Verfahren bei seinen Schöpfungen, das im allgemeinen deutlich genug vorliegt. Der Hauptpunkt bleibt, daß wir uns das reizende Bild der ersten Liebe, in welchem dem jungen Wolfgang eine „neue Welt des Schönen

und Vortrefflichen aufging", nicht durch einen lustigen Einfall entstellen lassen, zu dessen Begründung noch manches andere in falsches Licht gerückt werden muß. Mag auch die Widerlegung solcher bodenlosen Vermuthungen zu manchen Aufklärungen führen, auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung liegen derartige Einfälle nicht, ja sie verleiten zu einer Leichtfertigkeit in der Auslegung und in der Beurtheilung von Personen, vor welcher wir unsere Klassiker nicht ernstlich genug schützen können. Was hilft aller Aufwand von Scharfsinn, wenn er der Wahrheit ein trübes Wolkengebild unterschiebt! Muthig für die verletzte einzutreten ist Pflicht eines jeden, der nicht Goethe zu einem „Plastron, aszetisch zu rapiren," mißbrauchen lassen will, sondern von der Forschung ernste Gewissenhaftigkeit und strenge Methode fordert.

1. Juli 1884.

Charlotte Buff und ihre Familie.*)

Eine der schönsten Gaben hat das deutsche Volk endlich nach langem peinlichen Harren in der vom königlich hannoverschen Legationsrath und Ministerresidenten in Rom August Kestner bearbeiteten, nach dessen Tode im Jahre 1851 erschienenen Schrift: „Goethe und Werther. Briefe Goethes, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Dokumenten“, erhalten. Leider wurde die Freude, wie wir es so häufig erleben, durch die Art der Herausgabe etwas getrübt, da nicht allein einige spätere, freilich nicht so bedeutende, aber immer belangreiche Briefe Goethes und Lottens, von ersterm ein paar an einen Sohn derselben nicht mitgetheilt, einzelne Aeußerungen aus übergroßer Aengstlichkeit unterdrückt worden, sondern auch die Folge der Briefe nicht immer richtig bestimmt ist.**) Auch vermißt man nicht wenige zum Verständniß der Briefe unentbehrliche Angaben über Lottens Familie und einzelne in den Briefen genannte Personen. Diesem Mangel habe ich zum Theil in meinen „Erläuterungen zu Goethes Werther“ abzuhelfen gesucht. Wenn ich heute die genaueste, für die Auffassung von Goethes Verhältnissen zu Wetzlar nicht unwichtige Auskunft über Lottens Familie nebst Nachrichten über ihre Nachkommen zu geben vermag, so verdanke ich dieß der bereitwilligen Freundlichkeit der Herrn Oberpfarrer Förtsch und Premier-Lieutenant a. D. Kohlhauer in Wetzlar und des durch einen unerwarteten Tod zu früh seinem reichen Wirkungskreise entrissenen, an Geist, Gemüth und Charakter ausgezeichneten Dekan Thudichum in Rödelheim, der handschriftlichen Aufzeichnungen folgte.

*) Morgenblatt für gebildete Leser 1863 Nr. 45 f.

**) Vgl. meine Anzeige in der Kölnischen Zeitung 1854 Nr. 248.

Lottens Vater, Heinrich Adam Buff, war der Sohn des am 18. Oktober 1674 zu Münzenberg geborenen Christof Buff. Ueber den angeblich englischen Ursprung der Familie Buff fehlt es an Belegen. Die ältesten sichern Nachrichten führen uns auf den Posthalter Simon Heinrich Buff zu Butzbach in der Wetterau zwischen Gießen und Freiberg, der etwa 1580 bis 1650 lebte*). Sein Sohn, der Bäcker Johannes Buff, geboren 1600, hatte fünf Kinder, von denen der zweite, 1640 geborene Sohn Heinrich Buff seit 1669 Kaplan zu Münzenberg war. Im folgenden Jahre vermählte sich dieser mit einer Tochter des Gerichtschreibers Petri zu Crainfeld. 1684 ward er pastor primarius zu Münzenberg. Seine Gattin verlor er im April 1704; er selbst starb am 25. Juni 1724. Von seinen acht Kindern ward Christof, geboren am 18. Oktober 1674, den 15. Februar 1706 Pfarrer zu Steinbach. Aus dessen Ehe mit Anna Sophie, Tochter des Försters zu Windhausen, Adam Haberkorn, gingen fünf Kinder hervor. Der am 26. April 1707 geborenen Helene Susanna Maria folgte ein früh verstorbener Sohn; der zweite am 13. Dezember 1709 geborene Sohn Georg Wilhelm ward Hessen-Darmstädtischer Hauptmann zu Wetzlar. Unser Heinrich Adam folgte ihm am 20. September 1711. Ein vierter Sohn starb bald nach der Geburt. Nach dem am 21. Juli 1714 erfolgten Tode seiner Gattin, vermählte sich Christof Buff mit einer Tochter des Pfarrers Johann Balthasar Seipp zu Reichelsheim, die ihm noch sieben Kinder brachte, von denen Johann Georg, geboren den 10. Januar 1716, Metropolitan zu Gladenbach, Georg Karl, geboren den 18. Januar 1730, Pfarrer und Consistorialis zu Niederwöllstadt wurde. Letzterer hatte sich einer zahlreichen bis auf unsere Tage fortgepflanzten Nachkommenschaft zu erfreuen. Sein ältester Sohn, geboren am 13. Dezember 1762, folgte ihm 1795 im Amte. Christof Buff, der Großvater Lottens, starb zu Steinbach am 25. April 1756.

*) Nach gütiger Mittheilung von Herrn Georg Kestner in Dresden. Wilhelm Herbst „Goethe in Wetzlar. Vier Monate aus des Dichters Jugendleben" S. 99. bemerkt, die Familie Buff lasse sich in ihren Verzweigungen, in ländlichen Pfarrhäusern namentlich, noch über die Zeit des dreißigjährigen Krieges zurück verfolgen.

Heinrich Adam Buff kam als Deutsch-Ordens-Amtmann nach Wetzlar, wo er das kleine zweistöckige, links vom Eingange des damaligen deutschen Hauses gelegene Gebäude bewohnte, zu dem man auf drei steinernen Treppen gelangt. In seinem neununddreißigsten Lebensjahre verband er sich mit der fast zwanzig Jahre jüngern Magdalena Ernestine Feyler. Ihr Vater war der Hessen-Darmstädtische Lieutenant, spätere Major Peter Ernst Feyler, ihre Mutter Dorothea Charlotte Klumpp. Als Pathen standen bei der am 24. Mai 1731 vollzogenen Taufe (die Geburt war am 23. in aller Frühe erfolgt) Fräulein Magdalena Barbara von Reitzenstein und deren Bruder, Adam von Reitzenstein, Seiner Königlichen Majestät in Schweden und Hochfürstlichen Durchlaucht zu Hessen-Kassel Lieutenant. Die Vermählung erfolgte im Sommer 1750 in dem eine Stunde von Gießen entfernten Schiffenberg, wo sich eine Deutschordens-Commende, ein aufgehobenes Augustinerstift, befand, mit deren Verwalter Bodenburg Buff befreundet war.

Schon am 9. Juni 1751 wurde die Ehe mit der Geburt einer Tochter gesegnet, welche in der Taufe die Namen Karoline Wilhelmine erhielt. Ihr folgte anderthalb Jahre später Goethes Lotte. Charlotte Sophie Henriette wurde am 13. Januar 1753 geboren, am 14. getauft.*) Ihre Pathinnen bei der Taufe waren Elisabeth Charlotte Friederike Bodenburg, geborene Weißenbruch, Gattin des Deutschordensverwalters zu Schiffenberg, Katharina Henriette Felicitas Wetzel, geborene Buff, Gattin des Kaplans zu Reichelsheim, die Halbschwester des Vaters, geboren den 14. Februar 1717, und Marie Sophie Feyler, die Schwester der Mutter. Ihre drei Namen erhielt Lotte von diesen Taufzeugen. Eine dritte Tochter, Ernestine Elisabeth Christiane, geboren am 16. Dezember 1754, scheint frühe gestorben zu sein; freilich findet sich im wetzlarer Kirchenbuche nicht die Angabe ihres Todes, aber wir haben keine weitere

*) Wenn man den 11. Januar als ihren Geburtstag feierte, den auch Goethe in einem Briefe an Kestner (Nr. 48) als solchen nannte, so war dies ein noch heute in der Familie forterbender Irthum, dem denn auch Herbst S. 104 folgte. Die Zuverlässigkeit des Taufbuchs, das Geburts- und Tauftag, auch die Pathinnen nennt, ist ganz unantastbar, jeder weitere Zweifel unberechtigt.

Spur von ihr entdecken können; sie starb wohl auswärts.*) Der vierten Tochter, Helene Justine Johannette, geboren am 11. September 1756, werden wir weiter unten begegnen. Der älteste Sohn, Johann Christian Ludwig Franz, in Goethes Briefen als Hans bezeichnet, ward am 14. November 1757 geboren. Ihm folgten am 9. Dezember 1758 Johann Eberhard Wilhelm, am 28. Januar 1760 Marie Sophie, am 31. Januar 1761 Sophie Caroline und am 1. Februar 1762 Friedrich (Fritz) Heinrich Christof. Drei Tage nach der Geburt, am 14. März 1763, starb das zehnte Kind der Ehe, Dorothea Henriette. Die folgenden vier Jahre waren wieder mit Kindern gesegnet; am 8. Juni 1764 ward Georg Konrad geboren, am 17. Juni 1765 Charlotte Amalie Angela, am 19. Juli 1766 Albrecht Aemilius Christian, am 7. September 1767 Bernhard Ernst Karl.

Den 8. Mai 1767 kam der fünfundzwanzigjährige Johann Christian Kestner (er war wie Goethe am 28. August geboren) aus Hannover, der dritte Sohn zweiter Ehe des geheimen Kabinetsregistrators Johann Hermann Kestner, als Secretär der Subdelegation für das Herzogthum Bremen bei der Reichskammergerichtsvisitation unter dem Gesandten Hofrath Johann Philipp Konrad Falcke nach Wetzlar, wo er seine Wohnung auf dem ersten Stocke des reformirten Pfarrhauses am Ende der steil abfallenden Jäcksburg nahm. Dieser fand in dem Buffschen Hause, das damals elf lebende Kinder zählte, von denen das jüngste noch kein Jahr alt war, die freundlichste Aufnahme. Bald fand er sich von der zweiten, eben fünfzehnjährigen Tochter herzlich angezogen. Den Eltern schrieb er bloß von seiner freundlichen Aufnahme in diesem Hause; seine Liebe vertraute er nur der Schwester Eleonore in einem 1768 geschriebenen Briefe, „Es ist die zweite [Demoiselle Buff]; sie ist fünfzehn Jahr alt. Eine außerordentliche Beauté ist sie nicht, doch ist sie, was man ein hübsches Mädchen nennt, und mir hat noch keine besser gefallen. Und sie gefällt auch andern, worunter es einige giebt, welche sterblich verliebt waren, denen ich aber den Rang abgewonnen.

*) In dem von Herbst S. 207 ff. mitgetheilten Lobgedicht auf die Mutter vom 10 April 1769, das alle ihre Kinder beschreibt, fehlt sie.

Uebrigens hat sie allgemeinen Beifall bei Alt und Jung, und ich habe meine Wahl nie tadeln gehört. Eine freundliche, einnehmende und lebhafte Miene ist für mich ihre größte äußerliche Schönheit; dabei hat sie Verstand und ist von lustigem Temperament und unterhaltend, und hat gute Einfälle, nicht zu vergessen, sie hat ein vortreffliches Herz, ist edel und menschenliebend, gutthätig und großmüthig. Sie hat keine Schätze als Tugend und den Segen einer der rechtschaffensten, verehrungswürdigsten Mütter mitzubringen." Bald darauf fällt der uns erhaltene Anfang eines Entwurfs zu einem Briefe an seinen frühern Hauslehrer: „Ich bin hier in einem Hause bekannt," vertraut er diesem; „gewiß der beste Theil der Stadt. Wem es die Eigenliebe nicht verbietet, erkennt es auch dafür, Vornehme und andere; wer genau darin bekannt ist, ist, so zu sagen entzückt davon. Ein redlicher Vater, ein munterer Alter [er war fast 57 Jahre alt], durch Mäßigkeit und gute Natur noch stark, dienstfertig für jedermann und rechtschaffen; obgleich ein wenig rauh, in Vergleichung mit der folgenden Person, doch menschenliebend. Die Mutter (hier weiß ich nicht, wo ich anfangen soll), mit einem Worte die beste Frau, die beste Mutter und die beste Freundin. Ohne es zu wissen, wenigstens ohne den geringsten Schein, daß sie es weiß, zu haben, fehlt es ihr noch nahe im vierzigsten Jahre [sie stand erst im achtunddreißigsten] nicht an Reiz. Das schönste, sanfteste, menschenliebendste, gefälligste, zärtlichste Herz, Einsicht, Verstand und wahre Weisheit, auch gefälliger Witz; dabei ganz Bescheidenheit, ganz Tugend, religieux ꝛc.; von jedermann verehrt, von ihren Kindern zärtlich geliebt. Diese sind ihr vornehmstes Geschäft und Augenmerk, und sie wiederum ihnen ihr bestes Gut. Wenn sie ausgeht, sind groß und klein betrübt und unzufrieden, und wenn sie zu Hause kömmt, lauter Bewillkommungen, Frohlocken, Händedrücken, Küssen und Umarmungen, und heitere Mienen, Fragen, wo sie so lange gewesen, Erzählungen, was in ihrer Abwesenheit vorgegangen ꝛc. ꝛc. Ihre Verweise sind ihnen bitterer als andern Kindern Schläge.*) Ich breche mit Mühe ab und komme auf die

) Im S. 69) erwähnten Lobgedicht eines Vetters auf sie wird als

Kinder. Zwei Töchter sind erwachsen von 18 und 16 Jahren. Diese, sowie alle Kinder, sind ihrer Mutter würdig. Alle blondes Haar und blaue Augen; eines hübscher wie das andere; nach den Kleinen könnte ein Maler Liebesgötter zeichnen. Die Aelteste ist ziemlich regelmäßig schön, still, ruhig, von sanftem Charakter ꝛc. ꝛc. Die Zweite muß jener, wenn man sie nach Regeln beurtheilen will, weichen, ist aber nichts desto weniger reizender und einnehmender.*) Sie hat ein fühlendes, weiches Herz. Sowie überhaupt ihr (und aller ihrer Geschwister) Bau des Körpers zärtlich ist, so ist ihre Seele auch. Mitleidig gegen alle Unglücklichen, gefällig und bereit, jedermann zu dienen, gerührt, wenn sie glaubt jemand beleidigt zu haben, gutthätig, freundlich und höflich; freudig, wenn jemanden etwas Gutes begegnet, gar nicht neidisch (wie unter jungen, auch alten Frauenzimmern sonst gewöhnlich ist). Dabei eine aufgeweckte, lebhafte Seele, geschwinde Begriffe, Gegenwart des Geistes, froh und immer vergnügt; und dieses nicht für sich allein, nein Alles, was um sie ist, macht sie vergnügt; durch Gespräche, durch lustige Einfälle, durch eine gewisse Laune oder Humor. Sie ist das Vergnügen ihrer Eltern und Geschwister, und wenn sie ein finsteres Gesicht darunter bemerkt, so eilt sie, es aufzuklären. Sie ist bei jedermann beliebt, und es fehlt ihr nicht an Anbetern, worunter, welches sonderbar ist, sich Dumme und Kluge, Ernsthafte und Lustige befinden.**) Sie ist tugendhaft, fromm und fleißig, geschickt

ein Mittel, wodurch sie auf die Kinder wirkte, ein immerwährendes ihr eignes Ziehen (der Stirne), vermischt mit Ernst und Liebe, angeführt.

*) Als Kind war sie häßlich, wie ihre alte Wärterin Goethe erzählte, aber gutmüthig; nur durch ihre „Schlockerhändchen," die sie auch noch später wohl machte, ärgerte sie oft die gute „Cathrin Lisbet".

**) Auch Friedrich Wilhelm Gatter hatte 1767, bei seinem ersten Aufenthalt zu Wetzlar, sehr viel im Buffschen Hause verkehrt. An Lotten schrieb er den 12. Juli 1768, er werde ewig stolz sein, sich zu einer Familie rechnen zu dürfen, wo „alle häuslichen Tugenden herrschten, die erfordert werden, um glücklich stets zu sein". Gegen Kestner, der ihm von einem freudigen Feste im Buffschen Hause nach der glücklichen Niederkunft der Mutter gemeldet hatte, äußerte er am 22 März 1769: „O die liebe, liebe Familie! Wenn ich doch auch ein Zeuge des allgemeinen Frohlockens gewesen wäre! Mit welchem Entzücken muß der Himmel eine solche Eintracht sehen!"

in allen Frauenzimmerarbeiten, besonders gelehrig und willig, alle [Hausarbeiten zu übernehmen]." Hiermit vergleiche man Werthers Schilderung im Briefe vom 16. Juni: „So viel Einfalt bei so viel Verstand, so viel Güte bei so viel Festigkeit und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit."

Nach Herbst S. 104 waren Lotten „ein gewisser Kunstsinn, angeborene Liebe zur Musik und Geschick zum Zeichnen eigen". Daß sie musikalisch gewesen, sollen „Werthers Leiden" und das jetzt noch im Wertherzimmer (soll heißen „Lottenzimmer") zu Wetzlar als Reliquie aufbewahrte Klavier beweisen. Freilich tritt im zweiten Buche des „Werther" das Klavierspiel bedeutend hervor, aber gerade in diesem ist manches zum Zwecke des Dichters erfunden, wogegen im ersten nur davon die Rede ist, daß sie sich zuweilen auf ihrem verstimmten Klavier einen Kontretanz vortrommele. Auch das Klavier im Lottenzimmer kann nichts beweisen, da die ältere Schwester Karoline darauf gespielt haben könnte, ja es ist sehr die Frage, ob dieses bis in jene Zeit hinaufreicht. In damaliger Zeit bediente man sich der Spinette und das im Buffschen Hause gebrauchte befindet sich als Geschenk der Frau Amtshauptmannswittwe Eggers, einer Enkelin Lottens, im Besitze des freien deutschen Hochstifts in Frankfurt, nach den Berichten desselben vom Ostermonat 1881 S. 4 f. Auffallend ist es, daß weder in Kestners mehrfachen Beschreibungen von seinen Besuchen im Buffschen Hause noch in Goethes Erinnerungen an seine wetzlarer Tage je des Klavierspiels und des Singens gedacht ist. Daß sie aber wirklich Klavier spielte und dazu sang, ergibt sich daraus, daß Goethe, ehe er nach dem kurzen zu Wetzlar mit Schlosser gemachten Besuche nach Darmstadt ging, seiner Schwester auftrug, einige Liedchen mit Klavierbegleitung für Lotten abzuschreiben. Vgl. ihre Briefe vom 21. und 25. November 1772 an Kestner. Dieser hatte Goethes Schwester vortrefflich Klavier spielen und auch singen hören. Im Sommer mag Lotte sehr wenig zum Klavierspielen gekommen und daher auch Goethe keine Veranlassung gehabt haben, ihren Liedern, wie er es bei Friederiken that, andere Worte unterzulegen.

Daß sie gezeichnet, beweist Herbst durch ihr Aquarellbild, Wetzlar nach der garbenheimer Seite darstellend, das sich als Albumblatt

im Besitze eines Landpfarrers der Gegend befinde. Es wäre eben zu untersuchen, ob das Bild wirklich von Lottens Hand ist. Goethe hatte in Wetzlar gar nicht gezeichnet, was er kaum unterlassen haben würde, wenn er bei Lotten besondere Neigung zu dieser Kunst gefunden. Zwar sagt sein Werther, er habe dreimal Lottens Porträt angefangen, aber sich dreimal prostituirt, doch dies ist eben einer der freien Züge: aus einem Brief an Kestner (Nr. 40) ersehen wir, daß er zu Wetzlar nicht ans Porträtiren gedacht.

Größere Lust und Liebe hatte Lotte zum Sticken, wie denn auch Kestner sagt, sie sei in allen Frauenzimmerarbeiten geschickt, ohne anderer Fertigkeiten zu gedenken. Im Lottenzimmer findet sich ein Zeichenheft für Stickereien, das auf dem weißen Blatte ihren Namen trägt. Eben dort wird unter Glas und Rahmen eine Stickerei aufbewahrt, welche in einer Guirlande von Rosen und Vergißmeinnicht den merkwürdigen Spruch in feiner farbiger Seide zeigt:

Geh hin, zu deines Vaters Lust
Die Zeit wohl zu vertreiben,
Der Mädchen kennest du genug,
Die dir gewogen bleiben,

den auf Goethe zu beziehen verführerisch genug ist. Auf einer angefangenen Stickerei, „der Tempel der Liebe“, sind bereits die Stufen gestickt, auf denen eine heimkehrende Pilgerin von ihrer Freundin begrüßt wird. Auf drei gestickten Täschchen findet sich Lottens Namenszug.

In einem Briefe Kestners an seinen besten Freund vom 2. November 1768 erscheint Lotte schon als seine erklärte, wenn auch nicht verlobte Geliebte. „Mein Gesandter ist von allen, die hier sind, der arbeitsamste und unermüdetste, doch habe ich ihm, bis jetzt wenigstens, Genüge geleistet“, schreibt er diesem. „Die schönsten Augenblicke opfere ich der Arbeit oft auf. Der Gedanke an meine Geliebte versüßet mir sie. Mein Verlangen, zu ihr zu eilen, verdoppelt meine Kräfte und beschleunigt die Vollendung der Arbeit. Welch ein Vergnügen, wenn ich dann hinfliege, die Belohnung meiner Aufopferung einzuernten, wenn ich dann ein geliebtes Gesicht sich aufheitern sehe, wenn zärtliche Blicke mich bewillkommen, und ein

sanfter Druck der Hand mir sagt, daß man mich schon lange erwartet hat, wenn ein schöner Mund über das lange Verweilen sich beschwert, gegen die Arbeit zärtlich zürnt und mich deßwegen bedauert, wenn die beste Mutter und die gute Schwester mich gleichfalls freundlich empfangen, und der redliche Vater lobt, wenn man seine Geschäfte vorzüglich verrichtet. Dann höre ich, was in meiner Abwesenheit geschehen, gehört und gesprochen ist. Oft kleine Begebenheiten, die aber, angenehm erzählt, wichtig werden. Oft zielt die Erzählung dahin, einer zärtlichen Besorgniß, sonst Eifersucht genannt, zuvorzukommen, doch auf die ungezwungenste, natürlichste Weise. Dann machen artige Einfälle, Munterkeit und Laune die Stunden dahinfliegen wie Minuten; und dieses nicht allein mir oder meiner Geliebten, auch der Mutter, der Schwester und dem Vater. Ein ‚Ach, da schlägt es schon!‘ gewährt mit dem Schmerz der Trennung das unaussprechliche Vergnügen, welches dem nächsten Besuch zum voraus einen Reiz bereitet. Oft auch kommt anderer Besuch; denn das Haus wird gern besucht wegen der Ruhe, die da herrscht, wegen der angenehmen Unterhaltung, wegen der freundschaftlichen Bemühungen, kein finsteres Gesicht von sich zu lassen und selbst den Kummer und die Sorge aus dem Herzen zu verjagen; denn hierin findet die Menschenliebe der besten Mutter ihren Beruf, und ihre Weisheit, ihr Verstand, ihre Einsicht weiß ihren Wunsch möglich zu machen. Abends um 8 Uhr pflegen sich dann die fremden Besuche, die ohne Anmeldung und Ceremoniel, und ohne die frauenzimmerlichen Arbeiten zu unterbrechen, angenommen werden, zu verlieren. Wenn ich nicht zum Essen da bleiben muß, so gehe ich dann auch nach Haus, esse schnell, besorge ein und anderes und finde mich wieder ein, wenn ich nicht abgehalten werde. Alsdann bin ich gewöhnlich Abends von halb 9 oder 9 bis 11 Uhr wieder da.“

In Betreff der Mutter gibt ein anderer, nach ihrem Tode geschriebener Brief Kestners noch einzelne Züge. „In ihrer Jugend war sie eine Schönheit, und noch am vierzigsten Jahre, nachdem sie vierzehn oder fünfzehn [vielmehr sechzehn]*) Kinder gehabt, versah

*) Noch zwei Kinder gebar sie in der Zeit von Kestners Aufenthalt zu Wetzlar am 12. März 1769 Wilhelm Ludwig (Louis) Karl und gerade ein Jahr später Christian Friedrich Julius.

man sie zu Zeiten für eine ihrer Töchter. Ihre Miene war einnehmend und ganz Bescheidenheit, sittsam und jungfräulich. Sie erröthete noch wie das unerfahrenste Frauenzimmer für einen freien Ausdruck. Ihr Körper war weiblich, schwach und zart; auch ihre Seele war weiblich, aber sie dachte auch wie ein Mann, groß, edel, und war oft heldenmüthig. Ohne piquant, witzig zu sein, konnte sie aufmuntern, anderer Mienen aufheitern, wie sie wollte, und war sehr unterhaltend. Sie redete viel ohne Weibergeschwätz. Ihre Kinder waren ihr vornehmstes Geschäft, für diese sorgte sie unaufhörlich; sie hatte sie immer um sich und bildete ihre jungen Seelen, ohne daß die Kinder es selbst wußten, ohne Strenge, ohne Furcht, durch lauter Liebe und Zärtlichkeit; doch gestattete sie ihnen auch keine Unart. . . . Auch außer dem Hause war sie verehrt und geliebt. Sie war jedermann, wenigstens unter dem Namen ‚die Frau mit den vielen schönen Kindern' bekannt. Von den geringern verehrt; denn gegen jedermann war sie freundlich und gefällig, jedermann war ihr Nächster; ohne Reichthum that sie viel Gutes, entweder durch reellen Beistand oder guten Rath, Zureden, Trösten und Aufmuntern, Alles mit einem Anstande, der zugleich ihr gutes Herz und ihren Verstand verrieth. Ich meine, ihre Wohlthaten ertheilte sie mit einer solchen Leichtigkeit, woraus man sah, daß eine wahre innere Empfindung sie dazu veranlaßte, und doch mit einer Art, welche den Wohlthaten einen Werth mehr beilegte. Gar vieles that sie heimlich; denn ihr Mann, zwar rechtschaffen und gut und selbst gutthätig, machte gern ökonomische Anmerkungen. Von ihres Gleichen hoch geachtet und geliebt und bei den Vornehmern geachtet. Bei diesen vergab sie sich nichts, war bei Verschiedenen, die sie ihrer würdig hielt, gern gesehene Gesellschafterin, auch vertraute Freundin und Rathgeberin. Außerdem, daß sie von solchen selbst gesucht wurde und sich mit Vorbedacht suchen ließ, hatte sie auch noch in Rücksicht dessen, daß ihre Familie groß war und sie das Glück ihrer Kinder wünschte und dazu anderer Beistand nöthig hielt, die Absicht, solche Leute zu conserviren, die ihr oder ihren Kindern nützlich sein könnten. Sie war meine beste Freundin, die ich je gehabt und vielleicht je bekommen werde, und ob sie gleich gegen jedermann gefällig und liebreich war, so war sie doch mit ihrer genauen Freundschaft nicht

so freigebig. Noch ehe sie daran denken konnte, daß ich in ihrer Familie mehr als bloß Umgang und Freundschaft suchen würde, hatte ich ihre ganze Gewogenheit, und es fanden sich Verschiedene, denen sie des Interesses wegen einen Vorzug hätte einräumen müssen, die sie aber mir nachsetzte."

Kestners Verbindung mit der Familie erhielt sich in gleicher Innigkeit. Dieser Umgang entschädigte ihn, wie er am 25. August 1770 an seinen Freund schrieb, für den in Wetzlar herrschenden Mangel an Geschmack und Empfindung; hier holte er sich Geduld, Standhaftigkeit, Ermunterung, Vergnügen. „So oft ich vom Tische komme, um halb 2 oder 2 Uhr, ist mein Gang dahin gerichtet; da bleibe ich bis 3 Uhr, und kann durch diese Stunde Ausruhen die schwerste Arbeit ertragen. Abends, wenn die Arbeit erlaubt, gehe ich um 9 Uhr wieder dahin bis 11 Uhr. Diese Stunden sind der Liebe, der Freundschaft und dem vertraulichen Gespräch gewidmet. Die Unschuld und Tugend setzt die Grenzen. Die würdigste, die sanfteste und tugendhafteste Mutter hat ihre Kinder allezeit unter Augen, und diese entziehen sich ihr nie. Meine Charlotte bildet sich täglich mehr aus. Sie können denken, daß dieses einem Mädchen von 18 Jahren einen Reiz gibt, welcher weit mehr bezaubert als wenn sie die größte Schönheit wäre.... Ihr Herz und ihr Geist ist es vornehmlich, was mich zu ihrem Gefangenen macht; ihr Gefühl, ihr Verstand, ihre Lebhaftigkeit, die alles belebt, was um sie her ist. Ich bin unbemerkt bemüht gewesen, sie weiter bilden zu helfen, und sie ist so gefällig, meine Denkungsart anzunehmen, so weit es sich mit ihrer Munterkeit vereint. Ich würde der glücklichste Mensch sein, wenn nicht das oben Erwähnte [daß er in seinem Dienste nichts als eine Maschine sei] mein Glück beschränkte. Die Abende sind noch immer das Beste, was ich habe. Dies ist gleichsam das geheime Conseil, wo jedes Herz offen ist. Von dem ganzen Tage wird auf diese Zeit gespart. Es wird auch nicht allein gesprochen, sondern auch gelesen, und über mancherlei deliberirt. Die beste Mutter präsidirt in diesem Conseil; die älteste Schwester ist gegenwärtig; der Vater geht gewöhnlich früh zu Bette, und die übrigen Kinder sind schon lange schlafen gegangen."

Dieses Glück sollte das Schicksal nur zu bald zerstören. Die

Mutter erkrankte im Herbst 1770 und starb am folgenden 13. März, noch nicht volle vierzig Jahre alt. Lotte empfand diesen Verlust in seiner ganzen Schwere. Das Loos, der Mutter Stelle zu vertreten, fiel auf sie, die jener in ihrem ganzen Wesen so ähnlich und zu einer solchen Stellung vorzüglich geschickt war. Obgleich ihre ältere, wohl etwas anspruchsvollere, nicht so lebendige Schwester der Geburt nach hierzu berufen schien, so galt es doch für so ausgemacht und unzweifelhaft, Lotte allein vermöge dieses, daß der Vater, die ältere Schwester und noch mehr die jüngern Geschwister, das Gesinde und die Fremden stillschweigend darin übereinstimmten. Und sie führte das schwierige Amt mit einer solchen Zuverlässigkeit, als ob eine förmliche Uebertragung und ein überlegter Entschluß von ihrer Seite vorausgegangen wäre. „An sie wandte sich alles", schreibt Kestner, „auf ihr Wort geschah alles und jedes folgte ihrer Anordnung, ja ihrem Wink; und was das Vornehmste war, es schien, als wenn die Weisheit der Mutter ihr zum Erbtheil geworden wäre. Bis diese Stunde (den 18. November 1772) hat sich solches erhalten; sie ist die Stütze der Familie, die Liebe, die Achtung derer, die dazu gehören, und das Augenmerk derer, welche dahin kommen. Ich sage Ihnen, es ist ein halbes Wunderwerk, unerachtet weder sie selbst noch die Familie es merkt, und jedes meint, es müßte so sein."

Als Goethe in Lottens Haus trat, waren noch elf Geschwister von ihr am Leben; denn das jüngste Kind war ein paar Monate später der Mutter gefolgt.*) Ihre älteste Schwester Karoline vollendete gerade an dem Tage, wo Goethe Lotten zuerst sah, ihr einundzwanzigstes Lebensjahr.**) Mit dieser scheint Goethe in keine nähere Verbindung getreten zu sein; freilich verfehlt er nicht, von Frankfurt aus sie nebst den übrigen Geschwistern oder sie als älteste allein grüßen zu lassen, aber von einer innigen Theilnahme verrathen diese Grüße an Karolinen oder Karlinchen keine Spur. „Wenn Schwester Karoline sich meiner erinnert", schreibt er nach Lottens

*) Irrig ist es, wenn Herbst S. 100 schreibt: „Zu Goethes Zeit lebten noch elf von der großen Schar [Kinder]"; denn mit Lotten waren es zwölf.

**) War sie vielleicht zu dieser Zeit abwesend? Auffällt es wenigstens, daß Lotte am Geburtstage der Schwester ohne diese auf den Ball fuhr.

Abreise dem ältesten Bruder, „so küssen sie ihr die Hand.“ Sie hatte schon damals einen Verehrer an ihrem spätern Gatten, dem Kammergerichtsprokurator und Hofrath Dr. Dietz in Wetzlar. Hierauf bezieht sich der Scherz in einem Briefe Goethes an Kestner (Nr. 41):

Wenn dem Papa sein Pfeifchen schmeckt,
Der Doctor Hofrath Grillen heckt·
Und sie Karlinchen für Liebe verkauft,
Die Lotte herüber hinüber lauft.

Dieser Hofrath Dietz war mit Goethe verwandt. Sein Vater, Advokat und Prokurator, Hofrath Dietz, der im Jahr 1752 starb, war mit Susanna Lindheimer vermählt. Aus der Ehe des Advokaten und Prokurators Hofrath Dr. Cornelius Lindheimer aus Frankfurt († 1724) und der Catharina Seipp, Tochter des Geheimraths und Consulenten Seipp zu Wetzlar († 1760), entsprangen zwei Söhne und fünf Töchter. Die dritte dieser Töchter, Anna Margaretha, heirathete Goethes Großvater, den kaiserlichen Rath und Stadtschultheiß Dr. Textor; ihre jüngste Schwester war die eben als Mutter von Dietz genannte Susanna. In zweiter Ehe verband sich diese Großtante Goethes mit dem Advokaten und Prokurator Hofrath Lange.*) Sie wohnte an der Ecke der Gewands- und Schmidtgasse, Goethe selbst in der erstern, die enge und unfahrbar ist, in einem großen Hause, dem vierten links vom Kornmarkte. In der ersten Zeit seines wetzlarer Aufenthaltes wird er bei der Großtante und den Nichten oft zu Besuch gewesen sein, später vernachlässigte er sie. Am 15. September 1773 schreibt er an Kestner: „Drunten im Visitenzimmer sitzt diesen Augenblick — die liebe Frau Großtante Lange von Wetzlar, mit der so theuern ältsten Jungfer Nichte. Die haben nun schon in ihrem Leben mehr um Lottens willen gesessen, wo ich sie nicht holte; mögen sie auch diesmal sich behelfen. Hannchen ist nicht mit da. Sie haben viel Liebs und Guts von meiner Lotte geredt! Danks ihnen der Teufel!“ Als

*) Von ihren beiden Töchtern war Johanette Elisabeth Christine am 30. März 1755, Dorothea Henriette Marie Jakobine am 30. September 1758 geboren. Zwei Söhne, 1757 und 1760 geboren, waren todt.

Goethe von Wetzlar floh, ohne von der Großtante Abschied zu nehmen, ließ diese durch eine Magd gelegentlich Lotten sagen, das wäre doch sehr ungezogen, worauf diese antworten ließ, warum sie ihren Neveu nicht besser erzogen hätte? Goethes Großmutter, die Schwester jener Großtante, starb erst 1783, während ihr Gatte schon vor seinem Abgange nach Wetzlar hingeschieden war.

Die dritte Tochter, die erst im sechzehnten Jahre stehende Schwester Helene, war während Goethes Anwesenheit nicht im elterlichen Hause, aber Lotte, welche diese Schwester liebte, scheint ihm so viel und so herzlich von ihr gesprochen zu haben, daß er innigen Antheil an ihr nahm. Erst im Dezember 1772 kehrte sie in's elterliche Haus zurück. Goethe, der bei dem kurzen Besuche Wetzlars im November von ihrer baldigen Rückkunft vernommen hatte, schreibt am 11. Dezember: „Das ist trefflich. Ich wollte eben fragen: „Ist Lenchen da?" und ihr schreibt mir: ‚Sie ist's.' Wär' ich nur drüben, ich wollt' eure Discurse zu nichte machen, und Schneidern*) das Leben sauer. Ich glaube, ich würde sie lieber haben, als Lotten. Nach dem Porträt (der von Kestner übersandten Silhouette) ist sie ein liebenswürdiges Mädchen, viel besser als Lotte, wenn nicht eben just das. Und ich bin frei und liebebedürftig. Ich muß sehen zu kommen. Doch das wäre auch nichts." Kestner schickte ihm auf seinen Wunsch Lenchens Silhouette im Großen, die er, da die Lottchens zu Häupten seines Bettes angeheftet war, auf der andern Seite an der Wand befestigte. „Ich dank' euch, Kestner, für das liebe Bild," schrieb er diesem am 26. Dezember; „es stimmt weit mehr mit dem überein, was ihr mir von ihr schreibt, als alles, was ich imaginirt hatte. So ist es nichts mit uns, die wir rathen, phantasiren und weissagen." Als

*) Dieser Schneider kommt auch in andern Briefen als ein wetzlarer Bekannter Goethes vor neben dem von ihm besonders geschätzten Mecklenburger Freiherrn (nicht Grafen) von Kielmannsegge, dessen auch Goethes „Wahrheit und Dichtung" gedenkt (Kestner nennt ihn einen stoischen Philosophen), und einem jungen Falck. Der letztere, Ernst Friedrich Hektor Falck, geboren zu Darmstadt 1751, hatte schon 1769 ein Trauerspiel „Braitwell" erscheinen lassen. Es war der Sohn des Vorgesetzten Kestners, derselbe, der 1785 Bürgermeister der Altstadt Hannover wurde, wo er 1809 starb.

er dann weiter der Auszierung seiner Stube mit den glücklichsten Bildern gedacht, fährt er fort: „Lotte ist auch da, und Lenchen auch. Sagen Sie Lenchen, ich wünschte so sehnlich zu kommen und ihr die Hände zu küssen, als der Musier, der so herzinnigliche Briefe schreibt. Das ist gar ein armseliger Herre. Ich wollte meiner Tochter ein Deckbette mit solchen Billetdoux füttern und füllen, und sie sollte so ruhig drunter schlafen, wie ein Kind. Meine Schwester hat herzlich gelacht; sie hat von ihrer Jugend her auch noch dergleichen. Was ein Mädchen ist von gutem Gefühl, müssen dergleichen Sachen zuwider sein, wie ein stinkig Ei." Vielleicht ist unter diesem „Musier" Lenchens späterer Gatte, der Ansbachische Justizrath, Johann Jakob Cella, gemeint, der auch einige Zeit in Wetzlar geweilt und hier Neigung zu dem jungen Mädchen gefaßt zu haben scheint. Der Vater dieses Cella, ein geborener Corse, soll als Hofmeister nach Ansbach gekommen sein. Neben Lotten läßt Goethe jetzt auch immer Lenchen grüßen, von welcher es in einer scherzhaften Darstellung, wie es zu Wetzlar jetzt hergehe, heißt:

Lenchen treuherzig und wohlgemuth
In die Welt hinein lugen thut.*)

Als Goethe gleich darauf Neigung zu einem Frankfurter Mädchen gefaßt hatte, die besonders dadurch gehoben ward, daß er sie an demselben Tage wie Lotten geboren glaubte, schrieb er an Kestner (den 10. Februar): „Das Mädchen grüßt Lotten. Im Charakter hat sie viel von Lenchen, sieht ihr auch gleich, sagt meine Schwester, nach der Silhouette. Hätten wir einander so lieb, wie ihr zwei!" Lenchen sollte, da Karoline dazu wenig befähigt schien, nach Lottens Entfernung deren Stelle in dem großen Haushalt vertreten. „Grüßt mir euren Engel und Lenchen", schreibt Goethe mit Beziehung darauf an Kestner. „Sie soll die zweite Lotte werden, und es soll ihr eben so wohl gehen." Und nach Lottens Abreise trägt er ihrem ältesten Bruder auf, das liebe

*) In dem schon erwähnten mehr als drei Jahre ältern Lobgedicht auf die Mutter heißt es von Lenchen, schon alle Art von Häuslichkeit sei in ihrem Thun, wogegen „scherzt und tändelt Lottchens muntrer Sinn und spricht und lacht", um die Mutter aufzuheitern.

Lenchen zu grüßen und ihr zu sagen, da nun Lotte weg und sie die zweite Lotte für die Geschwister sei, so sei sie's auch für ihn, und er sehne sich, sie zu sehen; wenn's möglich sei, so komme er den Sommer. Auch in den weitern Briefen an diesen Bruder wird Lenchen immer entweder im allgemeinen mit „den Schwestern" oder noch neben diesen gegrüßt.

Die nächste Schwester, Sophie, stand während Goethes Aufenthalt im zwölften Jahre. In der ersten Zeit seiner Rückkehr nach Frankfurt schreibt er an Kestner, es liege ihm schwer auf der Seele, daß er im Zank mit ihr weggegangen sei. „Ich hoffe, sie hat's vergessen und vergeben; wo nicht, so bitt' ich sie darum. Schreiben Sie doch, wie ich mit ihr stehe." Später sendet er dieser und der jüngsten Schwester Amalchen durch ihren Bruder „einige Mäulcher". Nach Amalchen, die, als er Lotten kennen lernte, eben sieben Jahre alt war, fragte er auch gleich von Frankfurt aus. „Sophie und Ammel*) haben mich, hoff' ich, nicht vergessen", schreibt er später, und sie werden in andern Briefen im allgemeinen mit den übrigen Schwestern gegrüßt.**)

Neben den drei Schwestern fand Goethe in Buffs Hause sieben Brüder, die er gern „seine lieben Bubens" nannte und aus der Ferne freundlich grüßen ließ. Wie toll diese es trotz Lottens Strenge getrieben, erkennt man aus Goethes scherzhafter Darstellung, wie es jetzt in Wetzlar wohl hergehe. Er glaubt zu sehen, wie seine Buben noch über einander krabbeln wie junge Katzen:

Mit dreckigen Händen und Honigschnitten,
Mit Löcher(n) im Kopf, nach deutschen Sitten
Die Buben jauchzen mit hellem Hauf,
Thür' ein Thür' aus, Hof ab Hof auf.

Am Ende des Briefes, womit er von Lotten Abschied nahm, bittet er sie: „Sagen Sie meinen Buben: ‚Er ist fort!'" Freilich waren

*) Annel ist Druckfehler.

**) Das angeführte Lobgedicht schreibt ihr braune Augen zu, während die Farbe der Augen bei den übrigen nicht erwähnt wird. Nach Kestner hatten sie alle blaue Augen. Im „Werther" wird Sophie als älteste Schwester nach Lotten genannt und als ein Mädchen von ungefähr elf Jahren bezeichnet, auch einer kleinen, naseweisen Blondine von ungefähr sechs Jahren gedacht.

diese, welche so innig an ihm hingen, da er ihnen schöne Märchen erzählte, mit ihnen spielte, am Boden liegend sich von ihnen zerzausen ließ und sie freundlich beschenkte, so überrascht von dieser betrübten Kunde, daß sie nicht daran glauben wollten, bis sie endlich betrübt sich sagen mußten: „Doktor Goethe ist fort!“ Der Aelteste, Hans, stand eben im fünfzehnten Lebensjahre und besuchte mit dem ein Jahr jüngern Wilhelm die gelehrte Schule.*) Von Frankfurt aus läßt Goethe Hans Glück wünschen, wohl zu seinen Prämien, die er eben erhalten. Später denkt er sich, wie beide „sich zu Physica (Bezeichnung einer Abteilung) glücklich hinan chriisiren und analysiren“. Als Lotte im Begriffe stand, Kestner zu folgen, bat er seinen „vielgeliebten Herrn Hans“ bei ihrer alten Freundschaft, die auch dauern werde, ihm wenigstens einmal wöchentlich Nachricht zu geben, was bei ihnen vorgehe. „Sie wissen, wie lieb und herzlich mir alles ist, was aus dem deutschen Haus kommt. Sie haben mich eine gute Zeit so nahe gehabt als einen Vetter, und näher vielleicht. Drum, wie ich sage, lieber Hans, schreiben Sie mir die Woche gewiß einmal, was passirt, damit ich auch wisse, wie meine Kleinen sich aufführen, die Sie alle recht herzlich grüßen werden.“ Und Hans that dies treulich, so daß Goethe eine „complete Chronik aller Löcher, Beulen und Händel von einigem Belang“ erhielt. Zur Meßzeit sandte er dem jungen Freunde Stoff für Weste und Hose. „Wenn Sie es anhaben und herumspringen, auf die Jagd gehen oder sonst lustig sind, so gedenken Sie meiner.“ Als Lotte Wetzlar verließ, bat er ihn dringend, ihm auch in Zukunft treulich zu melden, was sich zutrage. Manche kleine Aufträge mußte Hans ihm besorgen, und er sandte ihm Geld, um davon das Nöthige zu bestreiten. Zu Weihnachten bat er ihn, das noch in seiner Hand befindliche Geld als Christgeschenk anzunehmen und seinen Geschwistern auch davon etwas zu Gute zu thun. Und auch an Geschenken für die Kleinen ließ er es nicht fehlen. Durch Hans sandte er auch ein Exemplar seines „Götz“ an den Papa.

*) Es sind die beiden ältesten Knaben, welche im „Werther“ auf die Kutsche klettern. Dem ältesten wird dort ein Alter von fünfzehn Jahren beigelegt.

Wenn dieser und auch etwa die Schwestern es gelesen, solle er ihn auch Annchen und Dorthel (Brandt, Lottens Freundinnen) geben, und sie alle von ihm grüßen. Hans schrieb ihm, der Papa habe viel Freude daran gehabt; auch sei das Stück wahrscheinlich durch Brandts weiter gekommen; der Kammerrichter (Graf Spaur) und von Folz hättens begehrt. Hans vermittelte auch zuweilen Aufträge von den Schwestern und ihren genannten Freundinnen. Als am 11. August 1774 der achtjährige Bruder Albrecht gestorben war, erwiderte Goethe bei Uebersendung eines Briefes an Lotten: „Ihr habt einen lieben Bruder verloren und ich einen von meinen lieben Buben. Seid brav doppelt und dreifach, daß an euch Papa und ich getröstet werden über den Verlust. Grüß er mir alle. Schreib er mir öfter, was passirt. Glaubt er denn nicht, daß mich von euch alle Kleinigkeiten interessiren? Ich bin zwar lang weg, doch immer bei euch.“ Aber Goethe beleidigte ihn dadurch, daß er ihm ein von ihm verlangtes Exemplar des „Clavigo“ zu senden vergaß. Durch die große Freundlichkeit des Herrn Georg Kestner in Dresden sind wir in Stand gesetzt, folgende anziehende Nachschrift von Hans zu einem Briefe an seinen Schwager Kestner vom 19. November mitzutheilen: „A propos! Haben Sie den ‚Werther‘ gelesen? Wie gefällt er Ihnen? Verzeihen Sie den Vorwitz! Es ist ein Spektakel mit dem Buch. Zwei Exemplare sind hier in der ganzen Stadt, und jedermann will es lesen! Einer stiehlt es dem andern, so gut er kann. Gestern Abend lasen der Papa, Carline, Lene, Wilhelm und ich in einem Exemplar, welches wir ungebunden von Gießen hatten; jedes Blatt ging durch fünf Hände. Die Kleine, Fritz, Sophie, Georg und Ammel liefen umher wie närrisch und stahlen den Größern die Blätter; denn sie hatten sehr viel vom Buch gehört. Der arme Werther! Wir lasen es wohl mit Lachen: hat er es auch mit Lachen geschrieben? Den ‚Clavigo‘ haben Sie doch auch gelesen? Um diesen bat ich den Herrn Dr. Goethe, und er wartete mit nichts auf; um den ‚Werther‘ mochte ich nun auch nicht bitten. Ich setze meine Korrespondenz fort mit ihm. Ob er es wohl gern hat?“ Der gute Hans ahnte nicht, wie tief Lotte und Kestner sich durch den „Werther“ verletzt fühlten und was Goethe selbst bei der Dichtung gelitten! er lachte wohl, weil

6*

so viele von ihnen im Roman vorkamen. Noch am 9. Januar 1775 schrieb Goethe an Hans: „Seine Briefe haben mich über Freud' und Leid herzlich lachen gemacht. Fahr er fort, mich lieb zu haben, und grüß er alles." Aber die Wirren, in die ihn bald die Liebe zu Lili verletzte, brachen wohl die Verbindung mit Wetzlar ab, noch ehe er nach Weimar ging. Goethes Mutter wandte sich noch am 2. Februar 1776 mit einem Auftrage an Hans. Daß ihr Sohn ihm so lange nicht geschrieben, entschuldigte sie damit, daß derselbe schon ein Vierteljahr in Weimar sei, „und Gott weiß, wenn er wieder kömmt".

Des dritten und vierten Bruders, des zur Zeit seines wetzlarer Aufenthaltes achtjährigen Georg und des zwei Jahre jüngern Albrecht gedenkt Goethe einmal scherzhaft. „Wenn Albrecht," schreibt er, „einmal die Continuation des ‚Christen in der Einsamkeit' herausgibt, Georg bald versificirt wie Gotter" — wo also auf die Lust an erbaulichen Betrachtungen und am Versemachen hingedeutet wird. Des frühen Endes von Albrecht ist schon gedacht. Der fünfte, damals noch nicht fünf Jahre alte Bruder Ernst war bei Goethes Abreise erkrankt. Deshalb erkundigte er sich gleich von Frankfurt aus nach ihm und wünschte ihm gute Besserung. Letzteres that er auch später, als Albrecht und Ernst zugleich krank lagen. Des im Sommer 1772 dreijährigen Louis*) finden wir nicht ausdrücklich gedacht, doch ist er mit Ernst gemeint, wenn Goethe zu Weihnachten Tamis, „sonst Matelot genannt", für seine „zwei kleinen Buben" zu Wamms und Pumphosen schickt mit der Bitte: „Laßt's ihnen den Abend vor Christtag bescheren, wie sich's gehört. Stellt ihnen ein Wachsstöckchen dazu und küßt sie von mir."

Eine sehr bedeutende und gern besuchte Familie war die des in dem damals vermietheten Hauptהause des Deutschordenshofes wohnende des Prokurators und Hofrathes Johann Ferdinand Wilhelm **Brandt**, dessen Gattin Marie Dorothea Katharina eine ge-

*) Das kleinste, zweijährige Kind wird im „Werther" Louis genannt. Goethe gibt dem Amtmann neun Kinder, von denen sechs von elf bis zwei Jahren um die Butterbrod austheilende Lotte wimmeln.

borene Kirschbaum war. Der frühere Name soll Brandt von Flandern gewesen und sie aus Holland eingewandert sein. Mit den beiden ältesten Töchtern, Maria Anna Sophie, geboren und getauft den 23. Januar 1753, und Dorothea Wilhelmine Thekla Walburgis, geboren den 30. Juni 1754, stand Lotte in vertrautester Verbindung, wozu das gleiche Alter und das nahe Zusammenwohnen wesentlich beitrugen. Wahrscheinlich ist die zweite der Schwestern jene Freundin Lottens, deren Junonischer Gestalt nach dem Berichte in „Wahrheit und Dichtung“ Merck vor dieser den Vorzug gab, wobei er dem Dichter vorwarf, daß er sich nicht um diese beworben habe, die dazu noch frei sei. Beide Schwestern waren von stattlicher Gestalt und einnehmendem Wesen, aber die ältere von üppigern Formen. In den Briefen an Kestner, Lotten und ihren Bruder Hans kommen beide unter den Namen Annchen und Dorthel, Dorthelchen vor. „Dorthel Brandt ist fleißig erwähnt worden“, meldet Goethe schon am 2. Oktober 1772 von Frankfurt aus; „auch Merckens Frau hat davon hören müssen. Sie sollen nur bald nach Friedberg kommen oder ich komme nach Wetzlar. Grüßen Sie mir die Schwarzaugige (Dorthel)“. Goethe liebte schwarze Augen; er hat solche auch Werthers Lotten, wie später seiner Dorothea, gegeben, obgleich seine Lotte blaue hatte. Zwei Tage später fragt er, ob Dorthel noch immer so fort lebe, und er läßt sie durch Kestner grüßen. Irren würde man, wollte man die dortige Aeußerung: „Wär' ich jetzt in Wetzlar, ich hätte der Lotte was zu vertrauen, wovon Sie nichts wissen dürfen“, auf seine Neigung zu Dorthel beziehen: sie zog ihn an, ohne sein Herz zu rühren. Im November bittet er Kestner wiederholt, auch Dorthelchen an ihn zu erinnern. Am 6. Dezember schreibt er demselben: „Lottens Wegwerfung meiner treugesinnten Nichtbriefschreibegesinnungen hat mich ein wenig geärgert, das heißt stark, aber nicht lang, wie über alle ihre unartige Arten mit den Leuten zu handeln, darüber Dorthel Brandt, die Gott bald mit einem wackern Gemahl versorge, mich mehr als einmal ausgelacht hat.“ Auch später wird Dorthel, die sich ganz besonders an Lottens Schwester Lenchen anschloß, mehrfach gegrüßt. Die ältere Schwester Anna kam, als Lotte eben vermählt war, nach Frankfurt, wo Goethe das junge Paar zu sehen

gehofft hatte. „Ich habe Annchen gestern verfehlt, und will jetzo hingehn", schreibt er am 14. April 1773. Nachdem er sie gesprochen, fährt er fort: „Annchen ist lieb und brav, hat mir Lottens Brautstrauß mitgebracht, wohl konservirt, und ich hab' ihn heut vorstecken... Grüßt mir Lenchen und ihre Freundin Dorthel. Anne hat mir alles erzählt, wie sie beisammen schlafen und in Alles, nur nicht in die Liebhaber [sich] theilen, wie der quasi Hofrath (Cella) fortfährt ein Esel zu sein ꝛc." Später läßt er Dorthelchen und Annchen fragen, ob sie sich seiner noch in Ehre und Liebe erinnern. Ein Exemplar des „Götz" soll Hans, wenn der Papa und auch etwa die Schwestern es gelesen, an Annchen und Dorthel geben. Auch weiter läßt er die beiden Schwestern noch mehrfach grüßen. Für Annchen besorgt er in Frankfurt einen Auftrag. Weihnachten fragt er, ob es wahr sei, daß Dorthel heirathe? Erst viele Jahre später am 17. Oktober 1790, vermählte sich Dorothea mit dem Dr. med. Johann Udalrich Heßler. Ihre Schwester Anna hatte bereits am 4. Juni 1781 den Rath Franz Albert Werner geheiratet.*) Dorothea verlor ihren Gatten früh und zog zu einem ihrer Brüder in Bamberg. Ein dritte Tochter Brandts, Thekla, heirathete Lottens Bruder Wilhelm. Zwei seiner Söhne wurden Kammergerichtsprokuratoren.

Eine andere in Wetzlar angesehene Familie war die des preußischen Tribunalraths und Subdelegatus Johann Hartwig von Reuter, dem am 14. November 1767 in Wetzlar ein Sohn Friedrich Hartwig Ludwig geboren wurde. Auf eine erwachsene Tochter könnte die Aeußerung im Briefe vom 27. Januar 1773 gehen, aber auch Frau von Reuter gemeint sein: „Die ‚Philosophie' solle sie (Lotte) doch ja lesen, sagt ihr. Bei Gott, sie wird ein ganz anderes, herrlicheres Geschöpf werden; werden ihr von den Augen fallen wie Schuppen Irrthum, Vorurtheile ꝛc., und wird sein wie der heiligen Götter eine. Sagt ihr das und gebt ihr das Buch, und wenn sie ein Blatt drinne herablieſt, so will ich — Carte blanche für das scheuslichste Ragout, das der Teufel erfinden mag — fressen will

*) Nach dem Kirchenbuch. Privatnachrichten nennen Heßler Prokurator und Hofrat, Werner Reichsfiscal.

ich's. Ich glaub', Lotte hält mich und euch fürn Narren. Sie in mittem (mitten im) Carneval — eine Philosophie! Mach' sie sich einen Domino zurecht und laß sie solche Grillen der Reuters, die Gott weiß, wenn sie alle Gaben hätte, wie St. Paulus spricht, und mit Engel- und Menschen-Weisheit und Zungen spräche, fehlt ihr die Liebe doch und ist ein tönend Erz und eine klingende Schelle." Man könnte vermuthen, daß bei der Base in Werthers Brief vom 16. Juni diese Reuter vorschwebe. Am 10. Februar schreibt Goethe: „Die Reuters dauern mich und Lotte mit." Welcher Unfall gemeint sei, weiß ich nicht, jedenfalls aber geht daraus eine nähere Verbindung Lottens mit dieser Familie hervor, da Lotte bei der Sache in irgend einer Weise betheiligt gewesen sein muß.

Auch mit der Familie des Rentmeisters Rhodius in dem anderthalb Stunden von Wetzlar entfernten Nassau-Weilburgischen Dorfe Atzbach stand Lotte in freundlichster Beziehung. Dort befand sie sich einige Tage im August 1772, wo Goethe am 8. nicht unterlassen konnte, sie zu besuchen, aber unfreundlich von ihr aufgenommen wurde, weil er ohne Kestner gekommen. Den folgenden Tag (es war ein Sonntag) wollte er mit diesem seinen Besuch wiederholen. Den 15. ward er von Lotten dahin gesandt, um der wohl erkrankten Frau Rentmeisterin eine Aprikose zu bringen. Am 6. September schreibt er: „Ich habe gestern den ganzen Nachmittag gemurrt, daß Lotte nicht nach Atzbach gangen ist, und heute früh hab' ich's fortgesetzt." Von Frankfurt aus fügt er am 26. Oktober dem „Dank für alle gute Nachrichten" hinzu: „Und Lotte oder Sie, wer zuerst nach Atzbach kommt, wird in meinem Namen auch den lieben Leuten Glück wünschen." Von Rhodius ist nichts Näheres bekannt, als daß er sechs Kinder hatte; seine Frau soll als Wittwe zu Wetzlar im Jahre 1816 gestorben sein.*)

Doch wenden wir uns von Lottens Bekannten zu ihren Geschwistern zurück. Karoline heiratete, wahrscheinlich im Jahre 1776

*) Herbst meint S. 210, aus den Erwähnungen in den Briefen Goethes scheine hervorzugehen, daß die Familie von Krankennoth gedrückt worden. Er vermuthet, Frau Rhodius habe bei der sterbenden Freundin in der Stadt vorgeschwebt, um welche Lotte nach den Briefen Werthers vom 1. und 6. Juli immer gewesen, was doch wenig wahrscheinlich sein dürfte.

oder 1777*), den oben genannten Hofrath Dietz. Sie hinterließ fünf Söhne, von denen der älteste, 1778 geborene Friedrich Hofrath beim Archiv des Reichskammergerichts wurde**); eine Tochter war frühe gestorben. Am 29. Oktober 1781 vermählte sich die dritte Schwester Helene mit dem ausbachischen Kreisdirektor Justizrath Cella, der später als Regierungs- und Kanzleidirektor nach Weilburg berufen ward. In dem Hochzeitsgedichte hieß es:

---

*) Vielleicht am 9. Juli. Lotte schenkte Karolinens Sohne später ein gedrucktes abgerissenes Notenblatt, das auf dem ersten Blatt die Widmung: „Dem Deutsch-Ordens-Amtmann Buff in Wetzlar geweyht" trug; die Ueberschrift lautet: Der neunte Juli. Erhalten waren die zwei ersten Strophen:

Reizend öffne sich des Tages Szene,
Rosenfarbnes Morgenroth
Lächle sanft herab in meine Töne,
Die die Liebe mir gebot.
Froh des Heumonds neuntem Sonnenblicke
Sing' ich Heil in meiner Cloe Glücke.
Schmelzend, harmonisch erschalle mein Lied,
Daß es Herzen an sich zieht.

Kleiner Wildbach! meine Lieblingsquelle,
Murmle heute Freuden mir!
Ganz sei deines Busens Spiegel helle!
Cloes Antlitz lächelt dir.
Fließ' melodisch, sanft, wie meine Saiten
Fröhlichkeit Ertönendes verbreiten;
Kühlend erquicke dein wallender Trank
Sie, wie Herzen mein Gesang.

Von der dritten Strophe ist nur das beginnende „Heil" erhalten. Zu V. 9 findet sich die Anmerkung: „Ein kleiner Bach, welcher aus einem Marmorfelsen, dicht an dem schönen Thale vor dem wildbacher Thore zu Wetzlar entspringt. Die Quelle überschatten Lindenbäume." Da der Juli weder der Geburts- noch der Namenstag eines der Buffschen Familienglieder ist, so war das Lied wahrscheinlich zu einem Hochzeitsfeste bestimmt, und da Lotte es dem Sohne Karolinens schenkte, denkt man zunächst an deren Hochzeit; denn obgleich es dem alten Buff gewidmet ist, bezieht es sich auf eine seiner Töchter, die hier den klassischen Liebesnamen Chloe erhält.

**) Er lieferte als solcher dem wiener Hofe eine äußerst vollständige Siegelsammlung.

Vom fernen Land kömmt Er daher,
Der alte Freund; Ihn trieb
Die Redlichkeit; trieb ihn was mehr,
So wars vielleicht die ....

Sie starb frühe, im Februar 1792, worauf Cella schon im Mai desselben Jahres eine neue Ehe mit der Tochter des Consistorialraths Schellenberg in Weilburg einging. Ein Sohn dieser zweiten Ehe ward später Pfarrer in Garbenheim, Goethes Wahlheim. Die vierte Schwester Sophie blieb unvermählt. Als sie 1777 bei Lotten zu Besuche war, ließ Goethe sie grüßen. Sie lebte bei ihrem Bruder Georg und zeichnete sich durch ihren wohlthätigen Sinn besonders aus. Ihr Tod erfolgte am 30. September 1808. Die jüngste Schwester Amalie hielt sich einige Jahre bei Lotten in Hannover auf, wo sie ihren spätern Gatten, Dr. Cornelius Johann Rudolf Ridel, zu Hamburg am 25. Mai 1759 geboren, kennen lernte, der Erzieher beim Grafen von Taube in Mecklenburg war. Als Ridel 1786 Weimar besuchte, gefiel er Goethe sehr wohl, und er fand überhaupt Beifall. „Schreibt mir doch etwas Näheres über ihn, seine Familie, seinen Charakter, seine Schicksale und Aussichten“, bittet Goethe am 16. Juni seine Freunde in Hannover; „besonders ein Näheres von diesen letzten; vielleicht fände sich etwas für ihn in unserer Gegend. Sagt aber weder ihm noch sonst jemand davon.“ Schon am 31. Juli erging eine Anfrage an ihn, ob er die Erziehung des Erbprinzen zu übernehmen bereit sei. Als Goethe am 2. September Ridels Antwort dem Herzog sandte, schrieb er: „Wenn es Ihnen um ihn Ernst ist, so lassen Sie etwa durch Schmidten [den geheimen Assiistenzrath] mit ihm handeln. Das Beste wäre, dünkt mich, da er ohnedies den Grafen verlassen will, Sie ließen ihn kommen, bezahlten ihm die Reise, ließen ihn ein wenig prüfen, durch Herdern und sonst, und sähen, wie Sie alsdann mit ihm einig würden.“ So geschah es denn auch. Während Goethes italienischer Reise kam Ridel in Weimar an, wo er gefiel, Erzieher und Landkammerrath wurde. Ein paar Monate nach seiner Rückkehr schreibt Goethe: „Ridel ist ein sehr guter Mann und findet sich immer besser. Anfangs hatte er in mehr als einem Betracht einen schweren Stand. Es löst sich aber alles zu seinem Besten

auf. Das Kind ist froh und gesund." Um ihn aufzumuntern, ließ Goethe ihn merken, daß der Herzog gute Gesinnungen gegen ihn geäußert. „Ein munterer Mensch thut wenigstens, was er kann, wenn ohnedies Trieb in ihm ist", schrieb Goethe am 19. Februar 1789 an Karl August. Er selbst nahm sich der Erziehung des Erbprinzen lebhaft an; mit ihm und Ridel brachte er einige Zeit im Schlosse Belvedere zu. Am 3. Oktober 1790 zeigte ihm Goethe die Genehmigung des Herzogs zur Verheirathung mit Charlotte Amalie Buff an, wobei er zur gangbaren Versicherung der Antheilnahme hinzufügte, er sei in dem gegenwärtigen Falle „doppelt und dreifach interessirt". Die Vermählung erfolgte am 1. Januar 1791, worauf Ridel seine junge Frau nach Weimar brachte. Bei einer gelegentlichen Sendung an Kestner am 10. März äußerte Goethe, Amaliens Anblick sei ihm recht willkommen gewesen; er habe ihn zugleich verjüngt und älter gemacht. Ridel schien dem Herzog später seiner Stellung nicht gewachsen, weshalb er ihn durch eine geeignetere Person zu ersetzen suchte, die er endlich nach längerm Suchen im Jahre 1798 in einem Herrn von Haren*) gefunden zu haben glaubte. Die Herzogin hätte schon 1796 den jüngern Sohn der Frau von Stein für den Erbprinzen gewünscht, worauf dieser aber nicht einging. Doch Ridel wollte sich seine Entfernung nur unter den vortheilhaftesten Bedingungen gefallen lassen. „Mit Ridel will es sich platterdings nicht in der Güte geben", schrieb der Herzog am 22. Januar 1799. „Ich habe ihm endlich den Antrag machen lassen, daß ich ihm gleich sein letztes Gesuch accordiren wollte, nämlich 1000 Thaler Pension und den Abschied. Dieses hat er angenommen und behält sich vor, bei den Ständen sein Glück zu versuchen, um 20, wenigstens 15 Mille Thlr. zu erlangen. Dieses überlasse ich ihm ganz und werde mich gar nicht rühren." Dem Erzieher des Herzogs Karl August, dem Grafen Görtz, hatten die Stände wirklich 20,000 Thaler als Geschenk zuerkannt, wie ein gleiches auch bei der Entlassung des Erziehers des vorigen Herzogs bewilligt worden war. Ridel blieb in den Diensten des Herzogs, ward 1806 geheimer Kammerrath, 1817 Kammerdirektor. Auch

*) Vgl. Blätter für literarische Unterhaltung 1863, 26, 477 f.

ward er von der Loge zum Meister vom Stuhl gewählt. Ein näheres Verhältniß zu Goethe bildete sich nicht, wenn sie sich auch mehrfach, so besonders in den Abendgesellschaften bei Frau Schopenhauer, freundlich zusammen trafen. Lotte wird durch ihre Tochter und Ridel selbst viel von Goethe vernommen haben. In der schrecklichen Plünderung Weimars nach der Schlacht bei Jena hatte Ridel fast alles verloren. Lotte erlebte 1816 die Freude, Schwester und Schwager in Weimar zu besuchen.

Von Lottens Brüdern stand der älteste, Hans, Goethe zunächst. Kestner scheint seinetwegen den weimarischen Freund berathen zu haben; denn dieser schreibt ihm den 2. Mai 1783: „Vielleicht fällt mir einmal für Hansen etwas bei.“ Er wurde Rath, später Kammerdirektor beim Grafen von Solms-Rödelheim, bei welchem auch zwei Söhne des Pfarrers Georg Karl Buff, eines Halbbruders von Lottens Vater, sowie ein Schwiegersohn desselben Anstellung fanden. Er vermählte sich am 16. September 1790 mit Sophie Luise Kümmelmann.

Der zweite Bruder, Wilhelm, ward Advokat, später Prokurator und Hofrath, beim Kammergericht. Nach langem Brautstande vermählte er sich 1795 mit der dritten Tochter des verstorbenen Prokurators Geheimerath Brandt, Maria Anna Wilhelmine Thekla, geboren den 19. November 1757, die in der Familie den Namen Annemine führte. Er starb am 13. März 1831.

Fritz, der dritte Bruder, ging in niederländische Dienste und starb am 28. Mai 1846 zu Wetzlar als pensionirter Major. Er verwaltete für seinen jüngern Bruder Georg den eine halbe Stunde von Wetzlar hinter dem Kalsmunt gelegenen Hof Magdalenhausen, welchen dieser aus Liebhaberei vom Fürsten von Solms-Braunfels gepachtet hatte, wobei er aber viel einbüßte. Die vier Söhne von Fritz gingen gleichfalls in niederländische Dienste.

Besondere Beachtung von Goethes Seite fand der vierte Bruder, Georg. Dieser, der längere Zeit bei Lotten verweilt zu haben scheint, trat mit Goethe in briefliche Verbindung! Schon am 24. Juni 1784 schrieb derselbe an Kestner: „Grüßet mir Georgen noch besonders.“ Sodann am 25. April 1785: „Grüßet Lotten und Malchen recht sehr und den guten Georg. Er soll mir mehr

schreiben. Es scheint ein wackerer Knabe zu sein.“ Er heiratete eine reiche Dame aus Hannover, Antoinette Schlemm. Noch bei Lebzeiten seines Vaters verwaltete er die Amtmannsstelle, die ihm nach dessen Tod übertragen ward. Der alte Buff entschlummerte am 3. Januar 1795 ganz ruhig und sanft, nachdem er ein von seiner ältesten Tochter ihm geschicktes Lieblingsgericht (Sauerkraut) zu sich genommen hatte. Seinen Enkel, den spätern Geheimerath Dietz, der ihm dieses Gericht überbracht, hatte er noch mit besonderm Wohlgefallen zu sich kommen lassen. Dieser berichtete über seinen Großvater mündlich: „Er war ein biderber Mann von äußerster Rechtschaffenheit und höchster Willenskraft, die er als Erbstück der ganzen Familie hinterließ. Noch in seinem hohen Alter gab er einmal auf einem Dorfe bei Wetzlar, wo er Gefälle der Ordenscommende zu erheben hatte, im Eifer der Entrüstung einem Bauer eine Ohrfeige, der mit der Pfeife im Munde zu ihm in's Zimmer getreten war. So kurz angebunden war er in solchem Falle bei aller seiner Gutmüthigkeit. Bei seinem kräftigen Körper waren die Jagd und ein tüchtiger Ritt sein Leben. Er hielt sich eine schöne Sammlung Gewehre und tummelte noch als betagter Mann ein wildes Pferd. Erst in seinen spätesten Jahren gab er die Jagd auf und fuhr in einem kleinen Wagen. Im Eifer des Gesprächs pflegte er zu stottern.“ Hatte Goethe auch ihn nie zur Jagd begleitet, da seine Anwesenheit in den Sommer fiel, so durfte er doch an seiner Liebhaberei für die Jagd und seine Gewehre nicht ohne Antheil bleiben. Abgesehen von der Freundlichkeit, die er Lottens Vater erzeugen mußte, konnte er eine solche Gelegenheit, sich hier zu unterrichten, nicht unbenutzt vorübergehen lassen.

Der fünfte Bruder, Ernst, bekleidete in Marburg eine Stelle bei der Commende des deutschen Ordens und verheiratete sich daselbst. Der jüngste, Louis, trat gleich Fritz in niederländische Dienste. Er starb als pensionirter Hauptmann bei seinem Bruder Hans in Rödelheim.

Kehren wir von den Geschwistern zu Lotten selbst zurück, so war diese der gute Genius ihrer Familie. Von herzlichster Liebe und reinstem Wohlwollen erfüllt, mit klarem Verstande und treffender Einsicht begabt, wußte sie alle Verhältnisse mit feinem Ge-

schick zu behandeln, überall mit fester Entschiedenheit einzugreifen und so das Wohl des Hauses und aller ihrer Angehörigen bestens zu fördern. Dieser gemüthliche, taktvolle, echt weibliche Familiensinn war es, der sie Goethe so ungemein werth machte. Und sie hatte in Kestner, den sich stets gleich bleibenden, tüchtigen, treuen Mann, eine gleich gestimmte Seele gefunden. Wenn der alte Buff Kestner beim Abschiede den Spruch ins Stammbuch schrieb: Finis coronat opus, so deutete er damit auf die feste Entschiedenheit, mit welcher Kestner alle seiner Absicht entgegenstehenden Schwierigkeiten von Seiten seiner Mutter (der Vater war schon während Goethes Anwesenheit in Wetzlar, am 12. Juli 1772, gestorben) und seiner beschränkten Verhältnisse überwunden und ehrlich Wort gehalten hatte. Mit Kestner, der als Archivsekretär mit dem geringen Gehalte von 350 Thaler nach Hannover ging, verlebte sie die schönsten Zeiten häuslichen Glückes.*) Schon am 1. Mai 1774 wurde die Ehe durch die Geburt eines Sohnes gesegnet, dem Goethe so gern seinen Namen Wolfgang gewünscht hätte: aber gehörte er auch zu seinen Pathen, seinen Namen mied man absichtlich jetzt und auch später; das Kind wurde Georg Heinrich Friedrich Wilhelm getauft, was man ihm aber verschwieg. Am 11., nach Empfang der Einladung zur Pathenschaft, schrieb Goethe: er hoffe, daß Lotte alle Ueberlegung auffahrend durchbrochen und gesagt habe: „Wolfgang heißt er! und der Bub' soll auch so heißen!" „Du scheinst dahin zu neigen", schreibt er an Kestner, „und ich wünsche, daß er diesen Namen führe, weil er mein ist. Habt ihr ihm den andern [Georg?] gegeben, so halt' ich mir aus dem nächsten den Namen Wolfgang zu geben, da ihr doch mehr Gevattern nehmt — und ich — wohl alle eure Kinder aus der Taufe heben möchte, weil sie mir all so nahe sind, wie ihr. Schreibt mir gleich, was geschehn ist. Ich habe närrische Ahndungen dadrüber, die ich nicht sage, sondern die Zeit will walten lassen." Er dachte damals wohl selbst zu heiraten,

*) Im Jahre 1775 schrieb ein Rentmeister aus der Nähe von Hannover an einen Freund: „Die Frau Sekretärin Kestner ist nicht schön, besitzt aber doch viel Annehmlichkeiten. Sie wird rot, sobald man von Goethen spricht, scheut sich aber nicht, die Unterredung fortzuführen und viel Gutes von Goethen zu sagen." Der Brief findet sich in der Culemannschen Sammlung zu Hannover.

und sein erster Sohn sollte Albert heißen. Noch am 16. Juni glaubt er in einem Briefe an Lotten, daß ihr Bube „einen seiner Namen durch seinen Willen trage“. Man wollte ihn durch die Nachricht, daß man seinen Namen umgangen, nicht aufregen. Auf Georg folgte ein Jahr und einen Tag später Wilhelm Georg Konrad Arnold und am 23. Oktober 1776 Philipp Karl. Kestner, der vorübergehend mit seiner Stelle unzufrieden war, wandte sich 1777 an Goethe, mit welchem er die Verbindung unterhalten hatte, um sich seinen Rath zu erbitten. Am 28. September erwiderte dieser von der Wartburg aus: „Lieber Kestner, nicht daß ich euch vergessen habe, sondern daß ich im Zustande des Schweigens bin gegen alle Welt. . . . Wenn ihr's könntet auf euch gewinnen und mir mehr schriebt, oder nur manchmal, ohne Antwort, glaubt, daß mirs ewig werth ist; denn ich seh' euch leben und glücklich sein. — Einen Rath verlangt ihr. Aus der Ferne ist schwer rathen! Aber der sicherste, treuste, erprobteste ist: Bleibt, wo ihr seid. Tragt diese oder jene Unbequemlichkeit, Verdruß, Hintansetzung u. s. w., weil ihr's nicht besser finden werdet, wenn ihr den Ort verändert. Bleibt fest und treu auf eurem Platze, fest und treu auf einem [eurem?] Zweck. Ihr seid ja der Mann dazu, und ihr werdet vordringen durchs Bleiben, weil alles andere hinter euch weicht. Wer seinen Zustand verändert, verliert immer die Reise- und Einrichtekosten, moralisch und ökonomisch, und setzt sich zurück. Das sag' ich dir als Weltmensch, der nach und nach mancherlei lernt, wies zugeht. Schreib' mir aber mehr von dir; vielleicht sag' ich dir was bestimmt Besseres.“ Kestners Gehalt war jetzt auf 700 Thaler gestiegen. Auf die Anzeige von der am 28. November erfolgten Geburt des vierten Sohnes Georg August Christian wünschte ihm Goethe am 23. Januar 1778 viel Glück. „Es wird doch artig sein“, meinte er, „wenn ich euch einmal besuche und ihr mir mit einem Halbdutzend solcher Figürchen aufwarten könnt.“ Pfingstsonntag den 14. Mai 1780 erwidert er: „Schon lange habe ich Plan gemacht, euch zu besuchen; vielleicht gelingt mir's einmal, und ich finde euch und eure fünf Buben wohl und vergnügt.*) Es

*) Der fünfte Sohn, Theodor Friedrich Arnold, war am 15. Mai 1779 geboren worden.

wär' artig, wenn ihr mir einmal einen Familienbrief schicktet, wo Lotte und wer von den Kindern schreiben kann, auch einige Zeilen drein schrieben, daß man sich wieder näher rückte." Ein Jahr später, als Kestner ihn durch den geheimen Kabinetsrath von Brandes hatte begrüßen lassen, äußerte er: „Grüßt mir Lotten mit ihren vielen Buben! Es möchte wohl hübsch sein, wenn ich euch besuchen könnte. Jetzt werd ich täglich mehr leibeigen. . . . Die Aufzählung eurer Thaten in euren kleinen Selbstchens hat mir recht wohl gethan; ich hab' euch dagegen nichts zu geben; denn ich bin ein einsamer Mensch." Mit demselben liebevollen Antheil spricht er sich im März 1783 aus, als ihm Kestner die Silhouetten seiner Kinder geschickt hatte. „Das heißt doch noch eine Partie Köpfe! Mißgönnt mir meine Bäume nicht! eure Buben sind um ein gut Theil besser. Grüßt Lotten! Euer und der Eurigen Wohlfahrt erfreut mich herzlich." Und als gleich darauf am 20. März nach so vielen Knaben auch ein Töchterchen die Eltern erfreute, das den Namen Charlotte von ihrer Mutter empfing, meinte er, das Schicksal scheine ihn recht als Günstling zu behandeln. „Erst so viel Bubens, daß man denken sollte, es wäre des Guten genug, und das erwünschte Mädchen bis zur rechten Zeit aufgehoben. Gott erhalte sie euch!" Und ein Jahr später: „Was ihr mir von euern Kindern schreibt, höre ich gern. Glückselig der, dessen Welt innerhalb des Hauses ist! Erkennt's nur auch recht, wie glücklich ihr seid und wie wenig beneidenswerth glänzendere Zustände sind." Ein sechster Sohn, Eduard wurde in demselben Jahre geboren. Damals erhielt Kestner den Charakter eines Rathes. Als das Mädchen am 21. Juni 1785 starb, sprach Goethe seinen innigen Antheil an diesem Verluste aus. „Ich sehe, was in Herders Familie so ein kleines Weibchen unter den vielen Knaben wohlthut. Da Ihr immer fruchttragende Bäume seid, so müßt Ihr den Verlust zu ersetzen suchen." Und hieran sollte es nicht fehlen.

Doch hatte Goethe bald einen andern Unfall des Freundes zu beklagen, da dieser in einer ihm besonders schmerzlichen Weise einen beträchtlichen Vermögensverlust erlitt. „Seit dem Empfang Eures Briefes, lieber Kestner," erwiderte er am 4. Dezember 1785, „habe ich mich über Euer Schicksal nicht beruhigen können, das Ihr

mit so vielem Muthe ertragt. Bisher wart Ihr mir eine Art von Ideal eines durch Genügsamkeit und Ordnung Glücklichen, und Euer musterhaftes Leben mit Frau und Kindern war mir ein fröhliches und beruhigendes Bild. Welche traurige Betrachtungen lassen mich dagegen die Vorfälle machen, die Euch überrascht haben, und nur Euer eigenes schönes Beispiel richtet mich auf. Wenn der Mensch sich selbst bleibt, bleibt ihm viel. Seid meines herzlichen Antheils überzeugt!"

Kurz vor Goethes Reise nach Italien am 11. August wurde Kestner ein siebenter Sohn geboren, Hans Ernst Hermann, mit dem seine Zahl bezeichnenden Septimus. Damals verwandte er sich auch für Ridel. In Rom erfuhr er zu seiner Freude, daß Lotte und Kestner auf ihrer Reise nach Wetzlar seine Mutter in Frankfurt besucht hatten, daß Lotte dieser sehr lieb geworden, welche ihren kleinen Eduard mehrere Wochen bei sich behalten. „Ich freue mich, daß es Euch unter den Eurigen wohl geht", erwiderte Goethe auf Kestners sehr verspätet durch einen nach Italien reisenden Freund erhaltenen Brief am 24 Oktober 1787. „In Wetzlar muß es ein recht Familienfest gewesen sein." Den Anfang der Ausgabe seiner Werke hatte er Kestner senden lassen. Im September ward Goethes Mutter durch die Einladung erfreut, die Pathenstelle bei dem am 7. geborenen Töchterchen zu übernehmen, das aber, weil ihre Antwort sich zufällig verspätete, wie das so früh verschiedene Mädchen, auf Charlottens Namen getauft ward. Da Kestner einmal den Wunsch geäußert hatte, eine Präsentation beim Kammergerichte zu erhalten, so fragte Goethe deswegen am 30. November 1788 bei ihm an; er hatte nämlich Aussicht erhalten, in dieser Beziehung etwas wirken zu können. Doch kam die Sache nicht zu Stande, da Kestner damit nicht mehr gedient gewesen zu sein scheint. Ebensowenig wollte es Goethe gelingen, Kestners anderweitige Wünsche zu erfüllen. Dieser wurde zum Lehnfiskal und Kammerkonsulenten mit der Befugnis, Privatprozesse zu führen, ernannt. Als Regierungsbevollmächtigter nahm er an den Verhandlungen des lüneburgischen Landtags zu Celle Theil, erhielt auch den Titel Hofrath. Im Herbst 1790 war er Botschaftssekretär bei der Kaiserwahl und Krönung Leopolds I., wo er Goethes Mutter, seine Ge-

vatterin, freundlich begrüßte. Nach altem Herkommen wurde er mit den übrigen protokollführenden Botschaftssekretären dem Kaiser vorgestellt. Am nächsten 10. August erfreute ihn die Geburt einer Tochter, die den Namen Luise erhielt. Im Juli 1792 war er als Botschaftssekretär bei der Wahl und Krönung von Franz II. gegenwärtig. Damals riethen ihm Freunde, um seine Erhebung in den Adelstand einzukommen, was bei solchen Gelegenheiten selten abgelehnt wurde. Aber Kestner meinte, er brauche den Adel nicht und wisse nicht, ob seine Kinder desselben bedürften; drum wolle er ihn lieber an sich herankommen lassen. Bei dieser Gelegenheit begab sich Lotte mit allen ihren Kindern, dem Hauslehrer derselben und sämmtlicher Dienerschaft nach Wetzlar, um noch einmal ihren alten Vater zu sehen, dessen Amtsvertretung schon ihr Bruder Georg übernommen hatte. Am 16. Februar 1793 ward Kestner sein Töchterchen Clara und am 16. April 1795 ein achter Sohn Friedrich Franz August geboren. Der Briefwechsel stockte um diese Zeit, wenn nicht mehrere Briefe Goethes verloren gegangen, was bei Kestners späterer Kränklichkeit sehr erklärlich wäre. Seit dem 10. März 1791, wo Goethe Amaliens Ankunft in Weimar gemeldet und den letzten Band seiner Werke gesandt, findet sich eine Lücke von mehr als sieben Jahren vor dem letzten der uns erhaltenen Briefe vom 16. Juli 1798, der auf längeres Schweigen deutet. Goethe nahm damals die Verbindung wieder herzlich auf. „Wenn wir uns wieder sähen, so hoffte ich, Ihr solltet mich dem Innern nach wohl wieder erkennen; was das Aeußere betrifft, so sagen die Leute, ich sei nach und nach dick geworden." Er macht sich den Scherz, dem Freunde eine Schnur als Maß seines Umfanges beizulegen. „Ich befinde mich wohl und thätig, und so glücklich, als man es auf diesem Erdenrunde verlangen kann. Ich wünsche von Euch und den Euren, die Ihr herzlich grüßen werdet, das Gleiche zu hören." Schon am 24. Mai 1800 starb Kestner plötzlich auf einer Dienstreise zu Lüneburg. Er war zuletzt Hofrath, Vicearchivar, Land- und Lehensfiscal gewesen.

Nach Kestners Tod scheint es vorab zu keiner nähern Verbindung Lottens mit Goethe gekommen zu sein. Zwei ihrer Söhne verheirateten sich bald darauf und befanden sich in angesehener

Bayerische Staatsbibliothek München

Stellung. Ihren Theodor traf Goethe im Jahre 1801 als Doktor der Medizin in Göttingen. Dieser begrüßte den seiner Familie so nahe stehenden Dichter. Daß er ihn zur Reitbahn begleitet habe, erwähnen die „Tag- und Jahreshefte". Goethe schrieb an ihn aus Pyrmont am 26. Juni. Die Veröffentlichung des Privatangelegenheiten betreffenden Briefes wird von der Familie beanstandet. Es galt wohl die Empfehlung und Unterstützung Theodors, der als Privatdozent in Göttingen auftreten wollte. Lotte selbst verfehlte nicht, ihre Bekanntschaften zum Vortheile nicht bloß ihrer Kinder, sondern auch ihrer Neffen in Anspruch zu nehmen. Im Jahre 1803 wandte sich Lotte von Wetzlar an den weimarischen Freund; denn dorthin, wo Georg die Stelle ihres Vaters bekleidete, hatte sie sich während der Besetzung Hannovers durch die Franzosen zurückgezogen. Seine damaligen Briefe vom 26. Oktober und 23. November betreffen Privatangelegenheiten, über welche die Hofräthin Kestner Goethe befragt hatte. Die volle Mittheilung derselben ist nicht gestattet. Im letztern heißt es: „Wie gern versetze ich mich wieder an Ihre Seite zur schönen Lahn, und wie sehr bedaure ich zugleich, daß Sie durch eine so harte Nothwendigkeit dahin versetzt worden; doch richtet mich Ihr eigenes Schreiben wieder auf, aus dem Ihr thätiger Geist lebhaft hervorblickt." In Wetzlar verlor sie ihre Tochter Clara. Seine Bereitwilligkeit, sich ihren Kindern gefällig zu zeigen, bewährte Goethe, als er ihrem Sohne Theodor, der im Mai 1810 eine Frankfurterin, Marie Christiane Lippert, geheiratet hatte, zur Erlangung des Bürgerrechts und der Professor an der medizinisch-chirurgischen Lehranstalt in Frankfurt behülflich war.

Im Mai 1814, in Deutschlands gehobensten Tagen, erschien der dritte Theil von Goethes „Dichtung und Wahrheit", worin der Dichter trotz seiner „verdüsterten Seelenkräfte" jene lieblichen Verhältnisse im Lahnthale so reizend geschildert und besonders Lotten verherrlicht hatte. Wenige Monate später sah er Theodor Kestner zu Frankfurt und er verfehlte nicht, im ersten Heft „Kunst und Alterthum am Rhein und Main" empfehlend auf dessen Bemühung hinzuweisen, in dem bei der damaligen Aufhebung jener Lehranstalt unbenutzt stehenden Laboratorium regelmäßige Vorlesungen über

Chemie zu halten. Dieser blieb Goethe sehr zugeneigt. Als man fünf Jahre später mit der Gründung eines Goethedenkmals in Frankfurt umging, trat er in das dafür gewählte Commitee.

Ein anderer Sohn Lottens, der Legationsrath August Kestner*), besuchte Goethe in Begleitung eines Freundes am 30. August 1815 auf der Gerbermühle bei Oberrad, Frankfurt gegenüber, wo er bei Geheimerath von Willemer die herzlichste Aufnahme gefunden hatte. Ein Besuch in einem, wenn auch gastfreien, doch fremden Hause, von dem Sohne seiner Lotte, der nothwendig die Gesellschaft auf die Wertherzeit bringen mußte, und dazu in Begleitung eines ganz fremden Dritten, konnte Goethe nicht ganz willkommen sein, was er freilich irgend zu verrathen vermied, doch mußte er sich dadurch etwas beengt fühlen. „Sein Anstand war würdig mit Anstand", berichtet Kestner**), „aber sein Benehmen sehr freundlich, ja zuvorkommend. Er half selbst die Stühle zusammenholen, indem er uns zu sitzen nöthigte. Ich richtete ihm eine Empfehlung meiner Mutter aus; er fragte nach meinem Befinden und ob meine Geschwister noch vollzählig wären, indem er hinzufügte, daß unser seliger Vater ihm unsere sämmtlichen Silhouetten geschickt habe, als wir noch böse Buben gewesen seien, daß er uns daher schon sämmtlich kenne. Nach einem kurzen Gespräche verschiedenen Inhalts nöthigte er uns in den Garten. Beim Hinabsteigen in denselben [über eine dunkle Treppe] wurde die Aeltlichkeit [und Kränklichkeit des noch nicht ganz Hergestellten] seiner körperlichen Bewegungen sichtbar. Dieses schien ihm unangenehm; denn er nöthigte uns, als wir zu seinen beiden Seiten ihn aus der Stubenthür begleiteten, die Treppe hinabzugehen, indem er folgen werde. [Natürlich ging er langsamer als die jüngern Leute.] Im Garten trafen wir Gesellschaft von Herren und Damen. Nachdem wir hier vorgestellt waren, kam Goethe uns nach, und nahm sich unserer Unterhaltung so an, wie es dem gebührt, der Besuch bekommt. Er war dabei in einer beständigen

*) Er hatte das Gymnasium zu Weilburg besucht, wo er bei dem Consistorialrath Schellenberg, dem Vater von Cellas zweiter Gattin, in Pension war.

**) Vgl. Lindaus „Gegenwart" XIII (1878), 466 f.

Beweglichkeit und Unruhe, aber ohne schnelle Bewegungen. Anfangs theilte dann und wann eine Dame [wohl Marianne und Frau Städel] das Gespräch, doch hörte dies bald auf, und er ging zwischen uns auf dem von Bäumen umgebenen Platze auf und ab, oder blieb er eine Weile stehen, so wiegte er doch den Körper auf den Füßen. Die Hände hatte er meistens eingesteckt, entweder in die Tasche seines dunkelblauen Ueberrocks, der ihm schon wenigstens neun bis zehn Monate gedient hatte, oder in den Busen." Aus allem ergiebt sich, daß Goethe sich körperlich unwohl fühlte, was sonderbar genug die beiden Besucher nicht gemerkt zu haben scheinen. Wir übergehen Kestners weitere, von keinem besondern Wohlwollen oder von einer äußerst idealen Vorstellung des Dichters zeugenden Bemerkungen (auffallend ist, daß er ihm schwarze Augen zuschreibt), für uns ist die Hauptsache, daß er Lottens Sohn auf möglichst freundliche Weise bei sich aufnahm. Die Mittheilung des mit Kestner geführten Gespräches über damals lebende Künstler aus dem Bekanntenkreise ist nicht gestattet.

Am 6. Juni 1816 hatte Goethe seine Gattin verloren. Wenige Monate später kam Lotte in Begleitung einer ihrer Töchter, wohl Charlottens, deren Pathin Goethes Mutter gewesen, nach Weimar, um nach so vielen Jahren ihre Schwester Amalie in ihren glücklichen häuslichen Verhältnissen zu sehen. Auch Goethe wurde begrüßt, und er nahm die vor vierundvierzig Jahren zum letztenmal gesehene Jugendfreundin äußerst herzlich auf; beide waren einsichtig genug, daß sie sich nicht von leidenschaftlichen Gefühlen hinreißen ließen, die sie schon in ihrer Jugend überwunden hatten. In den „Tag- und Jahresheften" gedenkt Goethe ganz einfach der Hofräthin Kestner aus Hannover unter den Besuchen, die Erinnerungen früher und frühester Zeiten geweckt. Leider ist von den Billeten, die Lotte an Goethe und er zur Erwiederung schrieb, nur eines, vom 9. Oktober, vorhanden, das wir mit Bewilligung des Besitzers Herrn Georg Kestner hier zum erstenmale geben. „Wenn Sie Sich, verehrte Freundin, heute Abend meiner Loge bedienen, so holt mein Wagen Sie ab. Es bedarf keiner Billete. Mein Bedienter zeigt den Weg durchs Parterre. Verzeihen Sie, wenn ich mich nicht selbst einfinde, auch mich bisher nicht habe sehen lassen, ob ich gleich oft

in Gedanken bei Ihnen gewesen. Herzlich das Beste wünschend Goethe.“ Ohne Zweifel saß Lotte an diesem Abende (es wurde Th. Körners „Rosamunde“ gegeben, der drei Tage später die erste Aufführung des „Zriny“ folgte), in der Loge Goethes, in der noch vor einigen Jahren seine Christiane sich so sehr gefreut hatte, daß ihr Gatte der Leiter der Bühne war. Es war ein Ehrenplatz, um welchen manche die hannöversche Hofräthin beneidet haben werden. Natürlich waren viele gespannt, das Urbild von Goethes Lotten zu sehen. In einer Gesellschaft stürzte eine der überspannten Damen mit ausgebreiteten Armen und dem Rufe „Lotte, Lotte!“ der Eintretenden entgegen, was die würdige Matrone, der solche theatralische Szenen zuwider waren, mit unterdrücktem Aerger ruhig zurückwies. Wie sie von je gewohnt gewesen, im Sommer in einfachem weißem, im Winter in schwarzem Kleide zu erscheinen,*) so sah man sie auch in Weimar immer weiß gekleidet. Eine größere Gesellschaft, wie er sie noch am 25. September gehabt, scheint Goethe ihr nicht gegeben zu haben, weil er dazu auch seine langjährige Freundin Frau von Stein hätte einladen müssen und das Zusammentreffen der beiden Lotten oder auch die Entschuldigung der letztern dem weimarischen Klatsche, besonders der Damenwelt, erwünschten Stoff geboten haben würde, was beide Theile möglichst zu vermeiden suchen mußten. Doch wird er die Freundin mit den Ihrigen auch wenigstens einmal zu Tische geladen haben. Schillers Gattin, die bei größern Gesellschaften Goethes nicht fehlte, sah sie nicht bei diesem. Diese berichtet den 9. Oktober an Freund Knebel: „Ich habe das Original der Lotte gesehen, die jetzt hier ist, und Goethe nach zweiundvierzig (?) Jahren zum erstenmal sah! Sie ist Kammerrath Ridels Schwägerin, eine Hofräthin Kestner aus Hannover, eine sehr hübsche Frau, wohl weit in den Sechzigen [sie stand eben im vierundsechzigsten Jahre]. Bedeutende Augen**) und

*) Am 30. Oktober 1773 schreibt Goethe an Kestner von ihr: „Sie geht gerne weiß, alles Nesseltuch ist verbannt im Winter, außer gesteppt, und da sieht sie zu altmütterlich drin aus.“ Drum sandte er ihr zu einem Negligée Stoff, der alle Tugenden des Nesseltuches hatte, aber durch die Atlaßstreifen zur Wintertracht wurde.

**) Doch sollen ihre Augen nach andern klein gewesen sein. Das in den Besitz

schöne Gestalt hat sie sich erhalten, und ein schönes Profil, aber leider wackelt der Kopf, und man sieht, wie vergänglich die Dinge der Erde sind. Sie hat Goethe auch sehr anders gefunden. Sie ist geistreich, gebildet und nimmt großes Interesse an den Weltbegebenheiten. Sie hat acht Kinder, die alle schon in der Welt leben und wirken. Ihr Mann ist todt. Die geheime Kammerräthin Ridel, die im ‚Werther' als naseweise Blondine bezeichnet ist, saß auch ganz gesetzt und ruhig neben uns." Wo Frau von Schiller mit ihr gewesen, ob etwa bei Goethe oder bei Graf Edling, bei dem sie am 8. einer durch musikalische Aufführungen gehobenen Gesellschaft beiwohnte, wissen wir nicht.*) Ihre Aeußerung widerlegt das von Lewes verbreitete, später auf ernstliche Mahnung der Familie unterdrückte verleumderische Gerede, sie habe sich in ihrem weißen Anzuge, wie ein junges Mädchen, halb zärtlich, halb kokett benommen.**) Ueberall, wo sie in Weimar erschien, hatte sie sich der wohlwollendsten und ehrerbietigsten Aufnahme zu erfreuen, aber der neidischen Klatschsucht konnte auch sie nicht entgehen. Was Lewes vierzig Jahre später hörte, war reine Erdichtung, wie sie in Weimar seit den dreißiger Jahren so rücksichtslos aufschoß.

Goethe sollte sie nicht mehr wiedersehen, aber auch in der Entfernung lebte in seiner Brust unauslöschlich das innige Wohlwollen gegen sie und alle die Ihrigen. Freilich trat August Kestner in einer zu Rom im Oktober 1817 verfaßten, 1818 zu Frankfurt

---

des Geheimerath Dietz in Gießen gekommene Pastellbild, das früher im deutschen Hause hing, 1782 von Johann Heinrich Schröder in Hannover gemalt, weicht hierin von der dem Briefwechsel vorgesetzten Lithographie ab. Eine Zeichnung davon hat der Maler Rudolf Lehmann gegeben; sie wurde lithographirt von Giere in Hannover, wo auch mehrere Kupferstiche und Photographien erschienen. Der jetzige Besitzer des Bildes Georg Kestner hat nach dem Gemälde eine gelungene Photographie anfertigen lassen, mit deren Schenkung er seine Freunde erfreut. Im deutschen Hause fand sich auch eine größere Lithographie neben einer kleinern ihres Mannes nach einem Medaillon (letzterer mit scharfgeschnittener, gebogener Nase), und eine andere nach einem von einer ihrer Schwiegertöchter in spätern Jahren gemachten Bilde. Ein Bild Kestners findet sich vor der Schrift von Herbst.

*) Vgl. Werner „Goethe und Gräfin O'Donell" S. 161.

**) Vgl. Lindaus „Gegenwart" XV (1879) S. 184 ff.

erschienenen Schrift: „Ueber die Nachahmung in der Malerei" gegen Goethe auf*), aber es handelte sich nur um eine ästhetische Frage, bei der man von verschiedenen Grundsätzen und Anschauungen ausgehen konnte; und wie hätte er einem mit diesen Studien vertrauten begabten Manne verdenken können, daß er unverhohlen seine Ansicht vertrat, wie tief er sich auch von Achtung für den ersten Dichter der Deutschen und von dessen weltumfassendem Geist durchdrungen zeigte. In näherer Beziehung stand er zu Kestners ältestem Sohne, seinem Pathen Georg. „Ich habe ihn in Weimar besucht", schrieb dieser im Jahre 1863**), „und bin mehrmals in Karlsbad mit ihm zusammengetroffen, wo er lebhafteste Theilnahme an meinen Kunstsammlungen zeigte. Selbst meine Söhne, die ihn als Studenten besuchten, hat er freundlich empfangen." Auch mit dem wissenschaftlich seine Ansicht bekämpfenden römischen Kestner sehen wir ihn später in freundschaftlicher Beziehung, wie es scheint, nach wiederholter persönlicher Berührung.

Einen sehr schweren Schlag versetzte Lotten der am 26. Januar 1821 erfolgte Tod Ridels. Es liegt uns ein ungedruckter Brief von ihr an ihre Schwiegertochter Marie in Frankfurt vom 24. Februar vor, welcher zeigt, wie sehr sie bestrebt war, für ihre sich immer mehrende Familie thätig zu sein, selbst Handarbeiten für sie anzufertigen. Dort heißt es: „Der Tod von meinem Schwager Ridel in Weimar hat mich auch sehr betrübt. Meine gute Schwester verliert ähnlich mit Frau von Martens [deren Gatte, Gesandter in der Militärkommission war, vor kurzem gestorben]; es war eine höchst glückliche Ehe. Es trifft jetzt so viel zusammen, was verstimmt und traurig macht. Meine älteste Freundin, die vortreffliche Feldmarschallin von Reden, liegt schon mehrere Monate ohne Hoffnung in den höchsten Schmerzen und Leiden in der Art, daß der Gedanke an sie alle Freude und Laune verscheucht. Man darf nicht fragen; denn was Gott thut, ist wohl gethan, sonst würde man fragen: ‚Warum nahm er diese bald neunzigjährige Leidende nicht statt Martens?' Du siehst, liebes Kind, es ist um uns auch oft trübe.

*) Vgl. Nord und Süd XXII S. 351 ff.

**) S. Gegenwart a. a. O.

Doch wollen wir das Gute nicht vergessen, was uns zu Theil wird, wohin wir Käthchens [der Gattin Hermanns] glückliche Wochen mit so einem gesunden Kinde rechnen können.“ Da sie einem zur Vertretung des Verstorbenen von Hermann gesandten angesehenen Beamten den Brief mitgab, bemerkte sie: „Wenn ihr ihm etwas zu Gefallen thun könnt, so ist es angewandt; er ist und wird noch mehr von großem Einfluß. Mir fällt dies ein wegen Theodor seinem Kanonikat. [Er ward später wirklich Kanonikus des Stifts beatae Mariae virginis zu Eimbeck.] Er lacht gern und macht gern lachen. Freilich ist seine Sendung nicht fröhlicher Art, aber er hat auch selber viel erlebt, er ist ein Weltmann im höchsten Grade, der immer die gute Seite herauskehrt. Von Hermann hält er sehr viel.“ Zwei Jahre später starb der Pathe der Frau Rath, Theodor, zu Thann als Theilnehmer am Geschäft seines Bruders Karl.

Mit Goethe kam Lotte kaum noch in nähere Verbindung, doch hörte sie von ihm manches durch ihre Tochter. Wie heilig diesem noch immer das Andenken an Wetzlar und die Familie war, in welcher er so wunderbare Tage verlebt hatte, zeigt folgende Geschichte, die Paul Wigand aus dem Munde eines Garbenheimers vernahm.*) Als dieser im Jahre 1822 als Rekrut zur Garde nach Berlin marschirte, rief ihn zu Weimar ein Kamerad mit dem Namen Wetzlarer an. Goethe, der im Fenster lag, hatte den Ruf gehört, und sogleich seinen Bedienten mit der Frage an ihn geschickt, ob er aus Wetzlar sei, und ihn, da er dies bejahte, zu sich kommen lassen. Er fragte ihn gar freundlich, ob er die Buffsche Familie kenne, erkundigte sich auch nach verschiedenen andern Personen [besonders wohl nach Brandts], ließ sich von Garbenheim erzählen, fragte, ob die Wittwe Koch noch lebe; auch sprach er von den Linden und dem wildbacher Brunnen. Nachdem er ihm zwei harte Thaler gegeben und ihn zu Mittag bewirthet hatte, entließ er ihn freundlichst. Als Eckermann Ende Mai 1824 nach seiner Heimat reiste, sagte ihm Goethe: „Wenn Sie in Hannover bei Rehbergs vielleicht meine

*) Europa 1839 I, 10. Der größte Theil dieses Aufsatzes ging in Wigands „Wetzlar und das Lahnthal“ 1862 über, nur diese Stelle nicht. Herbst gibt S. 198 irrig das Jahr 1820 an. Vgl. daselbst S. 216.

alte Jugendfreundin Charlotte Kestner [Goethe hat ohne Zweifel „die Hofräthin Kestner" gesagt] sehen, so sagen Sie ihr Gutes von mir." Mit dem Besuche Eckermanns wollte er sie nicht belästigen. Im folgenden Jahre erschien die Jubelausgabe von „Werthers Leiden" mit dem schwermüthigen Gedichte an Werthers Schatten, und Goethe selbst feierte das Jubelfest seines Eintritts in Weimar.

Am 16. Januar 1828, drei Tage nach Vollendung ihres fünfundsiebzigsten Jahres, endete Charlotte ihr so thätiges, von reinstem Wohlwollen, entschiedenster Willenskraft und liebevollstem Familiensinn getragenes Leben. Bei der Erziehung ihrer Kinder hatte sie die größte Sorgfalt, aber auch entschiedene Strenge gezeigt. Nichts wahr ihr mehr zuwider als ein Handeln ohne Grundsätze, was eine ihrer Bekannten sie einst an einem ihrer Knaben ernst rügen hörte. Goethe blieb ihr immer mit herzlicher Liebe zugethan, da er diese schöne Natur tief erkannt hatte, und er war, wenn er auch durch seine weitverbreiteten Verhältnisse an einer lebhaften Verbindung mit ihr und ihrem hochgeschätzten Gatten verhindert wurde, stets bereit, sich ihr hülfreich zu erweisen. Wie sehr diese Freundlichkeit Goethes in der Familie bekannt war, zeigt eine von einem Gliede derselben erzählte Geschichte, die wir hier nicht übergehen wollen, obgleich sie in der Weise, wie sie berichtet wird, sich unmöglich zugetragen haben kann. Eines Tages, so lautet die Erzählung, machte er Lotten eine überaus große Freude. Sie hatte ihm mitgetheilt, daß ein Neffe von ihr, der gerne heiraten wolle, wider Willen als Jäger oder Oberjäger in kurhessischen Diensten festgehalten werde, und ihn gefragt, ob er sich nicht persönlich für den armen Menschen beim Kurfürsten verwenden wolle. Da er vernommen, daß letzterer sich eben in Marburg befinde, so habe er sich demselben vorstellen lassen und die Freilassung erwirkt. Dies kann nicht in den Sommer 1772 fallen, auch nicht 1816, wo Goethe zuerst Lotten wiedersah, oder später, da er 1815 zuletzt in jener Gegend war und von einem Zusammentreffen mit dem Kurfürsten eben so wenig als von einem Besuche Marburgs etwas bekannt ist.

Am Ende desselben Jahres, welches der so weit ausgedehnten Familie die Mutter entriß, am Geburtstage Winckelmanns finden wir den hannöverschen Ministerresidenten August Kestner zu Rom,

wo er schon längst unter den bedeutenden Archäologen durch reiche Anregung, Kenntniß, Geist und wohlwollende, zu jeder Unterstützung bereite Gesinnung eine hervorragende Stellung einnahm, unter den Gründern des archäologischen Instituts neben Bunsen, Gerhard, Thorwaldsen und Fea. Die Sendung des ersten Heftes des Bulletino dell' annali del instituto di Correspondenza archeologica an Goethe muß durch Kestner geschehen sein. Goethe erwähnt derselben mit großer Freude im Briefe an Meyer vom 23. Juli 1829. Aber schon viel früher stand er mit Kestner in freundlicher Verbindung. Als er am 12. Februar 1828 dem nach Italien reisenden Professor Göttling Medaillen zur Vertheilung an dortige Freunde schickte, nannte er unter diesen Kestner in Rom. Der Kanzler von Müller, der im Herbst 1829 nach Italien reiste, begrüßte auch Kestner in Goethes Namen. Der Brief, in welchem der Dichter anfangs April 1830 den Sohn des weimarischen Hofbildhauers Kaufmann ihm empfahl, begann mit der Entschuldigung: „Ich hätte Ihnen, mein theuerster und altbefreundeter Mann, schon längst für manche bedeutende Sendung und wiederholte Gefälligkeit zu danken gehabt.“ Noch in demselben Monate entließ er seinen eigenen Sohn August nicht ohne nur zu wohl begründete Sorge, ob er ihn wiedersehen werde, mit den freundlichsten Empfehlungen an Kestner, welcher die allgemeine Zuflucht aller Weimaraner in Rom war. Mit welcher Liebe dieser den Sohn des Jugendfreundes seiner Eltern aufgenommen, wie er ihm in seiner Krankheit beigestanden, wie er für seine Bestattung gesorgt, wie er alle Sorge angewandt, daß dem einundachtzigjährigen Vater die Schreckenskunde in der am wenigsten erschütternden Weise beigebracht werde, ist allgemein bekannt. Erst nach der Genesung von seiner schweren Krankheit konnte dieser am 27. Dezember 1830 seinen gerührten Dank aussprechen. Noch am folgenden 9. Juni nahm er Kestners Freundlichkeit in Anspruch, besonders wegen des Wunsches, die Ruhestätte seines Sohnes „auf irgend eine Art bescheidentlich bezeichnet“ zu sehen, was auf so schöne Weise durch Thorwaldsens freundschaftliche Neigung geschah. So hatte es ein wunderbares Geschick gefügt, daß Lottens August den Vater in den letzten Augenblicken und bei der Leichenbestattung seines eigenen August vertrat. August

Kestner sollte Goethe mehr als zwanzig Jahre in glücklicher Thätigkeit und geachtetster Stellung als Vicepräsident des archäologischen Instituts überleben. Schon einige Jahre nach Goethes Tode bereitete er dessen Briefe an Kestner und Lotten zur Herausgabe vor. „Unser Dichter ist dahingegangen", begann die Einleitung; „wir betrachten sein mächtiges Leben; wir erforschen seine Spuren; wir sammeln, was ihn betrifft, um der Geschichte die verklungenen Töne zu überweisen, aus denen sie die unvergängliche Sprache bildet, zur Erhebung und Belehrung der Menschen." Daß noch schöner als „Werthers Leiden", das schönste Gedicht seiner Art, das in den Briefen hervortretende Leben gewesen, sprach er entschieden aus. Manchen, die reinen Antheil am Dichter nahmen, wurden diese in der Handschrift mitgetheilt; so lasen sie Gervinus und Gelzer, die sich in ihren Literaturgeschichten darauf bezogen, wie auch im Jahre 1847 die Augsburger allgemeine (Beilage zu Nr. 190) und die Kölnische Zeitung (Nr. 317) Auszüge daraus brachten. Der Herausgabe widersetzten sich mehrere Kinder Charlottens, weil sie darin eine Entheiligung zu sehen glaubten, besonders Lottens gleichnamige Tochter. Diese hatte sich nach dem Tode ihrer Mutter als Pflegerin zu ihrem verwittweten Bruder, dem Fabrikanten Karl, zu Thann im Elsaß begeben, dem in Folge eines Sturzes ein Fuß hatte abgenommen werden müssen und später durch das Umschlagen des Wagens ein Hüftknochen herausgetreten war; nach Karls Tode (am 14. Juni 1846) wohnte sie bei dessen Schwiegersohn in Basel, wo sie erst am 21. Mai 1877 starb. Sie hatte ihren Widerspruch aufgegeben, da August kurz vor seinem am 5. März 1853*) erfolgten Tode den Wunsch baldiger Veröffentlichung ausgesprochen, und es noch erlebt, daß nach dem Erscheinen des Briefwechsels das Andenken ihrer Mutter zu höchsten Ehren gelangte.

Der allgemein verehrte älteste Sohn Lottens, der Archivrath Georg Kestner, überlebte den Bruder noch mehr als fünfzehn Jahre. Er

*) Die richtige Angabe seines Todestages findet sich in „Goethe und Werther" S. 1. Irrig wird anderswo das Jahr 1852 angegeben. Vgl. das Bulletino 1853, 97 f. und Gerhards „Archäologischen Anzeiger" 1853 Nr. 53 S. 344 f.

starb am 22. Oktober 1867, fünf Tage vor seiner zehn Jahre jüngern Gattin Henriette Partz. Er war der Gründer der schönen, durch den Nachlaß seines römischen Bruders bedeutend vermehrten Kunstsammlung, die bei der Erbtheilung auf dessen jüngsten Sohn Hermann überging, wogegen das Familienarchiv und die höchst bedeutenden Autographen dem ältern Sohne, Georg Wilhelm Eduard Johann in Dresden, zufielen, dessen freundlicher Bereitwilligkeit auch ich manche Förderung zu verdanken habe. Hermann Kestner hat eben seine werthvolle Sammlung seiner Vaterstadt zum Geschenke gemacht und zugleich zur Errichtung eines Museums eine bedeutende Summe bestimmt, eine des Enkels Lottens werthe That, die nicht nur in seiner Vaterstadt Hannover seinen Namen verewigen wird.

Von den übrigen Kindern Lottens starb Theodor am 28. Mai 1847 als Stadtphysikus und Professor zu Frankfurt (seine Gattin war ihm am 12. September 1839 vorangegangen), Wilhelm, der Amtmann zu Hagen gewesen, am 22. November 1848 zu Bremen, wohin er sich zurückgezogen hatte, die jüngste Tochter Klara, Stiftsfräulein des Fräuleinstifts Marienwerder bei Hannover, am 9. Juni 1866, Hermann als hannöverscher geheimer Kammerrath und Herr auf Langenhagen (er hatte sich 1817 mit einer Schwägerin seines Bruders Theodor vermählt) am 31. Januar 1871*), Fritz, Kaufmann und Generalkonsul zu Havre de Grace, verheiratet mit Marie Doormann, am 7. Januar 1872. Dieser jüngste Sohn Lottens hatte sich noch am 19. Juli 1864 in das Fremdenbuch des Lottezimmers in Wetzlar in dem Geburtshause seiner Mutter eingetragen. Die höchst ansehnliche weitere Nachkommenschaft der Söhne Lottens bis auf den heutigen Tag zu verfolgen, liegt außerhalb unseres Zweckes. Dieselbe findet sich bis zum Jahre 1880 im „Bericht des freien deutschen Hochstiftes“ Ostermonat 1881 S. 31—40 von einem Enkel Hermanns, Premierlieutenant Hermann Konrad Eggers, verzeichnet.

---

*) Wenige Wochen vorher am 8. Januar hatte er mich um Mittheilung meines Aufsatzes im „Morgenblatte“ gebeten, um damit seine Sammlung zu vervollständigen. Zurück erhielt ich ihn mit einigen hier benutzten Verbesserungen durch dessen Sohn den Kreisarzt Hermann August Paul Kestner zu Mühlhausen im Elsaß, der darin „viele neue und schätzbare Familiendetails“ fand.

Ueber Goethes Jugendliebe in Wetzlar ist nach der neuesten, äußerst verdienstvollen Schrift des zu früh hingeschiedenen Prof. Wilhelm Herbst und meinen seit 1849 („Zu Goethes Jubelfeier“) fortgesetzten Studien, deren Ergebniß meine „Erläuterungen zu Werthers Leiden“ (zweite Ausgabe 1880) und „Goethes Leben“ (zweite Ausgabe 1883) enthalten, nichts weiter zu bemerken.*) Dagegen muß ich mir gestatten, auch jetzt noch ein Wort über die Abfassungszeit des Romans zu sagen. Bedauerlich, ja widerwärtig ist es, wenn erwiesene Thatsachen immer wieder angezweifelt werden und gar unhaltbaren Einfällen weichen sollen oder durch versuchte feine Aufspürungen verdunkelt werden.

Daß „Werthers Leiden“ im Februar und März 1774 gedichtet sind, ergibt sich, wie ich ausführlich mehrfach, zuerst in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ 1847 Nr. 279, entwickelt habe, ganz unwidersprechlich aus brieflichen Nachrichten. Dagegen hat Viehoff gemeint, der erste Entwurf derselben könne schon dem Ende des Jahres 1772 angehören, die Abfassung zum Theil wenigstens 1773 erfolgt sein. Aber nach den uns vorliegenden Zeugnissen ist es unwidersprechlich, daß die düstere Stimmung, in welche Goethe durch sein Verhältniß zu Maximiliane von Laroche versetzt wurde, ihn zur Dichtung trieb, und er diese rasch zur Vollendung brachte Der Irrthum war nur dadurch möglich, daß Viehoff in der Aeußerung Goethes aus Mitte Juli 1773: „Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel, zum Trutz Gottes und der Menschen“, das Wort „Schauspiel“ für etwas ganz anderes nahm, als was es wirklich besagt: er wagte zu behaupten, „Schauspiel“ bezeichne nicht die bestimmte Dichtart, sondern Goethe wolle sagen: „zur Schau für die Menschen und zum Trutz aller, die sich daran ärgern mögen“. Allein Goethe nimmt das Wort regelmäßig in dem gangbaren

*) Goethe war meist unten in der Wohnstube, aber auch zuweilen in der „guten Stub“, der jetzigen, Reliquien jener Tage zeigenden Lottenstube, dem obern Eckzimmer nach der Straße zu. Die Wände sind blau mit grünen röthlich umrahmten Feldern, in denen Amor und Psyche, Diana und andere mythologische Figuren, wie es damals Sitte war, wie Marmorstatuen hervortreten. Hier findet sich unter andern Reliquien auch noch die alte, von Kestner und Goethe so oft gehörte Wanduhr, deren papiernes Zifferblatt eine Landschaft zeigt.

Sinne, er nennt den „Götz“ ein Schauspiel. „Erwin und Elmire“ und „Claudine“ Schauspiele mit Gesang, „Stella“ ein Schauspiel für Liebende: trotz alledem soll „zum Schauspiel bearbeiten“ hier heißen „zur Schau stellen“. Nein, Goethe hatte wirklich zuerst die Absicht, aus seinem Verhältniß zu Lotten ein Schauspiel zu machen, doch kam dieß nicht zur Ausführung, und erst im folgenden Jahre gestaltete sich der Stoff in raschestem Flusse zum Roman. Wenn Viehoff weiter in dem Briefe von Jacobi's Gattin aus dem November 1773: „Ueber Ihren mir zugeschickten Roman freue ich mich herzlich; er hat mich amüsirt, so wie Sie es haben wollten“, bei dem Romane an „Werther“ denkt, so muß er, um über das „Amüsiren“ wegzukommen, zur Annahme greifen, Goethe habe bloß die ersten Bogen des Romans geschickt, wogegen der ganze Ausdruck spricht, sowie auch der Umstand, daß gar keiner Fortsetzung gedacht wird, welche die Freundin doch hätte verlangen müssen. Und selbst beim Anfang des „Werther“ kann unmöglich von einem „Amüsiren“ die Rede sein. Jacobis Gattin theilte alle von Goethe empfangenen Sachen außer ihrem Gatten auch Heinse mit. „Werther“ war aber Jacobi ganz neu und Heinse fand gleich auf den ersten Seiten alles anders, als er geträumt hatte. Der von Jacobis Gattin geschickte Roman war nicht von Goethe selbst, sondern ein fremder, der zu ihrer Unterhaltung dienen sollte. Freilich ist bei dem Roman, woran Goethe langsam arbeitete, wie er am 15. September 1773 schreibt, schon an „Werther“ zu denken, dem er bereits damals diese Form hatte geben wollen, ohne daß es ihm damit glückte; äußert er ja am 18. November an die Fahlmer, gearbeitet habe er, aber nichts zu Stande gebracht. Wenn Merck am 14. Februar 1774 schreibt, ein Roman, der zu Ostern von Goethe erscheinen solle, werde voraussichtlich ebenso gut aufgenommen werden, wie sein Drama („Götz“), so folgt daraus nicht, daß dieser den Roman schon gelesen, sondern Goethe hatte ihm vertraut, daß er mit einem Roman beschäftigt sei und er, um ganz in seiner Dichtung zu leben, sich von aller Welt absondern wolle. Endlich fällt der für die gegentheilige Behauptung angeführte Brief gerade in den März 1774 nach Vollendung der Dichtung. So bleibt es denn unwidersprechlich, daß wie der Schmerz der Trennung von Frau von Stein

den „Tasso" in vollen Fluß brachte, so die düstere Verstimmung über die unglückliche Lage der an Brentano vermählten jungen Laroche ihn so tief ergriff, daß sie der Dichtung von „Werthers Leiden" ihren glühenden Ausdruck lieh und dieselbe so rasch sich ergießen ließ.

Meine Aufstellung, daß die Dichtung des „Werther" erst in den Februar und März 1774 falle, wurde später durch die Briefe Goethes an Frau von Laroche, wie von Loeper schon vor der Herausgabe derselben (1879), in den Anmerkungen zu „Dichtung und Wahrheit" (III, 380 f.), bemerkt hat, vollständig bestätigt und näher bestimmt. Diese Thatsache kann auch Herbst nicht in Abrede stellen, aber seltsamer Weise behauptet er, daß dem Dichter schon zur Zeit, wo er zur gefaßten Entsagung sich entschloß, das nie versagende ‚Heilmittel' als Reaktion seines schöpferischen Vermögens gegeben war, ‚zu sagen, was er litt'. „Ja, man kann gerade in diesem Fall sagen, mitten in der Gluthitze von Liebe und Leid beginnt schon die noch unsichtbare Arbeit des dichtenden Geistes, und sobald diese eintrat, war damit eine andere Leidenschaft, eine neue Befriedigung und eine Befreiung an die Stelle gerückt." Hätte der so scharfsinnige Forscher sich nur klar gemacht, was er eigentlich behauptet, wäre nicht mit den verschleiernden schönrednerischen Wendungen, die neuerdings mit so vielen Nebelgebilden die Goetheforschung getrübt haben, über die Sache hinweggeschlüpft, so würde ihm das Ungehörige, ja das Frivole seiner Annahme aufgefallen sein. In welcher Zeit sollen wir uns denn den Embryon des Romans denken? Herbst nimmt an, die „Predigt", welche Lotte am 16. August Goethe hielt, ihre Erklärung, daß er nichts als Freundschaft von ihr hoffen dürfe, habe „die Klärung und volle Selbstbesinnung" bewirkt, ihn „aus dem halbpassiven Sichgehenlassen aufgerüttelt". Doch schon längst hatte sein Verstand auf Lotten verzichtet, nur sein Herz konnte ihr noch nicht entsagen; die paar Wochen bis zu seiner auf die Mitte September festgesetzten Abreise wollte er sich noch im Glanze ihres unendlich geliebten Wesens sonnen. Der Kampf der Liebe und Pflicht wogte in seiner Seele fort, quälte und beängstigte ihn immer schrecklicher, besonders seit seinem ihn stets zu ernster Einkehr in sich stimmenden, ja oft zu einer

entschiedenen That treibenden Geburtstage, bis er endlich am 9. September, gerade ein Vierteljahr nach dem Tage, an welchem er Lotten zuerst gesehen, sich entschloß, am nächsten Morgen den längst feststehenden Vorsatz auszuführen, sich ohne Abschied zu entfernen, obgleich es für die in Thalehrenbreitstein verabredete Zusammenkunft mit Merck noch zu frühe war. Unbegreiflich ist es mir, wie Herbst Goethe die Frivolität zuschreiben konnte, „mitten in der Gluthitze von Liebe und Leid" den Gedanken zu fassen, „seine Situation", wie Goethe sich ausdrückte, „zu bearbeiten". Dieses war dem Dichter nur zur Zeit möglich, wo der Kampf vorüber war, dann erst hatte er die zur dichterischen Gestaltung nöthige Ruhe, wenn auch freilich während der Dichtung selbst die lebhafte Erinnerung der durchlebten und durchlittenen Zustände ihn wieder bewegte und mitdichtete. Herbst hätte sich sagen müssen, daß der Gedanke, seine wetzlarer Liebe dichterisch zu gestalten und sich von allem in ihm noch nachzitternden Schmerze zu befreien, erst dann in Goethes Seele fallen und in ihr keimen konnte, als der Schmerz um ihren Verlust völlig überwunden war. Nicht einmal Lottens Vermählung brachte die ersehnte Ruhe; erst mit der Abreise der Vermählten von Wetzlar ließ die schreckliche Spannung nach und er gewann die nöthige Fassung, um sein Leiden dichterisch aus sich herauszustellen; er schrieb neben seinen Prozessen, seinem Zeichnen und Bossiren „Dramata und Romane", wie er Mitte Juni 1773 bei Uebersendung des „Götz" an Kestner meldet. Einen Monat später theilte er diesem mit, er bearbeite seine Situation vom vorigen Sommer zum Schauspiel; daß es damit aber nicht recht fort wollte, deuten die vorhergehenden Worte an: „Meine Papageien, die ich erzogen habe, die schwätzen mit mir, wie ich, werden krank, lassen die Flügel sinken." Erst am 15. September hören wir, er arbeite neben einem „Drama fürs Aufführen" einen Roman, mit dem es aber langsam gehe. Daß demselben seine Situation in Wetzlar zu Grunde liege, verräth die vorangehende Aeußerung. Denn nachdem er die wunderliche Bemerkung gemacht, in seinem Gedicht „Der Wanderer" werde Kestner unter der Allegorie Lotten und ihn erkennen, und alles, was er so hunderttausendmal bei ihr gefühlt, fährt er unmittelbar fort: „Darob soll's euch aber

heilig sein, und ich hab' euch auch immer bei mir, wenn ich was schreibe." Aber auch diesmal ging es nicht vorwärts; wahrscheinlich sann er damals auf eine Erweiterung seiner eigenen Geschichte durch das künstlerisch damit verbundene Ende Jerusalems. Erst im folgenden Jahre fühlte er sich durch den Schmerz über das Unglück der jungen Max Brentano, der er leider nichts sein konnte, zum raschen Ergusse seines Romans getrieben. Mag er dazu auch einzelnes aus dem ersten Entwurfe vom September, ja vielleicht aus dem diesem vorhergehenden Drama benutzt haben, die eigentliche Gestaltung des Romans gehört dem Februar und März 1774 an. Der Versuch, die erste dichterische Auffassung seiner Situation „mitten in die Gluthhitze von Liebe und Leid" zu setzen, verkennt ganz den edlen Dichter, dessen Herz zu sehr ergriffen war, als daß er an eine dichterische Verkörperung seines noch immer nicht überwundenen Seelenkampfes hätte denken können.*) „Doch leider hat man jetzt so viele Mittel", den Thatsachen zum Trotz die Entstehungszeit von Dichtungen ein paar Jahre heraufzuschrauben, wie auch Herbst innere Gründe dafür zu entdecken gewußt hat, daß des Dichters Geist schon in Wetzlar von der Faustidee bewegt worden sei, nachdem er einen äußern in einer Bemerkung Gotters an Goethe gefunden, die aber, genau besehen, nichts beweist. Auch ist es nicht wahr, daß eine Idee den Dichter zum „Faust" getrieben: er stellte diesen im entschiedenen Gegensatz zur dunkeln Volkssage dar, aus der er sich frei seine dichterische Fabel schuf, wie er auch nach künst-

*) Daß er selbst nach der Vollendung des „Werther" seine Sehnsucht nach Lotten nicht ganz überwunden hatte, er ihre von Kestner erhaltene Silhouette (sie fand sich noch in seinem Nachlasse) fortwährend verehrte, die er schon am vorigen Karfreitag hatte begraben wollen, zeigen die Worte, welche er auf diese schrieb: „Lotte gute Nacht. am 17. Jul. 1774." Herbst hat die thatsächlich falsche Vermuthung geäußert, sie deuteten auf die Vollendung des „Werther"; diese fällt ja vier Monate früher. An jenem Tage befand er sich zu Ems, von wo er am folgenden Morgen nach dem Niederrhein zu fahren gedachte. Als er Abends seine Sachen zusammenpackte, legte er auch die Silhuette an eine Stelle, wo sie keinen Schaden litt, und er begnügte sich nicht, wie sonst einen Kuß auf sie zu drücken, sondern schrieb auch jene wohl doppelsinnigen Worte darauf, die darauf deuten sollten, daß sie von jetzt an ruhen werde.

lerischen Rücksichten seine wetzlarer Liebe umgestaltete, Jerusalems Ende damit verflocht, wodurch auch Lotte und Kestner einige ihnen fremde Züge erhalten mußten, ja Albert, wie er selbst etwas übertrieben sagt, ein Klotz wurde. Aber Goethe war sich bewußt, daß er dadurch eine die tiefste Seele ergreifende, in sich vollendete Dichtung geschaffen, die er trotz allem eiteln Gerede, in welches er dadurch vorübergehend das edle Freundespaar gebracht, „um seines eigenen Lebens Gefahr willen" nicht zurückkaufen wollte. „Werther muß — muß sein!" schrieb er an Kestner. „Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch — und was ihr angeklebt heißt — und trutz euch — und andern — eingewoben ist*) — Wenn ich noch lebe, so bist dus, dem ichs danke — bist also nicht Albert. — Und also — Gieb Lotten eine Hand ganz warm von mir, und sag' ihr: Ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die einem kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden." Freilich stehen Charlotte Buff und Johann Christian Kestner reiner und würdiger im Leben als in der Dichtung da, aber nur durch die Dichtung wurden die Blicke der Welt auf ihr wirkliches Leben hingewandt, das mit dem des Dichters in herrlichster Weise auf ewige Zeit verknüpft ist.

*) So äußert er auch, noch voll von der dichterischen Kraft seines „Clavigo", gegen Jacobi (am 21. August 1774), der Charakter, die That von Beaumarchais habe sich mit Charakteren und Thaten in ihm amalgamirt, so daß die übersetzten Stellen unzertrennlich mit der Struktur, der Lebensorganisation des Stückes verbunden seien.

Goethes Beziehung zu Johanna Schopenhauer und ihren Kindern.*)

Mit Benutzung ungedruckter Briefe.

Die fein anmuthige Lebensschilderung, welche die Dichterin der „Gabriele“ begonnen hatte, bricht bei der Darstellung des Eindruckes ab, welchen die eben in ihrer Vaterstadt eingetroffene Kunde von der Einnahme der Bastille in ihrer Seele hervorgerufen. Von dem Bilde ihres so bedeutend eingreifenden Lebens in Weimar sind uns verhältnißmäßig wenige Striche erhalten. In dem Aufsatze von Stephan Schütze: „Die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer in Weimar, 1806 bis 1830“**), finden sich anziehende, auf Tagebuchbemerkungen beruhende Mittheilungen in buntem Gemische. Der ausführliche Brief, welchen Frau Schopenhauer über die Leiden Weimars nach dem Unglücke bei Jena an ihren Sohn Arthur schrieb, liegt gedruckt vor,***) von ihren übrigen von Weimar aus diesen Winter über an ihren Sohn gerichteten Briefen ist bisher nichts benutzt worden. Ein glücklicher Zufall hat mir diese zugeführt, welche für ihre erste Verbindung mit Weimar, ganz besonders mit Goethe höchstbedeutend sind und eine empfindliche Lücke unserer Kenntniß von Goethes Leben ausfüllen.

Das traurige Ende ihres Gatten Heinrich Floris Schopenhauer, der im Jahre 1805 zu Hamburg aus einer hohen Speicheröffnung in den Kanal fiel, hatte der nach geistiger Ausbildung sich sehnenden, noch immer wohlhabenden Frau den Aufenthalt in Hamburg

*) Westermanns „Illustrierte Monatshefte“ Band 25. Hier fortgesetzt und erweitert, auch in den Mittheilungen aus den Briefen der Schopenhauer.

**) In „Weimars Album zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840“.

***) „Jugend- und Wanderbilder von Johanna Schopenhauer“ (herausgegeben von ihrer Tochter) II, 211—256.

verleidet, und in ihr den Wunsch erregt, mit ihrer noch im Kindesalter stehenden Tochter Adele (sie war 1796, acht Jahre nach ihrem Bruder, geboren) ihren Wohnsitz an einen geistig belebten Ort Mitteldeutschlands zu verlegen, während ihr Sohn Arthur, dessen Sonderbarkeiten schon damals das Zusammenleben mit ihm wenig erfreulich machten, in Hamburg bleiben sollte. Ihre Wahl war auf Weimar gefallen, wo die beiden noch lebenden großen Dichter eine mächtige Anziehungskraft auf sie übten. Sie hatte die Stadt vor zwei Jahren am Ende der mit ihrem Gatten und ihrem Sohne gemachten großen Reise durch Holland, England, Frankreich und die Schweiz gesehen, und von Bekannten, besonders von einer in Weimar ansässigen hamburger Familie Kühn, dem Gründer des weithin wirkenden Landesindustriecomptoirs Bertuch und dem Kammerrath Dr. Ridel, aus Hamburg, dem frühern Erzieher des Erbprinzen, dem Schwager der durch „Werthers Leiden" berühmt gewordenen Charlotte Buff, verehelichten Kestner, vielleicht auch von ihrem Landsmanne, dem Satiriker Falk, der vor acht Jahren sich hier niedergelassen, Günstiges über die dortigen Zustände vernommen. Doch wollte sie, ehe sie einen Entschluß faßte, sich persönlich von den dortigen Verhältnissen und Aussichten überzeugen. Im Mai 1806 reiste sie mit Dienerschaft über Lüneburg, Hannover, Kassel, Eisenach und Gotha nach Weimar. In Gotha gefiel es ihr ausnehmend, sodaß sie diese Stadt unbedingt zu ihrem Wohnsitze gewählt haben würde, hätte Weimar sie nicht unwiderstehlich angezogen. Hier kam sie am Abend des 14. Mai an. „Jetzt kann ich noch nichts entscheiden", schreibt sie von hier den 16. ihrem Sohne, „doch gefällt es mir recht gut. Bertuchs, Ridels, Madame Kühn und Falks wollen alles Mögliche für mich thun; ich denke wenigstens vierzehn Tage hier zu bleiben; in der Zeit werde ich wohl mit mir und meinen Wünschen auf's Reine sein. Ich glaube, ich werde hier Hütten bauen." Von dem Gedanken, das in der Vorstadt gelegene kühnsche Haus zu kaufen, ging sie bald ab, da sie es zu klein, baufällig und abgelegen fand, sie auch nicht gleich durch einen Ankauf sich fesseln wollte, dazu billiger zur Miethe wohnen konnte. Schon drei Tage später hat sie sich eingemiethet, bei der verwittweten Frau Hofrath Johanna Caroline Amalie Ludecus, die

unter dem Namen Amalie Berg auch einiges geschrieben hatte. Ihr zweibändiger Roman „Luise oder die unseligen Folgen des Leichtsinns“ war vor sechs Jahren mit einer Vorrede Kotzebues, der ihr wohl verwandt war, erschienen. Sie war die Tochter des braunschweigischen Majors von Kotzebue und am 16. November 1757 in Wolfenbüttel geboren, Wittwe des am 23. Oktober 1801 gestorbenen Hofrathes, Steuer- und Accisrathes, Geheimen Secretarius und Schatulliers der Herzogin Mutter Johann August Ludecus, nicht, wie bei Goedeke steht, des erst 1827 gestorbenen Johann Christian Ludecus, der bei der Herzogin Mutter dessen Nachfolger war. Die Kammerfrau der Herzogin Mutter Demoiselle Amalie Dorothea von Kotzebue war wohl ihre Schwester. Das an der Esplanade (Schillerstraße), ganz nahe am Theater gelegene Haus war das jetzige Werthersche, Theaterplatz 1. Die Schopenhauer hatte den untern geräumigen Stock, vier durcheinander gehende Zimmer, gemiethet, den der erst am 9. verstorbene Hofmedicus Dr. Gottfried von Herder inne gehabt, nebst einem schönen Schlafzimmer und Kammer eine Treppe hoch, einem kleinen Garten und allen häuslichen Bequemlichkeiten für den damals freilich hohen Miethpreis von hundertundsiebenzig Thaler. Die Eigenthümerin wohnte mit ihrer Pflegetochter, der sechzehnjährigen Conta, auf dem obern Stocke. „Equipage brauche ich nicht“, schreibt sie; „es giebt hier Miethwagen und Portechaisen, soviel man braucht. Der Ton in Gesellschaft ist äußerst gebildet. Ridels thun, was sie können, für mich. Gestern brachten wir einen Abend mit Falk und Fernow, den du kennen mußt,*) bei ihnen zu.... Goethe und Wieland habe ich noch nicht gesehen; ersterer ist in Jena, letztern treffe ich wahrscheinlich Donnerstag bei Madame Kühn. Im Theater bin ich einmal gewesen; es gefällt mir sehr; die Truppe ist ungefähr wie in München, ein schönes harmonirendes Ganzes, Kostüm und Dekorationen sehr schön und herrliche Musik.“ Eine Woche später hat sie schon einige Möbel angekauft, andere bestellt; die übrigen denkt

*) Er hatte eine „Italienische Sprachlehre für Deutsche“ geschrieben. Aus Jena, wo er Professor gewesen, war er von der Herzogin Mutter an die Stelle Jagemanns als ihr Bibliothekar nach Weimar gezogen worden.

sie zu miethen, da sie vorab sich nicht ganz festsetzen möchte. „Der Umgang hier scheint mir sehr angenehm und gar nicht kostspielig", äußert sie; „mit wenig Müh'e und noch weniger Kosten wird es mir leicht werden, wenigstens einmal in der Woche die ersten Köpfe in Weimar, und vielleicht in Deutschland, um meinen Theetisch zu versammeln und im ganzen ein sehr angenehmes Leben zu führen. Die Gegend um Weimar ist nicht ausgezeichnet schön, aber recht hübsch, der Park ist wirklich sehr schön. Vom Theater verspreche ich mir großen Genuß; ich habe es dreimal besucht: es ist wirklich ausgezeichnet; in Hamburg haben wir kaum den Schatten davon. Mit Wieland soll ich morgen bei Ridel zusammen sein und obendrein l'Hombre mit ihm spielen; den ganzen Abend werde ich denken: O Lord, o Lord, what an honour is this! Goethe sollte ich heute [den 26. Mai] sehen, er wollte mich selbst in der [unter ihm stehenden herzoglichen] Bibliothek herumführen; leider ist er gestern sehr krank geworden, aber doch ohne Gefahr." Alle drei bis vier Wochen wurde er damals von einem schweren Nierenleiden befallen. Von ihrem Freunde Tischbein hatte sie weder diesmal noch später eine Empfehlung an Goethe sich erbeten, der diesem noch am 5. Mai geschrieben und ihn nach Weimar eingeladen hatte.

Am 28. fuhr sie nach Jena, wo sie sich einen Tag der wunderschönen Gegend erfreute. Von dort ging es nach Dresden. Nachdem sie hier besonders an der Galerie sich gestärkt hatte, zog es sie nach Halle, wo sie am 9. Juni ankam. Hier fand sie bei den Professoren Froriep und Loder, sowie im nahen Giebichenstein bei Kapellmeister Reichardt die freundlichste Aufnahme. Alle diese waren genau mit Goethe bekannt gewesen. Ueber den Harz und Braunschweig kehrte sie nach Hamburg zurück, wo alles zur bevorstehenden Uebersiedelung vorbereitet wurde, die sie erst in der zweiten Hälfte September zur Ausführung brachte. Ihr Sohn Arthur blieb in Hamburg zurück, wo er die am Anfange des Jahres 1805 angetretene kaufmännische Lehrzeit bei dem Senator W. Jenisch auch nach dem Tode des Vaters fortsetzte, obgleich er daran so wenig Lust hatte, daß er hinter dem Rücken seines Prinzipals ganz andere Dinge trieb. Mit seinem Jugendfreunde Anthime Gregoire de Blésimaire aus Havre, der, um Deutsch zu lernen, auf ein

halbes Jahr zu einem Geistlichen in der Nähe von Hamburg gekommen war, führte er, nach dessen Briefen,*) ein lockeres Leben, gab sich auch dem sinnlichen Genusse hin. Daß er der Begierde nicht widerstehen konnte, beklagt er selbst in den Versen:

O Wollust, o Hölle,
O Sinne, o Liebe,
Nicht zu befriedgen
Und nicht zu besiegen.**)

Daß sie es vermied, von ihm Abschied zu nehmen, zeigt ihr am Abend vor der Abreise geschriebenes Briefchen: „Du bist eben fortgegangen; noch rieche ich den Rauch von deiner Cigarre, und ich weiß, daß ich dich in langer Zeit nicht wiedersehen werde. Wir haben den Abend recht froh miteinander hingebracht; laß das der Abschied sein! Lebe wohl, mein guter, lieber Arthur! Wenn du diese Zeilen erhältst, bin ich vermuthlich nicht mehr hier; aber, wenn ich es noch wäre, komm' nicht! Ich kann das Abschiednehmen nicht aushalten. Wir können einander ja wiedersehen, wenn wir wollen; ich hoffe, es wird nicht gar zu lange währen, so wird uns auch die Vernunft erlauben, es zu wollen. Lebe wohl! ich täuschte dich zum erstenmale; ich hatte die Pferde halb sieben bestellt. Ich hoffe, es wird dir nicht zu wehe thun, daß ich dich täuschte: ich that es um meinetwillen; denn ich weiß, wie schwach ich in solchen Augenblicken bin, und wie sehr mich jede heftige Rührung angreift. Lebe wohl! Gott segne dich Deine Mutter J. Schopenhauer Schreibe mir doch ja nächsten Mittwoch."

Schon auf der Reise wurde sie von Truppenzügen beunruhigt In Halle erfuhr sie, daß sie auf dem Wege nach Jena und Weimar

---

*) Wir führen hier aus den uns vorliegenden Briefen mit Uebergehung der Liebesgeschichten Gregoires Aeußerung an: „Ich habe hier (in Paris) den Schopenhauer cadet gemacht, habe alles, Stücke und Schauspieler kritikirt (so!) und bin comme de raison in Streit mit einem jeden gewesen." Daß Arthur sich schon während der Reise der Mutter nach Weimar Sulzers „Theorie der schönen Künste" angeschafft hatte, sehen wir aus einem Briefe der Mutter, welche dieses billigte.

**) Vgl. Gwinner Schopenhauers Leben S. 53 f. (2. Aufl.).

weder Pferde noch Unterkommen finde, da alles von Soldaten in Anspruch genommen sei. Deshalb verweilte sie einen Tag, nahm dann Fuhrmannspferde, welche sie auf einem andern Wege, wo sie von den Truppen fast nichts zu sehen bekam, nach Weimar brachten. Am Abend des 28. traf die vierzigjährige feingebildete Frau an ihrem neuen Wohnsitze ein, wo sie im Gasthofe zum Elephanten abstieg. Ihre in der Jugend ungemein zierliche kleine Gestalt, war jetzt beleibt geworden und durch das Hervorstehen der linken Hüfte entstellt; aus ihren klaren blauen Augen, die sie mit dem hellbraunen Haare von der Mutter geerbt hatte, sprach herzliche Freundlichkeit, die auch ihre nicht schönen Gesichtszüge zeigten; ihr ganzes Wesen war höchst anmuthig und anziehend. „Hier ist alles gutes Muths", äußert sie am folgenden Morgen; „die Armee wird bald vorwärts gehen. Wie es dann wird, liegt freilich noch im Dunkel, aber es läßt sich alles gut an. Der Krieg aber ist unvermeidlich." Acht Tage später schreibt sie: „Das Schicksal spielt wunderlich mit mir, daß ich mich gerade in diesem stürmischen Zeitpunkte hierher versetzt finde, in ein Land, welches wahrscheinlich der Schauplatz eines blutigen Krieges wird. Doch da niemand vermuthen konnte, daß das geschehen würde, was jetzt geschieht, so ergebe ich mich in Geduld und mache mir auch keine Vorwürfe darüber; denn ich that, was ich für mich und die Meinigen für's Beste hielt. Persönlich riskire ich nichts; selbst wenn im schlimmsten Falle die Franzosen Herren dieses Landes würden, so würden freilich die Einwohner durch Kontributionen viel leiden, ich als Fremde aber habe nichts damit zu thun. Niemand hier macht Anstalt zum Fortgehen, und wo die andern bleiben, bleibe ich auch, es sei denn, daß, was nicht zu vermuthen ist, der Krieg sich so in die Nähe zöge, daß nahe bei der Stadt eine Schlacht gefochten würde; so etwas aber merkt man vorher, und mir bleibt dann noch immer die Flucht nach Berlin offen. Der Anblick alles dieses militärischen Wesens ist mir höchst interessant. Gestern zog die sächsische Armee unter dem Kommando des Prinzen Hohenlohe durch, ehegestern war der König, der Herzog von Braunschweig und das ganze Hauptquartier hier. So geht's alle Tage; alle Abende kommen neue Truppen, alle Morgen ziehen sie fort, machen neuankommenden

Platz. Alles dies macht den kleinen Ort sehr lebendig. Die schönen großen Soldaten in den glänzenden neuen Uniformen, die Offiziere, alle die Prinzen und Fürsten, denen man auf jedem Schritte begegnet, die Pferde, die Husaren, die kriegerische Musik, es ist ein so großes, gewaltiges Leben, daß es mich unwiderstehlich mit fortreißt. Nur wenn ich die unvermeidliche Folge des Krieges bedenke, und wie viele von diesen Menschen, die jetzt voll Lust und Leben hinziehen, bald todt oder verstümmelt da liegen werden, dann engt es mir das Herz ein. Die Soldaten, besonders die gemeinen, sind voll Enthusiasmus; sie wünschen nur, daß der Augenblick erst da wäre; er wird bald kommen. Alles zieht nach Erfurt; auch Napoleon rückt mit großer Macht an. Ich habe hier Freunde, die lebhaft an mir Theil nehmen. Ridel sorgt wie ein Bruder für mich; der gute Falk thut auch das Seine, und bringt mir gleich jede neue Nachricht zu, was ich sehr gern habe. Auch Bertuch nimmt sich redlich meiner an. Ich bin unter sehr gute Menschen gerathen." Sie hatte indessen zufällig die Bekanntschaft der Frau Johanne Sophie von Egloffstein, der Mutter des Hofmarschalls, einer sehr verständigen Frau, gemacht. Eine Empfehlung des Malers Tischbein hatte ihr eine zuvorkommende Aufnahme bei Fräulein von Göchhausen, der lustigen, freilich damals schon im fünfundfünfzigsten Jahre stehenden Hofdame der Herzogin Mutter, verschafft, welche sie dieser, Wieland und andern bedeutenden Leuten vorzustellen versprach. Goethe kam erst an demselben 6. Oktober von Jena nach Weimar zurück, wo er alles in großer Bestürzung fand. Auch diesen sollte sie sogleich kennen lernen. Indessen ließ sie durch ihre Dienerschaft, den Franzosen Duguet und dessen Frau Sophie, in ihrer Wohnung alles nach ihrem Geschmacke einrichten. Sie bezog diese bereits am 8., da der Aufenthalt im Gasthofe durch die vielen Fürsten und Generale sehr unbequem geworden war. Indessen mehrten sich die trüben Anzeichen, doch riethen die Freunde ihr zum Bleiben, wozu sie sich freilich genöthigt sah, da keine Pferde zu haben, nicht einmal zu kaufen waren. Am 11. vernahm man, daß Coburg und Saalfeld von den Franzosen eingenommen, der heldenmüthige Prinz Louis gefallen sei. Denselben Tag kamen der König und die Königin von Preußen, der Herzog von Braunschweig und

viele Generäle nach Weimar, die Erbprinzessin, Großfürstin Marie Paulowna, die sich nicht mehr sicher fühlte, reiste ab. Auch Frau Schopenhauer ließ zur Abreise packen und bemühte sich um Pferde, obgleich man ihr vorstellte, die Wege seien unsicher, und persönlich werde man ihr in Weimar nichts zu Leide thun. Da General von Kalckreuth, mit dem sie zu Hamburg in nahe Verbindung gekommen, gleichfalls in Weimar eintraf, bat sie ihn um eine Unterredung, aber leider konnte dieser seinen Besuch erst auf den folgenden Tag zusagen. „Den 12. besuchte mich erst Bertuch, der mich sehr beruhigte", berichtet sie selbst; „man glaubte bestimmt, die Franzosen zögen nach Leipzig; alles könne gut werden, wir wären nicht in Gefahr. Kurz darauf meldete man mir einen Unbekannten. Ich trat ins Vorzimmer und sah einen hübschen, ernsthaften Mann in schwarzem Kleide, der sich tief mit vielem Anstande bückte und mir sagte: ‚Erlauben Sie mir, Ihnen den Geheimerath Goethe vorzustellen.' Ich sah im Zimmer umher, wo der Goethe*) wäre; denn nach der steifen Beschreibung, die man mir von ihm gemacht hatte, konnte ich in diesem Mann ihn nicht erkennen. Meine Freude und meine Bestürzung waren gleich groß, und ich glaube, ich habe mich deshalb besser genommen, als wenn ich mich drauf vorbereitet hätte. Wie ich mich wieder besann, waren meine beiden Hände in den seinigen, und wir auf dem Wege nach meinem Wohnzimmer. Er sagte mir, er hätte schon gestern kommen wollen, beruhigte mich über die Zukunft und versprach wiederzukommen." Auch Kalckreuth, der am Abend kam, rieth ihr, bis zum Nothfall zu bleiben; wolle sie aber fort, so solle sie über Erfurt und Magdeburg gehen. Er ward durch seinen Adjutanten zum Könige berufen, weil man wieder eine starke Kanonade hörte. Obgleich es spät war, ließ sie sogleich durch ihren Freund Rath Karl Friedrich Anton Conta, der seit ein paar Tagen nach Weimar zurückgekehrt und in ihrem Hause wohnte, ihren Paß beim Herzoge von Braunschweig unterzeichnen. Dann kamen Ridel und Falk. Letztern, dem bei Ankunft der Franzosen das Schicksal Palms drohte, versprach sie mitzunehmen

*) Der Abdruck im „Jugendleben" II, 216 hat hier irrig „im Bildnisse" hinzugefügt.

er sollte sich auch einen Paß verschaffen, nach Pferden suchen und sich jede Stunde bereit halten. Beide hielten die Gefahr noch nicht für dringend. Man las das Manifest des Königs vom 9. aus dem Hauptquartier von Erfurt, das sie beruhigte. Den 13. besuchte sie mit Conta und ihrer Adele das von Ettersberge bis nach dem Parke sich erstreckende Lager. „Das Wetter war alle diese Tage himmlisch schön; das Leben und Treiben im Lager, der schöne Park, der Sonnenschein erheiterten mich. Beim Nachhausegehen sahen wir alle Offiziere vor des Königs Hause [es war das helldorfsche an der Esplanade] und den König am offenen Fenster; mit Mühe drängten wir uns durch. Zu Hause hörte ich, Kalckreuth wäre dort gewesen; er hatte Sophien gesagt, er würde um 2 Uhr abreisen, er würde mich nicht mehr sehen können; er bäte mich, ich möge ihm einige Zeilen zum Abschied schreiben. Das that ich; ich bat ihn, mir zu sagen, ob ich fliehen sollte, auch mir Pferde zu verschaffen." Es war 12 Uhr. Sie ging zu Fräulein Göchhausen, die sie mit der Herzogin Mutter auf der Treppe fand, wo sie dieser sogleich vorgestellt wurde. Die Herzogin nahm sie mit sich auf ihr Zimmer. „Hier kamen verschiedene Offiziere, alle mit beunruhigenden Nachrichten: man hörte wieder stark kanoniren; das Lager, von dem ich eben kam, wurde abgebrochen, alles machte sich marschfertig. Wie sie fort waren, mußte ich mich zur Herzogin setzen ich blieb eine gute halbe Stunde bei ihr; wir suchten auf der Karte den Weg, den Kalckreuth mir vorgeschlagen hatte; die Königin war eben nach der andern Seite hin aufgebrochen. Die Herzogin sagte mir sie ließe alles einpacken zur Reise, und rieth mir ein gleiches zu thun. Pferde konnte sie mir nicht geben, sie hatte kaum selbst welche; noch war sie nur reisefertig, nicht zur Reise entschlossen sie wollte mir wissen lassen, wann und wohin sie ging." Zu Hause fand sie Kalckreuths Antwort. Dieser gab keine Hoffnung auf Pferde; erst übermorgen würden Postpferde zu haben sein. Gegen 4 Uhr kam er selbst zu ihr, nachdem die Trommel seines Regiments schon zweimal gegangen war. „Er war sehr bewegt und zugleich voll der großen Ereignisse, die ihm bevorstanden. Er konnte mir nichts sagen. Unser Abschied war wirklich erschütternd. Da ging die Trommel zum drittenmal, und er riß sich los." Um den Abend

allein zu sein, schickte sie Adelen mit Sophien ins Theater, wo Himmels „Fanchon" gegeben wurde; denn Goethe hatte es mit aller Gewalt durchgesetzt, daß man trotz der furchtbaren Spannung auch an diesem Abende spielte. Es waren fast bloß Offiziere im Theater. Als sie um 7 Uhr wieder fahren und lärmen in den Straßen hörte, wurde es ihr im Zimmer zu enge; sie ließ sich durch ihren Diener zu Ridels Hause bringen, wohin sie nur durch große Umwege gelangte, da die Straßen von Bagagewagen besetzt waren. Bei Ridel sprach man sich gegenseitig Muth zu; allgemein glaubte man, die Franzosen ständen bei Leipzig. Am folgenden Morgen hörte Frau Schopenhauer erst um neun Uhr, daß man eine Schlacht in der Nähe vermuthe, nachdem diese schon drei Stunden gewährt hatte. Man brachte alle Werthsachen möglichst in Sicherheit. Frau Ludecus suchte die Schopenhauer zu ermuthigen; sie gaben sich die Hand darauf, alles zusammen zu tragen und den Muth nicht zu verlieren, was auch kommen möge. Die Herzogin Mutter ließ ihr jetzt sagen, sie reise nach Erfurt; leider aber hatte sie keine Pferde, um sich ihr anzuschließen. In banger Sorge harrte man der drohenden Entwicklung. Nachdem man einige Zeit durch Siegesnachrichten getäuscht worden, vernahm man die Kanonen immer näher und näher donnern; der Fußboden bebte, die Fenster klirrten. Bald hörte man keinen einzelnen Knall mehr, nur das Pfeifen, Zischen und Knallen der Kugeln und Haubitzen, die über das Haus hinwegflogen und in der Nähe einschlugen. Darauf erhob sich in den Straßen ein fürchterliches Musketenfeuer, man hörte das Trappeln der fliehenden Preußen. Bald sprengten französische Husaren in die Stadt. Fünf derselben kamen in das von ihr bewohnte Haus ins Quartier. Conta und besonders Sophie, die unter ihnen einen Landsmann fand, wußten sie zufrieden zu stellen. Auch die weitern Belästigungen hielten beide mit großer Umsicht und Geistesgegenwart von ihr ab, oder milderten sie möglichst. So verbrachte man denn jene Nacht, die so vielen Bewohnern Weimars, besonders der Vorstadt, verderblich werden, manchem alles, was er besaß, rauben sollte, in ziemlicher Ruhe. Freilich erneuerten sich die Schreckensszenen am andern Tage, aber sie gingen ohne Schaden vorüber. Nachdem sie vom Prinzen Murat (sie hatte sich selbst mit Adelen

in Begleitung eines Husaren durch die den fürchterlichsten Anblick darbietende Stadt zu ihm aufs Schloß gewagt) einen Paß erhalten, führte das Glück ihr einen Dragoneroffizier zu, der sich freundlich ihrer annahm, und als er nicht mehr bleiben konnte, sie einem höchst gebildeten commissaire des guerres des Generals Berthier, Namens Denier empfahl, dem sie ihr bestes Zimmer einräumte. Unter seinem wirksamen Schutze durfte sie sich beruhigter fühlen, obgleich es nicht an beständiger Aufregung fehlte. Nach Deniers Entfernung am 17. erhielt sie zwei andere Offiziere zum Schutze, die freilich viel roher waren. An demselben Abend ward sie ganz heiser; den andern Tag konnte sie gar nicht sprechen, sodaß sie zum Arzte ihre Zuflucht nehmen mußte. Erst am 19., einem Sonntage, zogen die Franzosen ab, nur ein kleines Corps blieb zum Schutze zurück. Denselben Tag ließ sich Goethe mit Christiane Vulpius, mit der er seit achtzehn Jahren verbunden gewesen war, kirchlich trauen. „Er hat gesagt“, berichtet Frau Schopenhauer, die es freilich nicht von ihm selbst gehört, „in Friedenszeiten könne man die Gesetze wohl vorbeigehen, in Zeiten wie die unsern müsse man sie ehren. Den Tag darauf schickte er Dr. Riemer, den Hofmeister seines Sohnes, zu mir, um zu hören, wie es mir ginge. Denselben Abend [zu Mittag hatte er mit dem Kommandanten Dentzel bei der regierenden Herzogin gespeist] ließ er sich bei mir melden und stellte mir seine Frau vor. Ich empfing sie, als ob ich nicht wüßte, wer sie vorher gewesen wäre. Ich denke, wenn Goethe ihr seinen Namen giebt, können wir ihr wohl eine Tasse Thee geben. Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiel folgten. Goethe blieb fast zwei Stunden, und war so gesprächig und freundlich, wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hat. Er hat sie noch zu niemand als zu mir in Person geführt. Als Fremden und Großstädterin traut er mir zu, daß ich die Frau so nehmen werde, als sie genommen werden muß; sie war in der That sehr verlegen, aber ich half ihr bald durch. In meiner Lage und bei dem Ansehen und der Liebe, die ich mir hier in kurzer Zeit erworben habe, kann ich ihr alles gesellschaftliche Leben sehr erleichtern. Goethe wünscht es und hat Vertrauen zu mir, und ich werde es gewiß verdienen.

Morgen (den 25.) will ich meine Gegenvisite machen.“ Nur zu wenigen, und zunächst wohl nur zu den Bekannten der Frau Schopenhauer, konnte er seine Gattin führen, da man ihm seltsamerweise dieses längst beabsichtigten und gebotenen Schrittes wegen grollte, wohl nicht so sehr der Sache wegen, als weil man der so lange bitter gehaßten Vulpius dieses Glück nicht gönnte.

Besondere Sorge machten nach dem Abzuge der Franzosen die Menge der Verwundeten in Lazarethen und Gasthöfen und selbst im Theater, und das entsetzliche Elend, welches sie auch aus Mangel erduldeten. Hier bewährte sich Frau Schopenhauer auf die schönste Weise. „Mein Landsmann Falk gab mir die Wege an“, schreibt sie, „und so habe ich mich einer Stube im Alexanderhofe [einem Gasthofe am Karlsplatze], in der an dreißig Verwundete, meistens Preußen, lagen, angenommen. Ich schickte ihnen altes Leinen zum Verbinden, Wein, Thee, der erst bei mir in einem großen Kessel gekocht wurde, Suppe, einige Bouteillen Madera, wovon jeder nur ein kleines Glas bekam, und doch über dieses Labsal in lauten Jubel ausbrach und mich segnete, Brot, und was ich konnte. Sophie und Duguet vertheilten es selbst; denn dem harten Inspektor konnte man nichts vertrauen. Es war im ganzen wenig und half doch viel, besonders da ich die Erste war; ich rettete die Armen von dem Unglück, an Gott und Menschen zu verzweifeln. Goethe und andere haben davon gehört und sind meinem Beispiel gefolgt.“

An den Abenden der Tage der Trübsal kamen ihre Bekannten an ihrem Theetische zusammen, wo nichts außer Thee und Butterbrot im strengsten Sinne des Wortes gegeben, auch kein Licht mehr als gewöhnlich angezündet wurde; besonders häufig erschienen Fernow und Goethes Freund, der Maler H. Meyer, Professor an der Zeichenschule, der Alles, außer seinen Schriften und seiner guten Laune, verloren hatte, zuweilen auch Goethe. Aus den Gesprächen des letztern theilt sie manches mit. So erzählte er, in seinem Hause sei überall gestreutes Pulver und gefüllte Patronen in jener Schreckensnacht gefunden worden; in einem Hause ihm gegenüber habe man wirklich Feuer angelegt, das noch zeitig gelöscht worden.*) Von Meyers

*) Auch Frau von Stein fand in allen ihren Stuben Pulver und Patronen. „Allerwegens war Feuer angelegt.“

Schwiegervater, dem Goethe gegenüber wohnenden Kanzler von Koppenfels, dessen öffentliche Kasse geplündert worden war, sagte er, daß er wie König Lear ausgesehen, nur daß Lear selbst, hier die Welt toll gewesen: er hatte ihn im leeren Zimmer unter seinen zerrissenen Papieren kalt und versteinert an der Erde sitzen sehen. Frau Schopenhauer, meinte er, sei durch die Feuertaufe zur Weimaranerin geworden; jetzt, da der Winter trüber als sonst heranrücke, müßten sie auch zusammenrücken, um einander die trüben Tage wechselseitig zu erleichtern.

Den 31. Oktober schreibt sie: „Jetzt ist hier Alles sicher und ruhig. Die Verwundeten sind weiter geschafft bis auf wenige, die nicht transportabel sind; die Todten sind alle begraben, für Krankheiten ist nichts mehr zu fürchten. Auch haben wir keine Theuerung; unser Markt ist wohl versehen und Alles beinahe wohlfeiler, als wie die preußische Armee hier stand. Das Land umher ist zwar verwüstet, aber doch nur in einem kleinen Bezirke, und wir bekommen unsere Zufuhr aus der Ferne . . . Man läßt die militärische Straße nicht mehr über Weimar, sondern über Buttstedt, 5 Stunden von hier, gehen; das ist ein großes Glück für uns. Die Herzogin-Mutter ist mit der Prinzessin Karoline gestern zurückgekehrt; alles hofft jetzt auf die Rückkehr des Herzogs und des Erbprinzen. Ich hoffe, der Winter soll ruhig vergehen, obgleich eben nicht sehr froh. In meinem Kreise darf ich doch auf manchen fröhlichen Abend hoffen. Ich habe jetzt ein Klavier, Conta singt recht hübsch und spielt die Guitarre, seine Schwester und eine junge Malerin, Mademoiselle Bardua, die viel zu mir kommt, auch.*) Da machen wir des Abends Musik.

*) Die Malerin Karoline Bardua, die zweite Tochter eines herzoglichen Kammerdieners in Ballenstedt, geboren am 11. November 1781, war im vorigen Jahre zu ihrer weitern Ausbildung nach Weimar gekommen, wo sie durch W. Körte, Fr. Aug. Wolfs Schwiegersohn, an Goethe empfohlen war. Als sie am 12. Mai 1807 Weimar verließ, um in Dresden Kügelgens Unterricht zu genießen, überreichte sie in der letzten Stunde Goethe ihr Stammbuch, der unwillig war, daß sie es ihm nicht früher gegeben, damit er auf ein passendes Wort hätte sinnen können. Er schrieb ihr die Verse:

Wie wir dich in unsrer Mitte
Ueben dein Talent gesehen,

Ich habe noch immer viel Besuch, der mir nichts kostet; ich darf keinen Luxus zeigen, um denen, die alles verloren, nicht wehe zu thun, und finde also das Leben trotz der schlechten Zeiten sehr wohlfeil." Sie selbst hatte gar keinen Schaden erlitten. „Fünfzig oder sechzig Bouteillen rothen Wein, mehr hat mir die Sache nicht gekostet, und dann, was ich seitdem, da der Wein hier sehr rar geworden ist, an meine Freunde und arme Verwundete gegeben habe." Besonders ihr Madera war eine Seltenheit, womit sie auch Kraus, den Direktor des Zeicheninstituts, stärken konnte, der nur wenige Wochen die von den Franzosen erlittene Mißhandlung überlebte. Auch mit Hemden ihres Gatten mußte sie Meyer und andere unterstützen. Trotz iher Güte glaubte sie doch von manchen, die viel mehr eingebüßt hatten, wie unter ihren nächsten Bekannten von Frau Ridel, die fast nichts behalten, mit Neid angesehen zu werden.

Alles schien äußerlich in das alte Geleise zurückkehren zu sollen. Ein Schreiben des Herzogs an seine Gemahlin, das auf Vorlegung an Napoleon berechnet war, die Rücksendung seines Kontingents nach Weimar und die Beantragung seiner Entlassung aus dem preußischen Dienste hatte den Kaiser milder gestimmt, doch noch immer verzögerte er die Entscheidung über den Bestand des Herzogthums. Weimar hatte auch noch jetzt seinen französischen Kommandanten. Falk, der früher von den Franzosen den Tod gefürchtet hatte, war trotz seiner schlechten Aussprache des Französischen als Dolmetscher beim neuen Kommandanten angestellt, der kein Deutsch verstand. Durch ihn ward der Kommandant bei Frau Schopenhauer eingeführt, die er nach der Sitte seines Landes häufig besuchte. Eine Garnison gab es fast nicht. Die Bürger mußten die Posten am Schlosse, beim Kommandanten und an den Thoren versehen, auch Nachtwache halten. Niemand war vom Dienste befreit. So sah die Schopenhauer ein-

Mögest du in gleichem Schritte
Immer, immer vorwärts gehen!

Drei Briefe Goethes an sie aus dem Jahre 1808 haben sich erhalten. Noch in den Jahren 1827 und 1829 besuchte sie ihn in Weimar. Vgl. Walter Schwarze „Jugendleben der Malerin Karoline Bardua" und (Kügelgen) „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" S. 166 ff.

mal Meyer und den jungen Bertuch*) vor der Hauptwache als Schildwache stehen, wo sie im Scherze recht ordentlich vor ihr das Gewehr präsentirten. „Des Abends wird mir oft eine gute Nacht von meinen guten Freunden zugerufen, die in Wind und Regen für meine Sicherheit wachen", schreibt sie am 7. November. „Alle thun es gerne; die Noth vereint alle und weckt schlummernde Kräfte, da, wo man ihr Dasein nicht ahnte .... Den Morgen und Nachmittag bringe ich zu, wie ich will. Ich habe wieder einen Klaviermeister [Werner] für mich und Adelen genommen, den ersten in der Stadt, der auch den Prinzen Unterricht gibt. Meine Malerei werde ich nächstens auch wieder hervorholen. Um 2 Uhr esse ich mit Adelen; gegen 6 Uhr trinke ich Thee. Dann kommt mein Besuch, unerwartet, unerbeten; aber allein bin ich bis jetzt noch nicht einen Abend gewesen. Es kommen Professor Meyer, Fernow, Falk, Goethe, Ridels, Bertuchs Familie, Mademoiselle Bardua, ein Wunder von Talent: sie wird in kurzem die erste Malerin in Deutschland sein; dazu spielt sie das Klavier und singt in großer Vollkommenheit. Conta und seine Schwester singen auch sehr hübsch. Wieland ist noch nicht gekommen, weil er krank ist, aber Hofrath Weyland,**) ein höchst interessanter Mann, und seine Frau. Der jüngere Bertuch, den du auch in Paris [im Jahre 1804] sahst, singt und spielt recht hübsch. Alle diese und noch einige andere minder Merkwürdige kommen bald alle, bald einer oder zwei. Meine Madame Ludecus, die eine der liebenswürdigsten ältern Frauen ist, und ihre Pflegetochter Mademoiselle Conta bitte ich auch immer dazu. Wir trinken Thee, sprechen, erzählen, lachen, klagen einander unser Leid, wie es kommt; wer Lust hat, singt und spielt im Nebenzimmer; um halb neun geht jeder zu Hause. Glock neune esse ich, um eilfe gehe ich zu Bette. Ich gehe fast nicht aus dem Hause. Jetzt ist mein Haus

*) Landkammerrath Karl Bertuch, der von einer längern Reise nach Wien, die er in Briefen beschrieb, vor kurzem zurückgekehrt war und seinen Vater in seinen Unternehmungen unterstützte.

**) Philipp Christian Weyland, 1765 zu Buchsweiler geboren, der jüngere Bruder von Goethes straßburger Freunde, ein Verwandter Friederikens. 1790 war er als Geheimsekretär nach Weimar gekommen, wo er später vorsitzender Rath, 1806 Vicepräsident des Landschaftskollegiums geworden.

noch das einzige, in welchem es so hoch hergeht; die andern haben alle mehr oder weniger verloren. Hernach wird es freilich nicht mehr so sein; aber dann wird das Theater wieder geöffnet, ich werde mehr ausgehen. Künftige Woche werde ich in verschiedenen Häusern, auch wieder bei der Herzogin Mutter, vorgestellt werden, dann werde ich weiter sehen, wie ich es mache. Auf jeden Fall bin ich hier am rechten Orte, wenn nicht gewaltsame Veränderungen die Menschen auseinander stäuben, die jetzt hier ein so harmonisches Ganzes bilden. Das alles liegt hinter dem düstern Schleier der Zukunft, uns beschäftigt nur noch die Gegenwart. Kommt Zeit, kommt Rath. Allmählich sprechen wir mit Ruhe von der Vergangenheit. Die Blessirten sind bis auf neunundvierzig, die in wenigen Tagen sterben müssen, und ein paar hundert minder Gefährliche, die in Privathäusern einzeln verpflegt werden, fortgeschafft. Seitdem athmen wir freier. Der Anblick jenes Elends, da Tausende hier lagen und fast ohne Hülfe verschmachteten, war herzzerreißend. Einquartierungen sind jetzt sehr selten. Wir haben genug geklagt, allmählich kommen komische Anekdoten aus jener trüben Zeit an den Tag, die durch den seltsamen Kontrast den Ernsthaftesten zum Lachen bringen. Meyer hat darin eine eigene Form; sein sonderbares Ansehen und seine Schweizerische Sprache [er war aus Stäfa am Züricherſee] machen den Eindruck unwiderstehlich, wenn er erzählt. Er selbst ist bis auf's Hemde geplündert worden, aber das schadet seinem Humor nicht."

Am 9. November ward Kraus begraben. „Du mußt dich noch auf den freundlichen alten Mann besinnen, der, wie wir zusammen [1804] in Weimar waren, mit uns ging", schreibt Frau Schopenhauer ihrem Sohne. „Er war Mitherausgeber des Modejournals, seit dreißig Jahren Bertuchs innigster Freund, ein alter Junggesell, aber der Freund und Trost aller jungen Mädchen, der ihnen Bälle und kleine Lustbarkeiten veranstaltete, der durch seine kindliche Heiterkeit jeden Zirkel belebte, liebenswürdig, freundlich, rein wie ein Kind, ohne kindisch zu sein, voll Liebe für die Kunst. Ohne sich zum Ideale zu erheben, gab er ihr die Anmuth, die in seinem ganzen Wesen lag. Er war Direktor der Zeichenakademie, die seine größte Freude war, besonders die zwei Tage, wo alle Mädchen aus Weimar

hinkamen. Er war der Freund und Vertraute einer jeden. Diesen liebenswürdigen, dreiundsiebenzigjährigen Greis*) haben die Barbaren förmlich gemißhandelt. Sein Zimmer hatte er ganz allerliebst eingerichtet, und freute sich, wenn recht viele Frauen da waren, die seine Ordnung bewunderten. Dieses sein Spielwerk ward vor seinen Augen zerstört. Er hielt die Nacht durch aus, dann floh er, geängstigt, mißhandelt, zur Herzogin, wo er zwei Tage blieb, bis Bertuchs ihn zu sich holten. Wie er wieder unter Freunden war, war er wieder froh und dachte nicht mehr der vergangenen Schrecken, aber seine Kraft war erschöpft. Er meinte, er würde besser, aber er wurde immer schwächer und schwächer, bis er sanft unter frohen Phantasien aus seiner Jugendzeit entschlief, ohne die Nähe oder die Möglichkeit des Todes zu ahnen. Sonntag Nachmittag wurde er dicht bei Lucas Cranach [und dem Hofmaler Löber] begraben. Junge Künstler trugen ihn. Goethe, Fernow, Meyer und viele folgten, auch alle Mädchen aus der Zeichenakademie. Conta's Schwester, die bei uns lebt, legte einen grünen Kranz auf seinen Sarg, wie er eingesenkt ward. Es soll unaussprechlich rührend gewesen sein. Ich ging nicht mit, weil ich gern alle zu lebhaften Eindrücke dieser Art meide. Den Abend kam Bertuch zu mir. Wie er die Conta in ihrem schwarzen Kleide sah, fing er wieder unaufhaltsam zu weinen an. Es kamen noch verschiedene dazu. Kraus war das einzige Gespräch und alle wußten so viel Gutes von ihm." Bertuch, in dessen Hause er gestorben war, ließ ihm ein Denkmal setzen und widmete ihm einen Nachruf im „Journal des Luxus und der Moden", der den Jahrgang 1807 eröffnete.

In demselben Briefe schreibt sie: „Da das Unglück einmal so glücklich überstanden ist, so thut es mir freilich nicht leid, es erlebt zu haben; an Erfahrung und Menschenkenntniß habe ich unendlich gewonnen, lieber Arthur. Je mehr Unglück ich in der Welt erlebe, je besser bin ich mit den Menschen zufrieden; sie sind wahrlich so böse nicht. Jetzt, da Anekdoten mancherlei Art zum Vorschein kommen, finden sich Züge von Edelmuth, Fassung, Herzensgüte, die mich bis tief ins Herz rühren, freilich auch Schlechtigkeit, Egois-

*) Er war am 26. Juli 1733 zu Frankfurt am Main geboren.

mus, Kleinheit des Gemüths, aber der Drang der Zeit entschuldigt diese und setzt jene in ein um so helleres Licht. Ich lebe jetzt ganz nach meines Herzens Wunsch, still, ruhig, geliebt von vortrefflichen Menschen, und in einem zwar kleinen, aber höchst interessanten Kreise. Ich bin immer zu Hause, aber Künste und Wissenschaft theilen sich in meine Zeit. Die Musik treibe ich mit Macht. Alles dies ist hier sehr wohlfeil. Ich gebe dem ersten Meister täglich 6 Gr., und er läßt Grund in der Lehrmethode hinter sich. Dann kommt Fernow zu mir und lehrt mich Italienisch; er thut es ohne alles Interesse und bloß aus Freundschaft für mich. Er ist höchst interessant, und dabei so gut, daß ich mit ihm wie mit dem gewöhnlichsten Menschen umgehen kann, und doch ist er einer unserer ersten Köpfe. Lies doch „Carstens Leben" von Fernow, und seine „Römischen Studien", die er mir letztens gebracht hat; es wird dich freuen. Die Malerei fange ich nächste Woche wieder an, und Professor Meyer wird mir auch als Freund mit Rath und That beistehen. . . . Ich werde jetzt in Oel in Lebensgröße mit Adelen gemalt. Die Bardua ließ mich nicht eher in Ruhe, bis ich ihr zu sitzen versprach. Es ist ungeheuer, was diese Künstlerin in Zeit von einem Jahre für Fortschritte unter Meyers Leitung gemacht hat. Sie will das Bild zur nächsten Ausstellung haben."

Den 10. aß Frau Schopenhauer mit ihrer Adele bei Goethe zu Mittag. „Die Gesellschaft war klein," berichtet sie ihrem Arthur, „ich, Bertuchs, Meyer, Knebel mit seiner Frau aus Jena*), ein höchst interessanter Mann, der auch als Dichter bekannt ist, und einige Fremde. Ich kann Goethen nicht genug sehen; Alles an ihm weicht so vom Gewöhnlichen ab, und doch ist er unendlich liebenswürdig. Diesmal habe ich ihn einmal böse gesehen. Sein Sohn, eine Art Tapps, der aber im Aeußern viel vom Vater hat, zerbrach mit großem Geräusch ein Glas; Goethe erzählte eben etwas und erschrak über den Lärm so, daß er aufschrie. Aergerlich darüber sah er den August nur einmal an, aber so, daß ich mich wunderte, daß er nicht untern Tisch fiel. Ein ausdrucksvolleres,

*) Sie wollten Knebels Schwester, die Prinzessin Karoline, die Herzogin Mutter und Goethe nach den schrecklichen Tagen begrüßen. Knebels Frau war bis 1797 Kammersängerin bei der Herzogin Mutter gewesen.

mobileres Gesicht habe ich nie gesehen. Wenn er erzählt, ist er immer die Person, von der er spricht. Der Ton seiner Stimme ist Musik. Jetzt ist er alt, aber er muß schön wie ein Apoll gewesen sein. Den Abend kamen Bertuchs, Knebels, Fernow und Meyer zu mir. Es ward viel musizirt. Frau von Knebel singt himmlisch; die Bardua und Conta (sonst Mühls [eines jungen Danzigers] Hofmeister) halfen mit, und es ging recht gut."

Am Morgen des 11. besuchte Frau Schopenhauer die Herzogin Mutter, welche sie zu sich hatte bitten lassen. Sie fand sie mit Fräulein Göchhausen ganz allein. „Man vergißt gleich die Fürstin bei ihr", schreibt sie. „Ich blieb zwei Stunden bei ihr, und sie hätte mich gern noch länger behalten, wie es schien." Am Abend kamen Goethe, Fernow, Meyer und Ridel. Fernow brachte den eben fünfunddreißigjährigen Dr. Johann Stephan Schütze mit, der sich seit 1804 in Weimar aufhielt, wo er sich Wielands Gunst erwarb. Er hatte sich durch seine 1802 erschienene „Theorie des Reimes" bekannt gemacht und lebte jetzt besonders der Dichtkunst. Sein Lustspiel „Der Dichter und sein Vaterland" war eben gedruckt. Goethes Bekanntschaft hatte er noch nicht gemacht, obgleich er mit dessen Hauslehrer Dr. Riemer bekannt war. Um ihm vorgestellt zu werden, ließ er sich einführen. „Fünf Personen saßen denn also um die Schopenhauer her, die in stiller Geschäftigkeit hinter der Theemaschine ihr Amt als Wirthin verwaltete, während ganz gemächlich wissenschaftliche Gespräche geführt wurden." So erzählt Schütze. Diesen beschlich, wie er sagt, ein ängstliches Gefühl, wenn er auf die Wirthin blickte, die man so wenig ins Gespräch zog, das sich auf Italien, die italienische Sprache und ihre Mundarten bezog, in denen der vor vier Jahren aus Rom gekommene Fernow außerordentlich bewandert war. Da die Rede auf Goethes in Italien vollendeten „Egmont" kam, äußerte Schütze, Klärchens Lichterscheinung gebe dem Stücke erst seine höhere Bedeutung, da es des Helden Verdienst um die ganze Nation in ihren Folgen ausspreche. Damit hatte er dem Dichter aus dem Herzen geredet und dessen Gunst gewonnen. Frau Schopenhauer berichtet: „Goethe war in einem seltenen Humor; eine Anekdote jagte die andere; es war ganz prächtig. Wir haben einigemale so gelacht, daß die Leute auf der

Straße still gestanden wären, wenn es dergleichen hier gäbe." Schütze bezeichnet diesen Abend als den ersten ganz kleinen Anfang der Abendgesellschaften bei Frau Schopenhauer, was nur insofern richtig ist, als damals wahrscheinlich die Sonntage und Donnerstage als Gesellschaftsabende und der Anfang derselben auf die nächste Woche festgesetzt wurde. Diese Abende hatte man gewählt, weil an denselben nicht im Theater gespielt wurde, dessen Eröffnung man in nicht zu langer Zeit erwartete. Die Sonntage wurden genommen, obgleich diese Hoftage waren; hielt sich ja Goethe jetzt möglichst vom Hofe fern. „Die leichte Art, mit der ich die vorzüglichsten Menschen für mich interessirt habe, ist mir selbst ein Wunder", schreibt die Schopenhauer am 14. „Ich habe noch keine Visite gemacht; alles ist so ganz von selbst gekommen. Alle Sonntage und Donnerstage von fünf bis gegen neun werden sich meine Freunde bei mir versammeln; was an interessanten Fremden herkommt, wird mitgebracht. Ich habe Goethe den Plan gesagt; er billigt ihn und will ihn unterstützen. Ich gebe Thee, nichts weiter; das übrige Vergnügen muß von der Gesellschaft selbst entstehen. Wärst du doch hier, lieber Arthur! welchen Werth könnte gerade dieser Zirkel für dich haben! Goethe, Meyer, Fernow, Schütze, Madame Ludecus, Conta und die Schwester, Bertuchs, Falks, Ridels, Weylands sind fürs erste eingeladen; die übrigen werden sich von selbst finden. Kosten macht das Ganze gar nicht, und unendlich viel Freude. Es fehlt hier an einem Vereinigungspunkte, und sie sind alle froh, ihn bei mir zu finden. Das Theater ist noch verwaist; niemand will gleich subskribiren, aber auch das wird sich finden." Sorgen machte ihr die drohende Besatzung Hamburgs durch die Franzosen und die traurige Lage ihrer von diesen belagerten Vaterstadt Danzig. „Lieber Arthur, verliere nur den Muth nicht", schreibt sie diesem. „Auch deine Zeit wird kommen, wo es dir nach Wunsch gehen wird. Wenn man seine Wünsche zu beschränken weiß, so kann man sicher auf Glück hoffen. Das erfahre ich jetzt; denn was ists eigentlich, was mich jetzt froh macht? Wie klein würde das alles in den Augen der großen Welt oder der eleganten Hamburger erscheinen?"

Nach Schütze müßte der erste Gesellschaftsabend Sonntag den

16. oder wenn man die Woche mit dem Montage beginnen ließ, Donnerstag den 20. gewesen sein. Dieser berichtet, zur nächsten Versammlung seien mehrere Familien, so die von Bertuch, Weyland und der Hofräthin Ludecus (diese nebst ihrer Pflegetochter) eingeladen gewesen, und jeden Donnerstag (sonderbar gedenkt er nicht der Sonntage) habe sich der Kreis erweitert. Goethe fehlte sehr selten. Bestimmt wissen wir, daß er am 23. und 27. zugegen war. Diese Regelmäßigkeit bei seinen Besuchen war in Weimar unerhört. Er kam mit einem Handlaternchen, wie wenn er zu Jena Voß besuchte. Gewöhnlich sprach er zuerst bei der Dienerin Sophie vor, die in Weimar wegen ihrer außerordentlichen Gewandtheit und Pünktlichkeit berühmt war. „Der Zirkel, der sich Sonntags und Donnerstags um mich versammelt“, äußert die Schopenhauer am 28., „hat wohl in Deutschland und nirgends seines Gleichen; könnte ich dich doch nur einmal herzaubern! Goethe fühlt sich recht wohl bei mir und kommt recht oft. Ich habe einen eigenen Tisch mit Zeichenmaterialien für ihn in eine Ecke gestellt. Diese Idee hat mir sein Freund Meyer angegeben.*) Wenn er dann Lust hat, so setzt er sich hin und tuscht aus dem Kopfe kleine Landschaften, leicht hingeworfen, nur skizzirt, aber lebend und wahr, wie er selbst und alles, was er macht. Welch ein Wesen ist dieser Goethe! wie groß und wie gut! Da ich nie weiß, ob er kommt, so erschrecke ich jedesmal, wenn er ins Zimmer tritt; es ist, als ob er eine höhere Natur als alle übrigen wäre; denn ich sehe deutlich, daß er denselben Eindruck auf alle übrigen macht, die ihn doch weit länger kennen und ihm zum Theil auch weit näher stehen als ich. Er selbst ist immer ein wenig stumm und auf eine Art verlegen,

*) Wenn Goethe in Jena Abends zur Theestunde bei Frommann erschien, fand er immer seine angefangene Zeichnung in seiner Nähe und alles Nöthige, wie F. J. Frommann berichtet, mit der Bemerkung, er habe um diese Zeit (1806) gern beim Reden gezeichnet. Auch bei der Herzogin-Mutter pflegte Goethe Abends zu zeichnen, zuweilen auch bei Knebel in Jena. Gegen Holtei bemerkte die Schopenhauer im Jahre 1832, Goethe habe an ihrem Theetisch Abends zuweilen drei bis vier Zeichnungen gemacht, die er habe zerreißen wollen, aber sie habe behauptet, er besitze kein Recht darauf, weil sie auf ihrem eigenen Papier, mit ihrer eigenen Tusche gezeichnet seien, und so habe sie diese erhalten.

wenn er kommt, bis er die Gesellschaft recht angesehen hat, um zu wissen, wer da ist. Er setzt sich dann immer dicht neben mich, etwas zurück, sodaß er sich auf die Lehne von meinem Stuhle stützen kann*); ich fange dann zuerst ein Gespräch mit ihm an, dann wird er lebendig und unbeschreiblich liebenswürdig. Er ist das vollkommenste Wesen, das ich kenne, auch im Aeußern; eine hohe, schöne Gestalt, die sich sehr gerade hält, sehr sorgfältig gekleidet, immer schwarz oder ganz dunkelblau, die Haare recht geschmackvoll frisirt und gepudert, wie es seinem Alter ziemt, und ein gar prächtiges Gesicht mit zwei klaren braunen Augen, die mild und durchdringend zugleich sind. Wenn er spricht, verschönert er sich unglaublich; ich kann ihn dann nicht genug ansehen. Er spricht von allem mit, erzählt immer zwischendurch kleine Anekdoten, drückt niemand durch seine Größe. Er ist anspruchslos wie ein Kind; es ist unmöglich, nicht Zutrauen zu ihm zu fassen, wenn er mit einem spricht, und doch imponirt er allen, ohne es zu wollen. Letztens trug ich ihm seine Tasse zu, wie das in Hamburg gebräuchlich ist, daß sie nicht kalt würde, und er küßte mir die Hand: in meinem Leben habe ich mich nicht so beschämt gefühlt; auch alle, die in der Nähe waren, sahen es mit einer Art Erstaunen. Es ist wahr, er sieht so königlich aus, daß bei ihm die gemeinste Höflichkeit wie Herablassung erscheint, und er selbst scheint das gar nicht zu wissen, sondern geht so hin in seiner stillen Herrlichkeit wie die Sonne. Dann ist immer Meyer und Fernow da, beide auch gar interessant, jeder anders. Dann kommen die Bertuchs, Dr. Schütze, ein sehr mittelmäßiger Dichter, aber sonst sehr gescheid,

*) Schütze berichtet: „Wenn Goethe eintrat, schritt er, ohne rechts oder links zu schauen, mit steifer Haltung durch alle Personen hindurch geradesweges auf die Wirthin zu, machte ihr sein ernstes Kompliment, und verneigte sich dann mit einer sanften Verbeugung gegen die übrigen im Kreise herum.“ Er möchte dies von der strengen Sitte der alten Zeit herschreiben. Dieses „Förmliche und Feierliche“ hatte Goethe sich angewöhnt, als man in Weimar wegen seiner Verbindung mit Christiane Vulpius gegen ihn äußerst verstimmt war; damals begann er im Aeußern den Hofmann zu zeigen. Vgl. mein Leben Goethes S. 434 f. 2. Aufl. Freilich traten darin auch die Gewöhnung seiner Jugend und eine vom Vater ererbte Seite seiner Natur in Folge der höhern Jahre schärfer hervor.

Dr. Riemer, der bei Goethe im Hause ist, auch ein sehr gebildeter guter Kopf. Das sind die Hauptpersonen, meine gute Ludecus nicht zu vergessen, die unter dem Namen Amalie Berg manchen recht hübschen Roman geschrieben hat*), und noch verschiedene Nebenpersonen, die anderswo Hauptpersonen wären. Um halb sechs versammeln sie sich. Wir trinken Thee, plaudern; neue Journale, Zeichnungen, Musikalien werden herbeigeschafft, besehen, belacht, gerühmt, wie es kommt. Alle, die was Neues haben, bringen es mit; die Bardua zeichnet irgend einen als Karikatur, Goethe sitzt an seinem Tischchen, zeichnet und spricht. Die junge Welt musizirt im Nebenzimmer; wer nicht Lust hat, hört nicht hin. So wird's neune und alles geht auseinander und nimmt sich vor, nächstens wiederzukommen." Schütze berichtet vom Abend des 27., Goethe habe die Frage vorgelegt, welchen Sinn der Nebentitel von Zacharias Werners Luther, „die Weihe der Kraft" haben möchte. Das noch nicht im Druck erschienene Stück hatte großes Aufsehen auf der berliner Bühne erregt. „Jeder sollte seine Meinung sagen, ob eine geweihte Kraft oder eine Weihung der Kraft oder eine Weihung durch die Kraft oder was sonst darunter zu verstehen sei. Seine Absicht ging indeß weniger dahin, jene Worte erklärt zu wissen, als darüber zu scherzen."

Bei einem Besuche, den die Schopenhauer der Frau von Egloffstein zu machen hatte, traf sie mit Wieland zusammen. Da der Alte es vernommen, hatte er sich dort eingestellt. „Er ist lebhaft genug für sein Alter", schreibt sie am 28. „Er bat auch zu mir kommen zu dürfen. Bei schlechtem Wetter geht er nicht aus; daher ist er noch nicht gekommen. Da er ohne Spiel nicht leben kann, so wird er bei mir seine Rechnung nicht finden; denn in meinem Zirkel spielt niemand. Auch weicht er Goethen sehr an Interesse. Er trägt ein schwarzes Käppchen, wie ein Abbé; das giebt ihm bei seinem weißen Haare etwas Würdiges. Er hat eine französische Physiognomie, und kann nie gut ausgesehen haben; jetzt ist er, besonders ohne Brille, ziemlich häßlich. Er war gar freund-

---

*) Außer dem S. 117 erwähnten Roman hatte sie 1806 „Sophie Normann" und ein Trauerspiel „Johanna Gray" erscheinen lassen.

lich und aufmerksam gegen mich und schien viel von mir gehört zu haben."

Riemers Bericht über den „thé littéraire" der Schopenhauer in einem Briefe an Frommann vom 29. ist sehr anschaulich. „Die unterste Etage, bestehend aus drei kleinen Zimmern en suite ist äußerst nett und geschmackvoll möblirt. Warme Teppiche bedecken den Fußboden, seidene Vorhänge zieren die Fenster, große Spiegel den Fensterraum und schöne Mahagonimeubel das Ganze. ... Gewöhnlich sind schöne und modische Zimmermeublements hier nicht.... Das mittelste Zimmer ist das Entreezimmer, das eine rechts das Theezimmer, das andere links neben dem mittlern, um sich zu ergehen. Sie treten ein und finden eine Versammlung von Männern zunächst, und dann um den Theetisch die Damen. Goethe, Meyer, Fernow, Schütze, Weyland*), Conta sind die gewöhnlichen Besucher. Damen sind die Hofräthin Ludecus, Dr. Herder [die Wittwe des Hofmedicus], Mlle Conta, Bardua &c. Man nimmt Thee, auch Zwieback und Butterbrot, man schwatzt von novis, politischen und literarischen; man spielt Klavier und singt. Um 6 geht man hin, um oder nach 8 schleicht man sich wieder fort. Die Dame ist reichgebildet (malt artig en miniature) und artig. Sie sucht nichts gerade darin; sie will nur unterhalten sein, und daran thut sie recht. Mir ist es sehr lieb, daß ich doch jetzt bei dem Mangel an Theater diese Ausflucht des Abends wöchentlich zweimal haben kann."

Am 28. traf Frau Schopenhauer in der Abendgesellschaft bei der Kammerherrin von Fritsch, der früher als Hofdame der Herzogin Mutter so sehr gefeierten Henriette von Wolfskeel-Reichenberg, der Goethe vor drei Jahren zu ihrer Vermählung ein so hübsches Gedicht („Magisches Netz") gewidmet hatte, statt Wieland, den sie dort erwartet hatte, zur höchsten Freude ihren Goethe, der sich auch hier liebenswürdig zeigte, aber nicht wie bei ihr. Am 3. Dezember brachte er ihr ein schön aus Papier ausgeschnittenes Bouquet des hamburgischen Malers Philipp Otto Runge, von dessen Arbeiten

*) So muß es statt „Wieland" im Abdrucke („Das Frommannsche Haus" S. 90) heißen.

er ihr mit großem Beifall gesprochen hatte.*) Sie war dadurch veranlaßt worden, in gleicher Weise einen von einer Fuchsia umschlungenen blühenden Kastanienzweig auszuschneiden, den sie an jenem Abende auf Goethes Zeichentischchen gelegt hatte. „Nun hättest du ihn und seine Freude über meine Kunst sehen sollen, wie er es gewahr wurde!“ schreibt sie ihrem Sohne. „Gegen Runges Bouquet mußte ich freilich zurückstehen, aber meines war in der Art ein erster Versuch; denn die Blumen sind in Lebensgröße. Nun kamen verschiedene, die meine Arbeit für Runges Arbeit hielten, welche sie früher gesehen hatten; und Goethe rief dann ganz triumphirend, wenn sie lange bewundert hatten: ‚Nein, die Frau, die kleine Frau hat das gemacht! Solche Streiche macht sie! Sehen Sie einmal, sehen Sie einmal recht, wie hübsch das ist!‘ Er freute sich darüber wie ein Kind zum Weihnachten. Den Abend ward nicht gelesen, aber viel Musik gemacht. Die übrigen gingen ans Klavier im Nebenzimmer, ich blieb allein bei Goethen an seinem Zeichentische; denn ich kann ihn nicht genug sehen und hören. Nun erzählte er mir von einem Ofenschirm, den ich so machen müßte, machte mir mit ein paar Strichen eine Zeichnung dazu und will mir auch beim Aufkleben helfen. Wer kann sich Goethen so denken? Hernach versammelten sich Meyer, Fernow und Schütze um uns, wir machten einen kleinen Kreis; die Bardua kam dazu, mit welcher immer heillos umgegangen wird, und der Abend verging unter Scherz und Lachen.“

Um diese Zeit lernte sie beim Geheimerath von Schardt, dem ältern Bruder der Frau von Stein, die Frau Geheimerath von Wolzogen, die Dichterin der „Agnes von Lilien“, und deren Schwester, Frau von Schiller, kennen; beide fand sie sehr gebildet und in-

*) Schon im Frühlinge hatten ihn Runges mystische Zeichnungen lebhaft angezogen, über die er sich an den Mittwochmorgen gegen die sich bei ihm versammelnden fürstlichen Damen und Frau von Stein aussprach. Knebels Schwester schrieb am 21. Mai 1806, die ganz allerliebsten Gedanken dieser Zeichnungen ließen sich von Goethe selbst am besten hören. Seit dieser Zeit war er mit Runge in ununterbrochener Verbindung geblieben, wovon denn jetzt Frau Schopenhauer, wie früher seine Mittwochsgesellschaft, ihren Antheil erhielt.

teressant. Mit Frau von Schiller trat sie bald in nähere, freilich nicht vertrauliche Beziehung. Auch die so feingebildete Frau von Schardt, die längere Zeit in Hamburg gelebt hatte, hielt sich zurück. Der Kreis der Bekannten der Schopenhauer erweiterte sich immer mehr. Adelige und Bürgerliche begegneten ihr sehr zuvorkommend und freuten sich, die viel besprochene Fremde, die so bald einen höchst bedeutenden Kreis um sich gebildet hatte, persönlich kennen zu lernen. Ueber die traurigen politischen Verhältnisse hatte sie sich gefaßt, worauf Goethe wohl nicht ohne Einfluß gewesen. Der eisernen Nothwendigkeit sich zu fügen und an der angewiesenen Stelle das Seinige zu thun, schien ihr Pflicht zu sein. „Ich begreife es nicht", schrieb sie, „wie man sich noch dem Unbesiegbaren entgegenstellen mag; er geht seinen Gang und was ihm in den Weg kommt, wird getreten." Von ihren Gesellschaften war jedes politische Wort ausgeschlossen.

Am Abend des 7. Dezember hatte sie einen Besuch des Oberhofmeisters der Herzogin Mutter, Freiherrn von Einsiedel, der sich ihr selbst vorstellte, weil es ihm zu umständlich war, fremde Vermittlung in Anspruch zu nehmen. „Denke dir eine lange Figur in völligem Hofkostüm", schreibt sie ihrem Sohne, „mit Haarbeutel, Degen, Chapeaubas in tiefer Trauer um den Herzog von Braunschweig; denn er ist Oberhofmeister der verwittweten Herzogin [der Schwester des an seinen Wänden Gestorbenen]. Ich wußte gar nicht, was ich daraus machen sollte. Zum Glück war schon meine alte Ludecus bei mir, die ihn kannte und mir vorstellte. Da freute ich mich denn wirklich über diese Bekanntschaft; er ist als Dichter wohl auch dir bekannt und hat noch kürzlich den Terenz übersetzt, und zwar meisterhaft, wie ich höre. Er blieb nur bis um sechs, weil er die Herzogin nach Hofe begleiten muß, versprach aber recht bald wiederzukommen." Gleich darauf stellte sich Goethe ein, aber schon um sieben Uhr wurde er zu seinem höchsten Verdrusse abgerufen. „Die Frau des Marschall Lannes kommt hier durch und sollte bei ihm logiren. Weil sie schon viele Tage erwartet wurde und nicht kam, so meinte er, sie käme gar nicht, aß richtig zu Mittag eine kalte Gänseleberpastete, die für die Dame bereitet war, und kam den Abend zu mir. Nun kam die Dame, und die Pastete war

verzehrt, und er war bei mir und mußte fort." Die übrigen unterhielten sich diesen Abend über die ausgestellten Bilder der Bardua, unter denen die Porträte von Wieland, der Schopenhauer und ihrer Adele; das der Mutter fand man sehr ähnlich, dagegen war ihre freilich nichts weniger als schöne Tochter gar nicht getroffen. Man setzte der lustigen Malerin, deren aufkeimendes Talent sehr viel versprach, tapfer zu. Später las Meyer über geschnittene Steine, von denen er Abgüsse vorzeigte. Mit Falk stand die Schopenhauer damals in einem lustigen Kriege. Dieser schrieb ihr ganz unerwartet von Naumburg aus, wohin er als Dolmetscher des dortigen Kommandanten gegangen, er habe ihr zwei hübsche Pferde wohlfeil gekauft, und als sie von einem solchen Kaufe nichts wissen wollte, nahm er es ihr übel und schickte ihr einen witzelnden Brief.

Vierzehn Tage später berichtet Frau Schopenhauer: „Vorige Woche brachte ich einen sehr angenehmen Abend bei der Herzogin [Mutter] zu. Es war niemand dort als ich, die Hofdamen [von Göchhausen und von Stein], Goethe, Wieland und Einsiedel. Goethe zeichnete, wie immer. Ich finde ihn aber nirgends heiterer und liebenswürdiger als bei mir. Auch mit Frau von Schiller [von der sie am 8. besucht worden war] bin ich näher bekannt geworden; sie ist sehr gebildet, wie du leicht denken kannst; ihr Umgang ist mir sehr interessant. Wir sprechen fast immer von Schillern, und sie erzählt mir tausend kleine Züge von ihm, die es machen, daß ich immer mehr bedaure, so spät hergekommen zu sein. Goethe ist noch immer jeden Gesellschaftsabend bei mir.*) Gestern war mein Zirkel klein, aber um so interessanter, obgleich gerade niemand etwas zum Vorlesen mitgebracht hatte. Ich schnitt wieder Blumen aus, und Goethe war gewaltig geschäftig, sie zu einem Ofenschirm zu ordnen, den er selbst aufkleben will; dabei erzählte er Anekdoten aller Art. . . . Die Bardua malt jetzt Goethen; ich glaube fast, er würde mir auch sitzen, wenn ich ihn darum bäte; den Muth dazu hätte ich wohl, aber, wenn's zur Ausführung käme, und er mich

*) Am 13. schreibt dieser an Knebel, er habe sich gewöhnt, die Abende in Gesellschaft zuzubringen, und er hoffe, so über die nächsten sechs Wochen glücklich hinauszukommen.

dann so ernsthaft mit seinen durchdringenden Augen ansähe, dann wäre ich in Gefahr, davonlaufen zu müssen. Also lasse ich es lieber; die Bardua wird mir aber das Bild, welches sehr ähnlich werden soll, kopiren. ... Letzt sprach man bei mir vom Latein, wie nothwendig es wäre und wie wenig es jetzt gelernt würde. Ich sagte, du hättest es in deiner Kindheit durchaus nicht lernen können, obgleich du lebende Sprachen sehr leicht vollkommen begriffest. Goethe sagte, es wundere ihn nicht; es wäre ungeheuer schwer; da hülfe keine Methode, die ganze Kindheit müsse darauf zugebracht werden. ‚Wenn zehn Louisd'or auf einem Tische liegen, kann man sie leicht einstreichen; aber wenn sie tief in einem alten Brunnen liegen und Steine, Schutt und Gebüsch obendrauf, dann ist's ein ander Ding; ein Kind kriecht dann wohl mühsam hinein, aber ein Erwachsener muß es bleiben lassen.‘ Ich sagte, du hättest Lust, es noch zu lernen, ich wolle dir aber abrathen. Das sollte ich auch nicht thun, sagte er; es bliebe doch immer etwas hängen, und wenn du es noch thun wolltest, so wäre es sehr gut und nützlich, obgleich du es zur Vollkommenheit nicht bringen würdest.“ Die Unzufriedenheit mit dem Kaufmannsstande, zu dem ihn der Vater bestimmt hatte, regte sich immer mehr in Arthur. Daneben quälte ihn sein Gehörleiden, wogegen er alle Mittel versuchte, und einer Operation wollte er sich nicht unterziehen. Die Mutter billigte dies. Seine Taubheit, schrieb sie ihm, sei das einzige, was sie jetzt an ihrem vollkommenen Glücke hindere, doch hoffte sie, daß er davon befreit werden würde, und sprach ihm Muth zu. Sie selbst beschäftigte sich fortwährend eifrig mit dem Italienischen, worin sie es den Winter so weit zu bringen hoffte, daß sie es mit Vergnügen lesen könne.

Am Abend des ersten Weihnachtstages fand sich auch wieder Goethe ein, obgleich ihn die am nächsten Tage erfolgende Eröffnung des Theaters sehr in Anspruch nahm. „Er ist ein unbeschreibliches Wesen; das Höchste wie das Kleinste ergreift er“, hören wir von der ganz von ihm hingerissenen Frau. „So saß er den ersten Feiertag Abend eine lange Weile im letzten meiner drei [durcheinander gehenden] Zimmer mit Adelen [der am vorigen Abend ein schöner Tannenbaum, den einige Damen ihr nach der Landes-

sitte mit vergoldeten Aepfeln, Nüssen und Wachslichtern verziert hatten, Puppen, eine kleine Galanteriebude und anderes beschenkt worden war] und der jüngsten Conta, einem hübschen, unbefangenen sechzehnjährigen Mädchen. Wir sahen von weitem der lebhaften Konversation zwischen den Dreien zu, ohne sie zu verstehen; zuletzt gingen alle drei hinaus und kamen lange nicht wieder. Goethe war mit den Kindern in Sophiens Zimmer gegangen, hatte sich dort hingesetzt und sich Adelens Herrlichkeiten zeigen lassen, alles Stück vor Stück besehen, die Puppen nach der Reihe tanzen lassen und kam nun mit den frohen Kindern und einem so lieben, milden Gesicht zurück, wovon kein Mensch einen Begriff hat, der nicht die Gelegenheit hat, ihn zu sehen, wie ich. Ihn freut alles, was natürlich und anspruchslos ist, und nichts stößt ihn schneller zurück als Prätension. Wir hatten den Abend nichts zu lesen; ein Aufsatz über die verschiedenen Mundarten der italienischen Sprache, welchen Fernow mit der ihm ganz eigenen Grazie und Klarheit geschrieben und vorgelesen und der uns einige Abende hindurch unterhalten hatte, war aus. Also kam es dann wieder ans Ausschneiden, wofür Goethe sich lebhaft interessirt. Mein Ofenschirm ist in voller Arbeit .... Ich fabrizirte den Abend noch mit Meyern einen transparenten Mondschein; denn Meyer muß immer so etwas haben; die übrigen standen umher und konversirten im zweiten Zimmer; Conta und die Bardua sangen zwischendurch ein Liedchen, und Goethe ging ab und zu, bald an meinen Tisch, wo ich mit Meyern arbeitete, bald nahm er Theil an jenem Gespräch. Mit einemmale kam man, ich weiß nicht wie, dort auf den Einfall, die Bardua, die sich ohnehin leicht graut, mit Gespenstergeschichten angst zu machen. Goethe stand gerade hinter mir. Mit einemmale machte er ein ganz ernsthaftes Gesicht, drückte mir die Hand, um mich aufmerksam zu machen, und trat nun gerade vor die Bardua und fing eine der abenteuerlichsten Geschichten an, die ich je hörte; daß er sie auf der Stelle ersann, war deutlich, aber wie sein Gesicht sich belebte, wie ihn seine eigene Erfindung mit fortriß, ist unbeschreiblich. Er sprach von einem großen Kopf, der alle Nacht oben durchs Dach sieht; alle Züge von dem Kopf sind in Bewegung; man denkt die Augen zu sehen, und es ist der Mund, und so ver-

schiebt sichs immer, und man muß immer hinsehen, wenn man einmal hingesehen hat. Und dann kommt eine lange Zunge heraus, die wird immer länger und länger, und Ohren, die arbeiten, um der Zunge nachzukommen, aber die könnens nicht. Kurz es war über alle Beschreibung toll, aber von ihm muß man's hören und besonders ihn dazu sehen. So ungefähr muß er aussehen, wenn er dichtet."

Den folgenden Abend ward das Theater mit dem neuen Lustspiel „Die Erben" von Frau von Weißenthurn wieder eröffnet, bei welcher Gelegenheit die Herzogin Luise, die durch ihr heldenhaftes Auftreten bei Napoleon das Land gerettet hatte, mit allgemeinem Jubel begrüßt ward. Tags darauf wurde nach der Oper „Der Schatzgräber" der am 16. zwischen Napoleon und dem Herzoge geschlossene Friede, der das mit schwerer Kontribution belastete Herzogthum unter den Rheinbund stellte, unter Pauken- und Trompetenschall von der Bühne herab verkündet. Frau Schopenhauer war an diesem Morgen mit Fernow nach Jena gefahren. „Jena sieht traurig aus", schreibt sie; „einige zwanzig Häuser liegen in Asche, und gerade am Eingange der Stadt. Von dem Gewühl, das die Studenten dort sonst machten, ist nichts mehr zu sehen, alles todt und still. Wir stiegen in der ‚Sonne' ab, und gingen dann zum Buchhändler Frommann. Die Frau ist eine Hamburgerin, aber sehr gebildet und liebenswürdig. Goethe hält viel auf diese Familie, besonders auf die Frau. Ich war ihr auch schon durch die Lodern empfohlen; also waren wir alte Freundinnen. Von da gingen wir zu Fahrenkrüger [er hatte in Hamburg eine Privatunterrichtsanstalt gehabt und beschäftigte sich besonders mit Englischer Sprache], der ein gar lustiger Kauz voll Geist und Leben ist. Den Abend brachten wir beim Major Knebel mit Frommanns sehr angenehm zu. Die Frau singt wie ein Engel; er ist ein alter genialischer Feuerkopf, durchweg poetisch. Den andern Morgen frühstückten wir auf hamburger Weise bei Fahrenkrüger, aßen bei Frommann, und waren den Abend mit einem großen Veilchenstrauß hier; denn das Wetter war durchweg so warm, daß an den Felsen, wo die Sonne am wärmsten wirkt, die Veilchen blühen." Den folgenden Tag, einen Sonntag, war wieder Gesellschaftsabend, wo

dann von der jenaischen Reise die Rede sein mußte. Damals war es wohl, oder kurze Zeit später, daß Goethe, wie die Schopenhauer am 5. Januar 1807 schrieb, ihr rieth, den Sommer nach Jena zu ziehen, wohin er selbst auch kommen werde; sie wollte sich vor der Stadt einige möblirte Zimmer miethen, die auf drei Monate etwa 10 bis 15 Thaler kosten würden. Sie nahm damals den griesbachschen Garten in Aussicht, ging aber später davon ab.

Am Sylvesterabend hatte sie zum erstenmal ein kleines Souper, das sie aber, obgleich Platz für mehr Personen war, auf zwölf beschränkte. „Goethe mit Frau, Fernow, Meyer, Dr. Riemer, die Bardua und der Dichter Schütze, der ihr ein wenig die Cour macht, Professor Froriep aus Halle, Bertuchs Schwiegersohn und einer der schönsten und dabei angenehmsten Männer, Conta mit der Schwester, ich und Adele, das waren wir Alle, und gewiß einer der angenehmsten Zirkel. Goethe war auf sein Bestes (so!), und alle versichern mir, seit vielen Jahren keinen ähnlichen Abend erlebt zu haben. Auch war das alte Jahr schon seit zwei Stunden vorüber, wie wir uns trennten.“ Schütze berichtet: „Unter andern erzählte Goethe von dem Erfolge des großen Räthsels, das er in die Welt ausgesandt.*) Briefe über Briefe kamen mit Auflösungen, es kostete viel Porto, und der Bediente gerieth außer sich. ‚Lassen wir das noch eine Weile!‘ sagte er. ‚Es ging vorzüglich nach dem Harze zu, und endlich brach es sich am Brocken.‘ Dann neckte er die Bardua, die mich mit einem Einfall malen sollte.“

Den Neujahrstag war wieder Gesellschaftsabend. „Die Bardua hatte sich unter den Tisch gesetzt“, berichtet Schütze, „weil sie Goethes Befehl vom vorigen Tage nicht vollzogen hatte; als sie unter demselben hervorrauschte, erschreckte sie Goethes ernstes Gesicht.“ Die Schopenhauer berichtet ihrem Sohne von diesem Abende: „Es wurde (von Fernow) ein Lustspiel von Schütze gelesen, das

*) Was hiermit gemeint ist, weiß ich nicht. Denn wollte man es auch für möglich halten, daß das Räthsel auf den Schalttag gemeint sei, das 1802 für Schillers „Turandot“ gedichtet war, und im ersten Bande der neuen Ausgabe der Werke gedruckt wurde, so widerspricht der Umstand, da dieser Band und die drei folgenden erst im nächsten März erschienen. Hier ist also noch ein Räthsel zu lösen.

ganz hübsch ist und allgemeinen Beifall fand. Sieh doch zu, daß du es liest; es heißt: ‚Der Dichter und sein Vaterland. Als Vorschlag zur Todenfeier aller Dichter, die gestorben sind und noch sterben werden‘. Schütze hat diese Bahn noch nicht lange betreten, aber der erste Versuch ist glücklich; es ist Witz und Satire, aber ohne alle Bitterkeit und das ist selten. Goethe [der es schon kannte] hatte auch viel Behagen dran.*) Er war aber recht müde von der Schwärmerei der vorigen Nacht.“

Das Theater besuchte Frau Schopenhauer nicht jedesmal; gefiel es ihr auch ganz wohl, so übte es doch keine besondere Anziehungskraft auf sie. Conta, der ihr bisher ein so bequemer Begleiter gewesen, war dem Regierungsrath Müller, der die Verhandlungen mit Napoleon betrieb, beigegeben worden, wodurch sie eine gewisse Lücke fühlte. „Wollte ich ausgehen, so hatte ich seinen Arm“, schreibt sie; „wollte ich Schach spielen, so spielte er; wollte ich mir vorlesen lassen, so las er; wollte ich Musik, so sang er zur Guitarre; wollte ich quatre mains spielen, so spielte er; wollte ich malen, so saß er mir; wollte ich allein sein, so ging er; solch einen Cicisbeo finde ich nie wieder.“ Fernow hielt immer treu zu ihr. Seine Frau, eine Römerin, die fast nie ausging, weil gegen Rom in Weimar ihr alles armselig schien und sie in Folge der rauhen thüringischen Luft kränkelte, war ihr ganz unbekannt. Fernow hatte sie geheirathet, obgleich sie weder durch Schönheit noch durch Geist und Bildung sich auszeichnete, weil sie still und häuslich, von angenehmer Gestalt und dienstfertig war und sie ihre heftige Neigung zu ihm nicht verhehlen konnte.

„Am Abend des 4.“, schreibt sie, „fing Goethe an von seinem herannahenden Alter zu sprechen, mit einer Weichheit des Tons, mit

*) Nach Schütze äußerte er zuletzt, wo das zu einem Denkmale gesammelte Geld auf den Grabhügel des todt geglaubten Dichters gelegt wird und er nun plötzlich, es selbst zu empfangen, hervortritt: „Hier will ich dem Autor den Vorschlag machen, daß er einen von den Gesandten der grünen Inseln sagen läßt: ‚Ich muß gestehen, für diesen Fall habe ich keinen Auftrag‘, was Schütze selbst für einen köstlichen Einfall erklärte, da es den Widerspruch, für einen Lebenden nichts zu thun und für einen Todten Schätze zu einem Denkmal zu sammeln, recht ins Licht setze.

einem so edlen Selbstbewußtsein, daß er uns alle tief rührte. Dabei hielt er mich fest bei der Hand; er thut das oft, und erinnert mich dann lebhaft an deinen Vater, der mich denn auch so festhalten konnte." Den folgenden Morgen sprach er des Ofenschirms wegen bei ihr vor, hielt sich aber nicht lange auf, da sie eben ihre italienische Stunde hatte. „Es ist unbegreiflich, wie er sich an mich gewöhnt hat. Alles wundert sich drüber, und ich selbst wundere mich auch, aber ich freue mich drüber unbeschreiblich. Er ist mir bei weitem hier das Interessanteste; auch lebe ich so viel mit ihm, daß er sich in alle meine Vorstellungen einmischen muß." Eine besondere Freude dachte sie ihm und Meyer durch Stickmuster zu machen, die sie durch ihren Sohn von Hamburg kommen ließ. Diesem schreibt sie am 9. Januar: „Seit Krausens*) Tode dirigirt Meyer unter Goethens Inspection die hiesige Zeichenschule. Einige junge Mädchen sollen das Musterzeichnen dort lernen, um diese Anstalt, die eigentlich nicht für die höhere Kunst berechnet ist, gemeinnütziger zu machen, und nun sind die Herren Direktoren in großer Noth. Alle Damen sind mit ihrem gestickten Putze in Requisition gesetzt, alle botanischen Werke werden nachgeschlagen, und wenn ich mit diesem Schatze auftrete, werde ich wie ein Engel in der Noth erscheinen". Tags vorher war ihre Abendgesellschaft größer, Goethe wie immer gewesen. An demselben Tage hatte Einsiedel sie besucht, der ihr täglich mehr gefiel. Nächstens wollte er die Uebersetzung eines Stückes des Plautus bei ihr vorlesen. Auf den Abend des 9. war sie mit Fernow, der von ihr unzertrennlich blieb, zu Frau von Wolzogen eingeladen, wo sie auch Frau von Schiller treffen sollte. Je trauriger die Nachrichten waren, die sie von Danzig und von so vielen Bekannten erhielt, die der Krieg in Noth gebracht hatte, um so mehr freute sie sich, daß sie einen so ruhigen, für Herz und Geist so glücklichen Ruhesitz in der kleinen Residenzstadt an der Ilm gefunden, welche freilich auch an der unerschwinglichen Kontribution litt, die der Allgewaltige ihr aufgelegt hatte. Die Herzogin opferte dazu ihren Schmuck.

Den 29. Januar dankte sie ihrem Sohne für die Stickmuster,

*) In Weimar nannte man Kraus gewöhnlich Krause.

die Goethe und Meyer außerordentlich gefallen hatten, und die gleichfalls von ihr gewünschten schwarzen, nach neuester Art von außen glasirten Kreidestifte. „Ich habe Goethen, Fernow, Meyer und der Bardua jedem einen Kreidestift verehrt, und sie haben sich alle hübsch bedankt. Ich habe Goethen auch die Nachtlampe, um nach der Uhr zu sehen, gegeben, weil er letzt drüber klagte, daß er oft aufwache und dann nicht wissen könne, wie viel es an der Zeit wäre. Dafür hat er mir einen Kasten mit transparenten Mondscheinen gegeben, und er wird mir zu dem Kasten immer mehr neue Mondscheine erfinden, und ich und Meyer werden sie ausführen, er mit dem Pinsel, ich mit der Schere. Es ist eine herrliche Sache um solche gemeinschaftlichen Arbeiten, die man mit Lust und Liebe anfängt und ausführt; es giebt kein schöneres, festeres Band fürs gesellige Leben. Ich habe immer mit meinen Freunden etwas vor, und das giebt ein Zusammenkommen, ein Berathen, ein Ueberlegen, als hinge das Wohl der Welt daran; am Ende wird es ein Ofenschirm. Aber es ist nicht der Ofenschirm, es ist die einzige, ewige Kunst, die ewig die Form wechselt und doch stets eine und dieselbe bleibt, die uns zusammenführt, und daß mir das Glück ward, die Kunst zu fühlen, zu lieben und auch nicht ganz ungeschickt zu üben. Das ist's, was mich jetzt in der Liebe dieser vorzüglichen Menschen so glücklich macht. Klugen, vernünftigen Leuten muß unser Beginnen fast thöricht erscheinen. Wenn so ein Senator oder Bürgermeister sähe, wie ich mit Meyer Papierschnitzel zusammenleime, wie Goethe und die andern dabei stehen und eifrig Rath geben, er würde ein recht christliches Mitleid mit uns armen kindischen Seelen haben; aber das ist eben das Göttliche der Kunst, sagt dein Liebling Tieck, wenn ich nicht irre, daß ihr Beginnen, ihre Werkzeuge fast kindisch und einfältig aussehen. Der Ofenschirm ist fertig und die Bewunderung aller Welt; er ist wirklich über Erwarten hübsch. Goethe hat letzt mit dem Lichte in der Hand wohl eine halbe Stunde davor gesessen und ihn besehen, und wer ihm näher kam, der mußte mit bewundern und besehen. Jetzt wird ein anderer gemacht, und zwar wird der echte Bogen Goldpapier, den ich aus London brachte, mit dazu gebraucht. Goethe ist seit einiger Zeit nicht recht wohl; er ist nicht krank, aber er fürchtet krank zu werden

und schont sich ängstlich, doch kommt er zu mir, wenn er irgend kann, und läßt sich in der Portechaise zu mir tragen. Er kommt mir bisweilen etwas hypochondrisch vor; denn seine Krankheit verschwindet, wenn er nur ein wenig warm in der Gesellschaft wird, und das geschieht so leicht. Am Dinstag (den 27.) gab ich einmal eine Extragesellschaft; denn ich mußte einige der adligen Häuser, in denen ich gewesen war, einladen. Wie wenig kostet ein solcher Zirkel und wie hübsch ist er! Ich hatte ein kleines Konzert. Mein neues Piano ist wunderschön von Ton; Werner, mein Musikmeister, spielt es sehr schön; auch singt er einen schwachen, aber angenehmen Tenor. Die Bardua und der erste Sänger bei der Oper, Strohmeyer,*) sangen Duette, Arien und auch kleine Lieder, meistens von Goethen, zur Guitarre.**) Dann waren noch drei Musici von der Kapelle des Herzogs da. Alles dies kostete nichts als einige Gläser Punsch; diese Leute spielen nicht für Geld, sie kommen aber, wenn man sie bittet. Um neun Uhr ließ ich Punsch, Bouillon und Butterbrötchen herumgehen, wie in Hamburg in der Sonntagsgesellschaft beim Spiel, und wir blieben bis gegen zwölf Uhr lustig und guter Dinge zusammen. Die Goethen kam allein und sagte mir, er wäre nicht wohl, würde aber, wenn es ihm möglich wäre, eine halbe Stunde kommen, doch sei dies nicht gewiß. Miteins sah ich ihn aber im Nebenzimmer zwischen der Bardua und der Conta ganz gemüthlich sitzen. Ich lief gleich voller Freude zu ihm, die Mädchen machten mir Platz, und ich habe fast eine Stunde mit ihm geplaudert. Er erzählte mir viel von Huber, dessen Leben jetzt herausgekommen ist.***) Er war unbeschreiblich sanft und liebens-

*) Dieser bedeutende Bassist war im vorigen Jahre auf Befehl des Herzogs gewonnen worden. Zwei Monate später schrieb die Schopenhauer, Strohmeyer habe eine hübsche Figur und eine wunderschöne Stimme, aber er spiele so, daß er öfter Strohmann als Strohmeyer genannt werde Vgl. E. W. Weber „Zur Geschichte des Weimarischen Theaters“ S. 170. Riemer schreibt einmal mit launiger Vertauschung (am 16. April 1808) Jagemeyer und Strohmann.

**) Der im Jahre 1805 von Weimar abgegangene Sänger Wilhelm Ehlers hatte sechs Gesänge Goethes, „mit Begleitung der Chittarra eingerichtet“, 1804 herausgegeben.

***) L. F. Hubers sämmtliche Werke seit dem Jahre 1802, nebst seiner

würdig gestimmt. Du meinst, es sei unmöglich, vis-à-vis ihm nicht ein wenig scheinen zu wollen. Sähest du ihn nur, du würdest fühlen, wie unmöglich es ist, ihm gegenüber sich anders als natürlich zu zeigen. Er ist ganz Natur, und seine klaren, hellen Augen benehmen alle Lust sich zu verstellen; man fühlt, daß er doch durch alle Schleier sieht, und daß diesem hohen, reinen Wesen jede Verstellung verhaßt sein muß. Ich pflegte ihn nach besten Kräften, und hatte die Freude, einen Bedienten, der schon um acht Uhr gekommen war, bis eilf mit der Laterne warten zu sehen. Seit gestern ist der Herzog wieder hier [er war von Berlin über Dresden zurückgekehrt] und der Prinz von Gotha auch; morgen ist der Herzogin Geburtstag. Das Alles macht in dem kleinen Neste viel Lärm und Spectakel und ist Schuld, daß ich Goethen und manchen andern bisher nicht sah. Morgen wird der Herzogin zu Ehren ‚Faniska‘ gegeben, worauf ich mich sehr freue.“ Cherubini hatte diese Oper nach einem italienischen Texte, den von Sonnenleithner später übersetzte, für das wiener Hoftheater komponirt.

Am 3. Februar stellte Goethe für Frau Schopenhauer ein kleines Fest an, das ganz allerliebst war. „Er hatte einige junge Schauspieler, die er oft bei sich deklamiren läßt, um sie für ihre Kunst zu bilden, eingeladen, und las mir mit ihnen eine seiner frühesten Arbeiten, ein Stück voll Laune und Humor, ‚Die Mitschuldigen‘ betitelt, vor; er hatte selbst die Rolle eines alten Gastwirths darin übernommen, was blos mir zu Ehren geschah; sonst thut er das nicht. Ich habe nie was Aehnliches gehört; er ist ganz Feuer und Leben, wenn er deklamirt; niemand hat das Echtkomische mehr in seiner Gewalt als er. Zwischendurch meisterte er die jungen Leute. Ein paar waren ihm zu kalt. ‚Seid ihr

---

Biographie B. 1. In der Vorrede schreibt dessen Gattin, Heynes Tochter: „Nur über einen Mann behielt der Sammler nichts zurück, so trivial, so jugendlich, so vom Eindruck des Moments geboten manches ist. . . . Sollte das Ungefähr Goethen einen Blick in diese Blätter thun lassen, so wird er, auf der untastbaren Höhe, wo er steht, es gern sehen, daß Hubers Ansicht seiner eine der interessantesten Ansichten von Hubers Art zu urtheilen gibt.“ Knebel hatte gemeint, Goethe werde damit nicht zufrieden sein. Vgl. den Brief an seine Schwester vom 2. Januar. Frau von Schiller hatte sich schon am 17. Dezember gegen Knebel über das Buch ausgesprochen.

denn gar nicht verliebt?' rief er komisch erzürnt, und doch war's ihm halb ein Ernst. ,Seid ihr denn gar nicht verliebt? Verdammtes junges Volk! Ich bin sechzig Jahr alt, und ich kann's besser.' Wir blieben bis halb zwölf zusammen. Ich saß bei ihm und die Bardua auf der andern Seite; wir beide sind seine Lieblinge. Am Donnerstag drauf (den 5.) bestand mein Zirkel fast nur aus Herren, aber es waren gerade die interessantesten; Frau von Goethe war die einzige Dame. ,Weil wir eben in solchem kleinen vertraulichen Zirkel sind', fing er an, ,so will ich denn einen Bericht von einer Naturmerkwürdigkeit mittheilen. Es ist billig, daß man unter Freunden sich dergleichen wechselseitig mittheilt.' Und damit fing er aus einem Briefe eine Geschichte einer Mamsell, die in die Wochen gekommen war, an zu lesen.*) Darüber kam die Bardua. ,Gerechter Himmel! da kommt die Bardua!' rief er aus. ,Nun darf ich nicht weiter lesen.' ,Es thut nichts!' sagte ich; ,die Bardua muß so lange draußen bleiben.' Das war Wasser auf seine Mühle. Der Bardua kündigte er gleich gravitätisch an, sie müsse draußen bleiben. Den Bertuch, den Sohn, der gewaltig lang ist, stellte er an die zugemachte Thür, welche die Bardua von draußen gewaltig berannte. ,Halten, halten Sie Ihren Posten wohl, Bertuch! Denken Sie, Sie sind in Breslau;**) es soll Ihr Schaden nicht sein. Ich will schon so lesen, daß Sie dort so gut hören sollen als hier.' Die Bardua machte einen erbärmlichen Spektakel; er ließ sich nicht stören und verwies sie nur von Zeit zu Zeit mit ein paar Worten zur Ruhe und Geduld. Zuletzt spielte sie aus Leibeskräften auf dem Klavier. ,Eine Kriegslist!' sagte er. ,Hilft nichts! wir lesen lauter.' Und so erhob er die Stimme oder ließ sie sinken, nachdem sie accompagnirte, wie in einem Melodram, bis ans Ende, wo sie dann feierlich hereingeholt ward. Alles dies ist nichts, aber man muß es sehen. Dieses kleine Intermezzo stimmte uns alle lustiger; es wurde viel den Abend gelacht. Zuletzt aber

*) Es war der Brief, den Heinrich Voß am 31. Januar ihm von Heidelberg aus geschrieben hatte, jetzt gedruckt im „Goethe-Jahrbuch" V, 56—61.

**) Der Scherz muß sich auf eine Geschichte beziehen, die dem jungen Bertuch in Breslau begegnet und der Gesellschaft wohl aus dessen eigenem Berichte bekannt war.

kam das Gespräch auf die ‚Alemanischen Gedichte‘ [von Hebel]. Meyer als Schweizer und Legationsrath Weyland als Elsasser sind der Sprache mächtig und lasen manches daraus sehr hübsch vor. Goethe ist die Sprache fremd; er las aber doch sein Lieblingsstück: ‚Gespenst an der Kanderer Straße‘ (er hält viel von diesem Gedichte), und er las es, wie nur er lesen kann.“*) Um diese Zeit waren auch vier von Gerhard von Kügelgen gemalte Porträte (Oelenschläger, Seume, Adam Müller und Fernow) in ihren Zimmern ausgestellt, über welche es zu lebhafter Unterhaltung kam. Goethe war ganz außerordentlich damit zufrieden, ja er glaubte, es gäbe wohl gegenwärtig keine bessere Porträtmalerei, und sprach deshalb den Wunsch aus, auch von Kügelgens größern Arbeiten etwas zu sehen.**) Vom Fastnachtssonntag (am 8.) hören wir nichts.

Am 12. gab die Schopenhauer ihrem Sohne ein paar Aufträge für Goethe. „Du siehst einliegende Karte; die habe ich mit Goethe fabrizirt, nämlich er hat R gezeichnet, und ich habe es ausgeschnitten, dann hat er es auf Papier gelegt, ist mit einem Tuschpinsel darüber gefahren, und wir haben eine gewaltige Freude über das schöne R gehabt, das dadurch wie gedruckt dastand. Es will verlauten, daß man in England ganze Alphabete dieser Art von Blech hat, die dazu dienen, um Inschriften und dergleichen sehr sauber zu fabriziren und auch schnell. Nun wollte ich dich bitten, zu sehen, ob man dergleichen in Hamburg fertig verkauft und mir den Preis davon zu melden. Machen wollen wir sie dort nicht lassen, das könnte man auch hier thun; auch sollst du sie nicht gleich kaufen, im Falle sie zu haben sind. Die Buchstaben müssen wohl einen Zoll groß sein oder auch etwas mehr; auch übersieh nicht den Einbug unten an der Karte; er dient dazu, daß man die Form gleich aufkippen kann; durch's Wegnehmen würde der nasse

*) Schon vor zwei Jahren hatte er in einer ausführlichen Beurtheilung der hebelschen Gedichte in der „Jenaischen Literaturzeitung“ sich höchst günstig darüber ausgesprochen und von dem „Gespenste an der Kanderer Straße“ bemerkt, in seiner Art sei nichts Besseres gedacht noch gemacht worden.

**) Vgl. Fernows Brief an Kügelgen vom 19. Februar und den Bericht über diese später in Dresden ausgestellten Bilder im „Journal des Luxus und der Moden“ 1807 S. 266 und 372.

Buchstabe verwischt werden.“ Dann wünscht sie zu wissen, ob Laurent noch ein Bild von Denner besitze, welches er ihr einmal habe verkaufen wollen. Goethe habe Lust, es zu kaufen, wenn der Preis nicht zu hoch wäre, aber dieser weigerte sich das Bild zur Ansicht zu schicken, worauf Goethe die Sache fallen ließ.

„Mein Leben dreht sich in dem schönen engen Kreise“, schreibt sie am 20. Februar; „je schöner es ist, desto weniger läßt sich davon sagen, doch habe ich diese Woche einige ungewöhnliche Pläsirlichkeiten gehabt. Am Montage (den 16.) wurde ‚Tasso‘ zum erstenmale auf einem Theater hier gegeben, und vortrefflich. Ich habe beim Lesen keinen Begriff von dem hohen Interesse gehabt, das man auf der Bühne auch an der Handlung dieses dem Ansehen nach so thatenlosen Stücks nehmen kann. Aber freilich muß es gespielt werden, wie es hier gespielt ward.*) Ehegestern las Einsiedel Goethen, mir, Meyern und Fernow**) und einigen, die deshalb mich besuchten, eine Komödie aus dem Lateinischen des Plautus vor; sie heißt: ‚Das Gespenst“ [die Mostellaria]. Einsiedel hat sie gar hübsch übersetzt. Goethe war so bezaubert davon, daß er sie ehestens hier spielen lassen will.***) Trotz des Abweichenden der Sitten ist das Ganze so durchaus unterhaltend, die Situationen

*) Vgl. Goethes „Tag- und Jahreshefte“, Martersteig „Pius Alexander Wolff“ S. 40 ff. und mein Lebensbild der Frau von Stein II, 263 f.

**) Die Worte „und Fernow“ stehen in der Handschrift unmittelbar nach „Einsiedel“.

***) Hierauf scheint sich Schützes Bericht zu beziehen, der, nachdem er zweier Uebersetzungen aus dem Plautus gedacht, die Einsiedel in seinem kräftig biederherzigen Tone zum Besten gegeben, fortfährt: „Und wie Goethe darauf über die mögliche Darstellung sprach, glaubte ich zu bemerken, daß er mit seiner Neigung zum Plastischen in Gefahr war, im Komischen in eine mimische Breite zu gerathen, in welcher Stand zu halten kaum dem größten Komiker gelingt. Er erzählt aber in dieser Weise gern von den italienischen Komikern, wie z. B. ein im Rausch ins Elysium versetzter Mensch allmählich erwacht, um sich tastet, die Augen reibt u. s. w.“ Terenzische und plautinische Stücke waren schon früher in Weimar auf die Bühne gekommen, ja man hatte im Jahre 1801 Einsiedels Uebersetzung der „Brüder“ in Masken nicht ohne Beifall versucht. Weniger glücklich war man zwei Jahre später mit drei andern Stücken des Terenz, unter denen Einsiedels Bearbeitung des „Eunuch“ als „Mohrin“ oder „Mohrensklavin“.

so komisch, daß die alte Ludecus, die oben nervenschwach auf dem Sopha liegt, ganz unruhig über den Jubel ward, den wir unten trieben. Die Alten, lieber Arthur, sind doch unsere Meister, doch du bist in diesem Artikel ein Ungläubiger.“ Gleichzeitig theilt sie ihm einen Auftrag Goethes mit, der den Sänger Eilaix vom hamburgischen Theater gern für Weimar gewonnen hätte.

Den 10. März giebt sie Arthur wieder einen ausführlichen Bericht von ihrem Leben, das seinen alten Gang gehe. „Am Sonntage (den 8.) hatte Goethe mich mit meinen beiden Freunden Meyer und Fernow zum Frühstück eingeladen, um mir Arbeiten von Rungen zu zeigen. Beschreiben kann ich sie dir nicht, sie sind zu wunderbar: aber mach' doch um Gotteswillen, daß du den Runge kennen lernst! dir kann in Hamburg nichts Interessanteres widerfahren als diese Bekanntschaft. Ich konnte sie machen, Tischbein bot sie mir an, und ich möchte mich prügeln, daß ich's nicht that, aber die Dresdener, Neumann und Demiani besonders, hatten mich gegen ihn eingenommen. Welch ein poetisches Wesen ist dieser Mensch! Erst sah ich viel von seinen ausgeschnittenen Sachen; sie sind sehr schön, aber ich mache sie fast so gut. Goethe sagt, ich mache sie ebenso gut; das ist aber nicht wahr. Dann ist sein Gesicht in Kreide gezeichnet. Goethe sagt, er hat nie ein Gesicht wie seines gesehen. Dieser Kopf ist leider en face, er hat aber einen raphaelschen Blick, ohne Raphael zu gleichen. Dann sind vier große Blätter, bloße Umrisse in Kupfer gestochen; sie werden aber nicht verkauft, er verschenkt sie nur. Die sind eben das unbeschreiblich Wunderbare; es sind Blumen und Genien wie Arabesken, aber der tiefe Sinn, der darin liegt, die hohe Poesie, das mystische Leben!*) Du mußt sie sehen, mein Arthur; ich kann dir anders nicht helfen; ich weiß, du wirst davon ergriffen, entzückt, bezaubert werden. Meyern dabei zu sehen, ist höchst ergetzlich; er schimpft drauf wie ein Rohrsperling, weil er immer davor stehen bleiben muß, bis ihm der Kopf weh thut. Hernach führte Goethe mich im Parke spazieren. Daß ich immerfort dachte: O Lord, o Lord etc.

*) Vgl. die Briefe von Henriette Knebel an ihren Bruder vom 21. Mai und 7. Juni 1806. Die Originalzeichnungen sah Goethe erst im Jahre 1808.

wirst du dir wohl selbst denken. Seit ein paar Abenden liest Goethe selbst bei mir vor, und ihn dabei zu hören und zu sehen ist prächtig. Schlegel hat ihm ein übersetztes Schauspiel von Calderon (‚Der standhafte Prinz‘) im Manuscripte geschickt; es ist Klingklang und Farbenspiel, aber er liest auch den Abend keine drei Seiten, sein eigener poetischer Geist wird gleich rege: dann unterbricht er sich bei jeder Zeile, und tausend herrliche Ideen entstehen und strömen in üppiger Fülle, daß man alles vergißt und den Einzigen anhört. Welch ein frisches Leben umgiebt ihn noch immer! Der arme alte Wieland kommt mir gegen ihn vor, wie der alte Kommandant von Eger, wenn Wallenstein ihm sagt: ‚An meinen Locken zogen die Jahre leicht vorüber.‘ Du kennst die Stelle; sie heißt anders,*) aber das ist der Sinn davon. Auch fühlt Wieland sich durch Goethens Gegenwart gedrückt; deshalb kommt er nicht in meine Gesellschaft, so gern er möchte; denn wo er mich zu treffen weiß, geht er gerne hin. Letzt besuchte ich die Göchhausen, er kam gleich auch; denn er hatte von der Herzogin [Mutter] gehört, daß ich oben wäre. Diesmal interessirte er mich wirklich; er war traurig, denn er hatte den Tag vorher die Nachricht bekommen, daß seine erste und einzige Liebe, die alte Laroche, gestorben wäre. Er sprach viel von sich, seiner Jugend, seinem Talente. ‚Niemand‘, sagte er, ‚hat mich gekannt oder verstanden. Man hat mich in den Himmel gehoben, man hat mich in den Koth getreten; beides verdiente ich nicht.‘ Dann erzählte er, wie er der Laroche zu Gefallen die ersten Verse gemacht hätte; wie er eigentlich nicht zum Dichter geboren wäre; nur Umstände, nicht die Macht des Genies hätten ihn dazu gebracht; er habe seine Laufbahn verfehlt. Er hätte Philosophie studieren sollen oder Mathematik, da wäre was Großes aus ihm geworden; er hätte immer so gerne gerechnet, nun aber hätte er müssen Jura studieren. Nachher wäre er Registrator oder so etwas bei einem Archive in einem kleinen Städtchen geworden; da hätte er nun Verse gemacht, um sich von der jämmer-

*) Und seh' ich mich
Dir gegenüber, ja, so möcht' ich rühmend sagen,
Daß über meinem braunen Scheitelhaar
Die schnellen Jahre machtlos hingezogen.

lichen Aktenkrämerei zu erholen. ‚Nie‘, sagte er, ‚hatte ich einen Freund, dem ich meine Arbeiten mittheilen oder darüber sprechen konnte; immer war ich alleine; niemand verstand mich, niemand kam meinem Herzen entgegen.‘ Lieber Arthur, einen fast achtzigjährigen Greis so sprechen zu hören, ist wahrlich betrübt. Und dieser heißt der Dichter der Grazien, und ist offen genug, sich gegen mich, eine Fremde, die er wenig kennt, und gegen eine alte Hofdame, die er wohl kennen muß, so herauszulassen. Ich begreife das nicht. ‚Hernach‘, sagte er, ‚kam ich hierher in's vornehme Leben, und da mußte alles eben bleiben, wie es war. Jetzt bin ich alt und stumpf, und werde wohl nicht lange mehr bei euch bleiben, und ich tauge auch nicht mehr unter euch.‘ Die Göchhausen und ich trösteten tüchtig drauf los und widersprachen, was wir konnten. Ich führte ihm Voltaire zu Gemüthe; ich weiß, er hört sich gern mit ihm vergleichen. ‚Ach‘, sagte er, ‚Voltaire war ein ganz anderer Mensch! Was schrieb der noch in meinem Alter! Ich habe keine Phantasie mehr; mit mir ist's vorbei.‘ Indessen übersetzt er doch noch den Cicero sehr emsig und mit großer Freude daran.“

Werner's „Weihe der Kraft“ hatte sie endlich gelesen: „Es sind einzelne herrliche Stellen und Szenen drin“, schreibt sie, „aber ‚Die Söhne des Thales‘ sind mir lieber. Luther selbst gefällt mir am wenigsten; er ist mir zu unbestimmt gezeichnet. Die Szene, wo er beim Uebersetzen die Starrsucht bekommen hat, ist zu arg. Auch sein Ton wechselt; bald spricht er schillersch, bald shakespearsch, bald echt luthersch; das ist nicht gut. Es fehlt dem Ganzen an Haltung. Es ist schade um Werner, daß er mit dem großen Talent unter den verblasenen Berlinern lebt; hierher sollte er kommen und bei Goethen in die Schule gehen.“ Man hört hier Goethe's Urtheil über Werner durch. Dieser hatte sich am 6. „Die Weihe der Kraft“ von Meyer vorlesen lassen, worüber Frau von Stein launig äußerte, sie würde lachen, wenn sie eine Tragödie von diesem in seiner schweizerischen Mundart vorlesen höre. Dieser Freundin hatte der Dichter sich schon Mitte November wieder genähert, aber zu einer gemüthlichen Vertraulichkeit kam es zunächst nicht.

Arthur konnte indessen seinen Mißmuth über den ihm aufgedrungenen Kaufmannsstand nicht unterdrücken, was der Mutter große Sorge machte. „Wenn Fernow und Stephan Schütze mir erzählen, wie sehr spät sie zum Studiren gekommen sind, und ich doch sehe, was beide wurden“, schreibt sie ihm, „so fliegt mir so manches Projekt durch den Kopf; aber freilich, beide brachten Schul- und mühsam selbsterworbene Kenntnisse auf die Akademie, die dir bei der eleganten Erziehung, die du erhieltst und erhalten mußtest, mangeln; beide, in sehr beschränkter Mittelmäßigkeit an einem kleinen Orte geboren, konnten so manchen Genuß, ohne ihn nur zu wünschen, entbehren, der dir wenigstens für die Zukunft unentbehrlich sein muß. Also mußt du wohl in der Laufbahn bleiben, zu der du dich einmal bestimmt hast. Hier, wo niemand reich ist, sieht man alles anders; bei euch strebt man nach Geld, hier denkt niemand daran, nur leben will man; die Freude findet man in dem, wodurch man die Nothwendigkeit des Lebens sich erwirbt. Ich bin hier in einer ganz andern Welt, aber ich weiß wohl, daß die Welt, in der du lebst, auch sein muß, obgleich ich mich freue, daß ich ihr entronnen bin. Indessen kann es doch nicht fehlen, daß meine Ansichten dir bisweilen wunderbar vorkommen müssen, und ich verarge dir es nicht.“ Sie hatte damals ihr Porträt in Lebensgröße im Pastell nach dem Spiegel unter Meyers Rath zu malen angefangen.

Am 13. schreibt sie: „Gestern war mein Theezirkel. Ich denke, ich habe dir den Tod des Generals Schmettau erzählt, der hier verwundet lag und im Augenblick, da die Franzosen einzogen, sich aus dem Fenster stürzte, und wie ehrenvoll er hernach vom Feinde begraben ward. Die rechte Geschichte seines Todes wurde nicht ganz offenbar; es hieß, er wäre an seinen Wunden gestorben.*) Die Familie läßt ihm ein Denkmal setzen, wozu Goethe die Idee gab. Ein Haus, welches einstürzt, weil Jupiters Donnerkeil drauf fällt. Schmettau, in Rittertracht, das Schwert in der Hand, geht im Augenblick des Einsturzes mit festem Tritt heraus und sieht zürnend hinauf nach dem Donnerkeil, der eben einschlägt. Goethe

*) Vgl. mein Lebensbild der Frau von Stein II, 242—245.

zeichnete es mit ein paar Strichen auf, um es mir deutlich zu machen. Ich schicke dir seine Skizze.*) Bin ich nicht eine prächtige Mama? Aber nimm sie gut in Acht. Doch das thust du schon von selbst.“ Goethes Plan ward leider nicht ausgeführt, ohne Zweifel, weil man die Anspielung auf den Sturz Preußens nicht wollte. Schmettaus Grab wurde mit einem dreiseitigen, Inschriften tragenden Steine versehen, der mit einem Helme gekrönt ist.

Den folgenden Tag wurde Frau Schopenhauer durch einen Besuch Wieland's überrascht. „Er konnte es doch nicht übers Herz bringen“, berichtet sie am 23., „nicht zu mir zu kommen, wie die andern, und so kam er denn mit der Göchhausen angestapft, trank Thee mit mir und war seelenvergnügt. Es war keiner meiner Gesellschaftsabende, und ich hatte dem Professer Reinbeck**) versprochen, den Abend mir einen kleinen Roman von ihm vorlesen zu lassen, der in England spielt, und über welchen er, ehe er ihn drucken läßt, gern meine Meinung wissen wollte, besonders in Hinsicht auf Sitten, Lokal ꝛc. Reinbeck kam also mit seiner Frau und Fernow mit einem Kammerherrn der verwittweten Herzogin, der mich kennen lernen wollte, auch dazu, und ich hatte einen recht hübschen kleinen Zirkel, der den alten Wieland recht zu erfreuen schien; besonders lieb war es ihm Reinbecken zu treffen, den er noch nicht kannte, und dieser freute sich ebenfalls nicht wenig darüber. Wie Wieland fort war, fing Reinbeck seine Vorlesung an. Die Geschichte ist ganz artig, aber Aufsehen wird sie wohl eben nicht machen, und das englische Leben war sehr verfehlt; da habe ich aber ausgeholfen, so gut ich's vermochte. Fernow ward die Zeit darüber jämmerlich lang, er

*) Diese Skizze habe ich Salomon Hirzel für seine jetzt im Besitze der leipziger Universitätsbibliothek befindliche Goethesammlung geschenkt.

**) Georg Reinback, 1766 zu Berlin geboren, war in Petersburg Lehrer an der deutschen Hauptschule und an dem kaiserlichen Pageninstitute gewesen. Seiner Gesundheit wegen war er im Jahre 1805 nach Deutschland zurückgekehrt und kurz vor der Schopenhauer nach Weimar gekommen, wo er mehrere kleine dramatische Arbeiten auf die Bühne zu bringen gedachte. Er blieb bis zum nächsten Frühjahre, wo er nach Heidelberg ging. Ein Band „Erzählungen“ von ihm („Eitelkeit“, „Unschuld und Liebe“ und „Schwärmerei“) erschien 1808. „Schauspiele“ hatte er schon vorher drucken lassen. Seine Frau, die großen Einfluß auf ihn hatte, war eine Freiin von Pallandt.

mußte dabei aushalten.“ Darauf kommt sie wieder auf ihren Lieblingsgegenstand. „Goethe verläßt mich nicht“, fährt sie fort; „er hat jeden Abend seinen ‚standhaften Prinzen‘ standhaft vorgelesen, bis gestern, wo er ihn zu Ende brachte. Es ist ein wunderbares Wesen drum, und es sind wahrlich Dinge darin, die gerade in's Herz dringen, und wo es mir anfängt möglich zu erscheinen, daß man Calderon neben Shakespearen nennt. Aber wie viel Wust, Haupt- und Staatsaktionen sind mit hineingewebt, und dann das ganze südliche Wesen, das Farbenspiel, das Spiel mit Bildern und Tönen, die unsere nördlichen Naturen gar nicht ansprechen. Indessen ist es doch ein hoher Genuß, von Goethen dies lesen zu hören; mit seiner unbeschreiblichen Kraft, seinem Feuer, seiner plastischen Darstellung reißt er uns alle mit fort, obgleich er eigentlich nicht kunstmäßig gut liest. Er ist viel zu lebhaft, er deklamirt, und wenn etwa ein Streit oder gar eine Bataille vorkommt, macht er einen Lärm, wie in Drurylane, wenns dort eine Schlacht gab. Auch spielt er jede Rolle, die er liest, wenn sie ihm eben gefällt, so gut es sich im Sitzen thun läßt. Jede schöne Stelle macht auf sein Gemüth den lebhaftesten Eindruck;*) er erklärt sie, liest sie zwei-, dreimal, sagt tausend Dinge dabei, die noch schöner sind, kurz, es ist ein eigenes Wesen, und wehe dem, der es ihm nachthun wollte! Aber es ist unmöglich, ihm nicht mit innigem Antheil, mit Bewunderung zuzuhören, noch mehr ihm zuzusehen; denn wie schön alles diesem seinem Gesichte, seinem ganzen Wesen läßt, mit wie einer eigenen hohen Grazie er alles dies treibt, davon kann niemand einen Begriff sich machen. Er hat etwas so rein Einfaches, so Kindliches. Alles, was ihm gefällt, sieht er leibhaftig vor sich; bei jeder Szene denkt er sich gleich die Dekoration, und wie das Ganze aussehen muß. Kurz ich wünschte, du hörtest das einmal.“ Weiter schreibt sie: „Diesen Sonntag (den 29.) wird Fernow eine Erzählung von Stephan Schütze vorlesen, die hübsch und lustig sein soll; dann kommt Goethe wieder mit einer Ballade. Zwischendurch singt die Bardua uns

*) Nach Schütze warf er am 22. bei der Szene, wo der Prinz als Geist mit der Fackel in der Hand dem kommenden Heere voranleuchtet, ganz von der Schönheit der Dichtung hingerissen, das Buch mit solcher Heftigkeit auf den Tisch, daß es zur Erde fiel.

ein Lied von Goethe, von Zelter oder Himmel komponirt; er hat das gern und extert [neckt] die gute Bardua nicht wenig, wenn sie undeutlich ausspricht oder gar die Verse verwechselt. Letzt habe ich entdeckt, daß sein [am Anfange des vorigen Jahres nach der Melodie eines geistlichen Liedes gedichtetes] Lied ‚Ich hab' mein' Sach auf nichts gestellt' recht gut zur Melodie „Es gingen drei Burschen zum Thor hinaus" sich paßt. Darüber hatte er große Freude, und nun muß die Bardua es jeden Abend singen. Diese Woche [es war die Karwoche] ist kein Theater, und da wird Einsiedel uns wieder einen Abend ein Stück aus dem Plautus vorlesen. Wieland wird uns auch wohl etwas von seinen Briefen des Cicero zum Besten geben. Fernow hat sie ihm durchsehen müssen, und er rühmt sie sehr."

Ihr Sohn scheint bei ihr immer auf Sparsamkeit gedrungen zu haben; deshalb schreibt sie ihm so häufig, daß dieses und jenes sehr wenig koste. Nicht weniger äußerte er stets seine Sorge, daß sie zum zweitenmale sich vermählen werde, wogegen sie immer hervorhebt, daß ihre Unabhängigkeit ihr viel zu lieb sei. Einmal suchte sie ihm seinen Verdacht auf Fernow zu benehmen, der nicht mehr jung und längst verheiratet sei. Diesmal schreibt sie ihm, nachdem sie bemerkt, wie sehr glücklich sie in Weimar sich finde: „An Anbetern fehlt es mir auch nicht; aber laß dir nicht bange werden! Ein, wie ich glaube, reicher frankfurter Kaufmann, der sich einer Erbschaft wegen einige Zeit hier aufhielt, hat sehr ernstlich um meine Hand geworben, ich habe ihn aber ebenso ernstlich nach Hause geschickt. Dann ist hier auch ein Kammerherr der Großfürstin, von Schardt,*)

*) Ludwig Ernst Wilhelm von Schardt war der jüngste Bruder der Frau von Stein. Seine Frau war am 24. März 1805 in Eisenach kurz vor ihrer beabsichtigten Uebersiedlung nach Weimar gestorben, wohin er am Ende des Jahres 1804 als Kammerherr gezogen worden war. Er hatte schon eine schöne Wohnung auf das feinste einrichten lassen. „Er ist außer sich über den Verlust", äußert Frau von Stein; „denn all sein Geist stirbt ihm mit ihr hinweg .... Was wird nun aus Louis werden? Sie konnte alles so hübsch zurecht legen." „Dieser betrübte Wittwer ergießt und versüßt seinen Schmerz durch Thränen, womit er seine Wangen stets benetzt, doch schmeckt ihm die Mahlzeit," schreibt Henriette von Knebel am 30. März 1805. Darauf am 3. September 1806: „Der Schardt geht noch immer als Bräutigam herum, als wenn er sich noch nicht entschließen könnte." Ihn scheint auch die Schopenhauer im Sinne zu haben,

der mich gerne in den Adelstand erheben möchte, ein herzlich alberner Tölpel, der eine geistreiche Frau gehabt hat und gerne wieder in mir hätte, der mich unverhohlen venerirt; alle Welt weiß es, aber abweisen kann ich ihn noch nicht, weil er aller Welt, nur mir nicht, seine Absichten erklärt. Dieser macht uns allen großen Spaß mit seiner prächtigen Uniform, seinem hohen Federbusch und seinem goldenen Schlüssel. Am Freitag (den 20.) hatte er mich und meinen ganzen Zirkel zu sich gebeten; die Bardua, seine Vertraute, mußte ihm eine Liste davon machen. Wir kamen auch alle, selbst Goethe. Ich machte den Thee und er spielte die Harmonika dazu. Was das gottlose Volk für eine Lust dabei hatte, kannst du dir denken; indessen er war seelenvergnügt und ließ sich nichts anfechten. Solche kleine Coteriespäße giebt es denn auch, und sie beleben das Ganze. . . Habe ich Zeit, so schreibe ich dir noch ein Zigeunerlied von Goethen hin, welches nie gedruckt ward, obgleich es schon lange existirt." Das ist nicht ganz richtig, da das aus dem damals noch ungedruckten Entwurf des „Götz" stammende Lied bereits 1784 in Einsiedels „Adelar und Hilaria" gedruckt worden. Goethe hatte es gefunden, als er seinen „Götz" für das Theater bearbeitete, aber es auch jetzt noch zurückgehalten; nur dem Kreise der Schopenhauer scheint er es mitgetheilt zu haben. Diese selbst erhielt eine Abschrift davon, die sie ihrem Sohne mit der Bitte um Rücksendung zugehen ließ, da die traurigen Nachrichten, welche sie von der Belagerung ihrer Vaterstadt Danzig durch die Franzosen erhalten, sie nicht zum Abschreiben kommen ließen.

Um diese Zeit müssen zwei Gesellschaftsabende fallen, deren Schütze ohne nähere Angabe gedenkt. „Goethe hatte schottische Balladen mitgebracht und erbot sich, eine von ziemlicher Länge selbst vorzutragen, doch so, daß den wiederkehrenden Satz, der bei jedem Verse vorkam, die Frauen immer im Chor dazwischen sprechen sollten.*)

wenn sie am 8. Dezember 1806 schreibt: „Ein Kammerherr hat der Bardua eine schlagende Nachtigall, das Futter dazu für den Winter und einen Ring obendrein versprochen, wenn sie ihn bei mir einführen wollte. Aber dem wirds so gut nicht; er soll dumm und langweilig sein; der paßt nicht für uns."

*) Hiernach müßten es Uebersetzungen gewesen sein. Seine eigene Ueber-

Der pathetische Vortrag begann, die Damen hielten sich bereit und fielen zur rechten Zeit ein. Glücklich kam man über den ersten Vers hinaus. Aber als dieselbigen Worte sich zum zweiten- und drittenmal wiederholten, überwältigte die Frau Professorin Reinbeck ein unwillkürliches Lachen. Goethe hielt inne, ließ das Buch sinken und strahlte sie alle mit den feurigen Worten eines donnernden Jupiters an: ‚Dann lese ich nicht!‘ Man war nicht wenig erschrocken; aber Johanna Schopenhauer bat vor, versprach auf's neue Gehorsam und verbürgte sich für die übrigen. Nun ging es in Gottes Namen wieder vorwärts.“ Es fällt doch auf, daß Schütze kein strafendes Wort für die Unart der vornehmen Dame hat, derselben, die in Heidelberg im Laufe dieses Jahres so viele gegen sich aufbrachte, daß Heinrich Voß sie in seinem Briefe an Goethe vom 21. Januar 1808 eine „schreckliche Frau“ nennt.*) Das Zusammensprechen im Chore war doch keineswegs etwas so Lächerliches, wenn nicht etwa die Damen es lächerlich machten. Von einem andern Abende berichtet Schütze, ein Lustspiel des Professor Reinbeck sei mit vertheilten Rollen vorgelesen worden. Wenn derselbe weiter bemerkt, mehrere Stücke Reinbecks seien während dessen Anwesenheit zu Weimar mit Beifall aufgeführt worden, so kann ich diese nicht nachweisen. Vielleicht war von Reinbeck das einaktige Lustspiel „Der Pfandbrief“, der am 6. Mai gegeben wurde. Von Schütze erschien eine Woche später die launige Kleinigkeit „Die Journalisten“, aber ohne besondern Beifall auf der Bühne.

Goethe hatte am 1. April in seinem Hause wieder die Mittwochsversammlungen für die fürstlichen Damen und Frau von Stein begonnen, doch wurde dadurch sein Antheil an den schopenhauerschen Gesellschaftsabenden nicht gestört. Aber der am 10. erfolgte Tod der Herzogin-Mutter setzte ganz Weimar in tiefe Trauer. Frau Schopenhauer nahm daran um so herzlichern Antheil, als die Hingeschiedene ihr vertraulich entgegengekommen war und sie mit ihrem nähern Kreise in genauer Verbindung stand, wogegen

setzung der Ballade The Miller of Dee (vgl. meine Erläuterung zu den lyrischen Gedichten II, 276) könnte in diese Zeit fallen.

*) Goethe-Jahrbuch V, 55. Daß das Jahr 1807 im Datum auf Versehen beruht, der Brief 1808 geschrieben ist, hätte der Herausgeber sehen sollen.

sie dem herzoglichen Hofe noch fern geblieben war. „Heute wird sie in der Stille beerdigt", schreibt sie am 13., „nachdem sie einige Stunden vorher auf einem Katafalk wird gesehen werden können. Ich will mit Bertuchs hingehen. Du weißt, ich sehe nie einen Todten, und ich glaube doch, es ist gut, auch dies zu können. Ich denke, die traurige Pracht, die um sie verbreitet ist, wird ein rührendes, aber kein schreckliches Bild in meinem Gemüthe zurücklassen. Ich will sie gern noch einmal sehen, die seltene Frau und noch seltenere Fürstin. Sie soll im Tode ihrem großen Oheim Friedrich II. sehr ähnlich sehen; sie glich ihm schon im Leben; sie hatte auch die schönen, großen, blitzenden Augen, die bis ins Herz hineinsahen; nur waren sie wohl milder, als seine der Beschreibung nach sein mochten. Sie hatte etwas unbeschreiblich Gütiges und Freundliches in ihrem ganzen Wesen. Ich habe drei Abende und zwei Morgen in allem bei ihr zugebracht; sie hatte mich gern, und ich konnte mit ihr so zutraulich sprechen, als ob sie keine Fürstin wäre. Ach, sie war das Band, das die Bessern hier zusammenhielt! . . . Sie ist nur wenige Tage, dem Anscheine nach, ganz unbedeutend krank gewesen. Man konnte ihr ein weit längeres Leben versprechen; sie war fast nie krank, aber die vielen Schrecken, der Untergang ihres ganzen Hauses und alles, was sie die sechs letzten Monate erleben mußte, haben wohl ihr Leben untergraben, obgleich man ihr äußerlich nichts ansah." Denselben Abend schreibt sie: „Ich bin hingegangen mit den Bertuchs. Ich traf auf Meyer, der mich hinaufführte. Ich habe gesehen und nicht gesehen. Das schwarz behängte Vorhaus, die Treppen, mit Tuch schwarz bedeckt, die künstliche, durch tausend Kerzen erhellte Nacht, die lange schwarze Galerie, an deren Wänden die Lichter wie Sterne aussahen und kaum leuchteten, weil das Schwarz rings umher jeden Lichtstrahl fast einsaugte, alles das stimmte mich wunderbar feierlich, aber eben nicht traurig. Nun trat ich in den Saal; er war noch schwärzer, Seitenwände, Decken, Fußboden, alles schwarz; er war voll Menschen, und kein Laut war zu hören. Ich wurde vorgeschoben bis an das Geländer, das die Menge von dem Trauergerüste trennte. Da lag sie im Sarge mit ihrem Fürstenmantel; ich konnte in der grauenhaften Beleuchtung ihr Gesicht nicht unterscheiden; neben ihr lag

der Fürstenhut und der Szepter; die Juwelen daran blitzten wunderbar in dem Helldunkel. Am Haupte standen zwei in Krepp gehüllte Damen, an beiden Seiten viele Männer in Trauermänteln mit großen, an den Seiten aufgekrempten Hüten, von denen lange Flöre herabhingen; sie standen starr und stumm wie Geister. Es waren alle, die zu ihrem Hofe gehörten, und Deputirte von der Stadt und den verschiedenen Departements; alle sahen gleich aus, alle schienen mir kaum lebendig. Einer sah mich an; er war blaß wie ein Todter; ich erkannte meinen Freund Fernow, der ihr Bibliothekar und auch ihr Freund war; es kam mir vor, als wäre er auch gestorben. Ich erschrak heftig. Dies und die schwüle Luft, oder was es sonst war, genug mir schwindelte. Ich wäre vielleicht ohnmächtig geworden, wenn Meyer mich nicht schnell ergriffen und herausgeführt hätte. Unten in der Frühlingsluft, unter den knospenden Bäumen ward mir gleich besser. Meyer führte mich zu Hause und blieb bis neun Uhr bei mir. Sein Gespräch erheiterte mich. Er erzählte mir viel von ihr; fünfzehn Jahre lang [vielmehr schon seit 1788] war er mit ihr in freundlichstem Verhältnisse; heute hatte er die traurige Pflicht, die Verzierung des Sarges, des Baldachins rc. anzuordnen. Jetzt ist mir ganz wohl und ich werde ruhig schlafen; nur fürchte ich für Fernow. Seine Gesundheit ist nicht stark, sein Gefühl ruhig und tief; er liebte sie sehr und sie that viel für ihn; nun mußte er in der dumpfen Luft an ihrem offenen Sarge bis neun Uhr stehen. Meyer ist ein vortrefflicher Mensch; ihn von Weimar und dem ehemaligen Leben hier erzählen zu hören, ist ganz einzig. Er hat mich ganz wieder erheitert. Goethe schätzt und liebt wohl niemand so wie ihn. Er muß hier nolens volens Verzierungsrath sein. Wir haben neulich in einem Anfalle von lustiger Laune eine Menge Räthe erdacht; ihn nennen wir also beliebter Kürze wegen den Zierrath und alles, was nicht Rath ist, zum Beispiel Schütze, Fernow, heißt Unrath."

Am 15. April hielt Goethe seine Mittwochsgesellschaft und wahrscheinlich war er am folgenden Abend noch bei der Schopenhauer. Aber in der nächsten Nacht wurde er von einem äußerst heftigen Anfalle seines alten Uebels heimgesucht, doch konnte er schon am 18. Frau von Stein brieflich für ihre Anfrage und eine

Sendung danken. Das Fallen des Barometers, schrieb er, habe sich an ihm gerächt; auch sei in der letzten Zeit so viel zusammengekommen, und er habe sich nicht geschont. Zwei Tage später hatte er sich von den Folgen seines Anfalls wieder ziemlich erholt, doch noch am 22. verbot ihm der Arzt, die Mittwochsgesellschaft zu halten. Wie ihm die Schopenhauer ihren Antheil bezeigt, wissen wir nicht. Diese meldet ihrem Sohne am 28.: „Ein großes Unglück hat über uns geschwebt; es ist vorübergezogen. Goethe ist dem Tode nahe gewesen. Seit vierzehn Tagen, die er krank war, habe ich ihn nicht gesehen; jetzt ist er besser und kommt hoffentlich übermorgen zu mir; dann gebe ich meine Gesellschaft zum letztenmale. Es wird jetzt Sommer und die Zeit der Geselligkeit ist vorüber. Er hat der verwittweten Herzogin eine Standrede gehalten, die am Tage ihres feierlichen Leichenbegängnisses in der Kirche abgelesen wurde. Gerne schickte ich sie dir, wenn sie nicht auf so dickem Papier gedruckt wäre. Sie ist, ich weiß nicht, ob in der hallischen oder jenaischen Literaturzeitung, abgedruckt; dort kannst du sie finden, auch kommt sie wohl ins ‚Morgenblatt'.*) Wie wunderbar der große Mann jeden Ton zu treffen weiß! wie meisterhaft alles ist, was von ihm kommt! Im Modejournal des künftigen Monats wirst du einen sehr hübschen Aufsatz über sie von Fernow finden.**) Auch einen über eine große Katzbalgerei, die in Dresden unter den Malern bei der diesjährigen Ausstellung entstanden ist.***) Vor ein paar Monaten war auch etwas von

*) Einen Auszug, nicht von Goethes Hand, einen „Nekrolog", brachte das Intelligenzblatt zur jenaischen Literaturzeitung vom 18. Einen Abdruck gab das „Morgenblatt" vom 29., und schon sechs Tage früher brachte die „Zeitung für die elegante Welt" den ganzen Aufsatz.

**) „Den Manen der verewigten Herzogin Anna Amalia", „F." unterzeichnet, S. 277—285.

***) So schrieb auch Fernow am 3. Mai an Kügelgen, im nächsten Stücke des Modejournals werde er einen vorgeblichen Brief aus Dresden finden, in welchem er ihren letzten Ausstellungsskandal erzähle; er hätte nicht geglaubt, daß die großen Künstler in Dresden sich so geberden würden. Doch ward dieser Brief unterdrückt, die Fortsetzung der im Aprilhefte begonnenen, C. B. unterzeichneten „Kunsterinnerungen aus Dresden" erschien erst im Junihefte als „Gemäldeausstellung in Dresden" und gedachte des Streites nicht.

meiner Fasson darin, aber nur eine Uebersetzung, nämlich die englischen Moden.*) Bertuch hat hier niemand, der Englisch ordentlich versteht, da half ich ihm aus der Noth, aber lustig wars mir, mein Geschreibsel gedruckt zu lesen. Morgen wird „Das Gespenst" von Plautus hier gespielt, welches Einsiedel übersetzte und bei mir vortrug; ich freue mich darauf; es wird ganz nach alter Weise mit Masken gespielt.**) Am Sonnabend [den 25.] wurde „Don Carlos" ziemlich gut gegeben; besonders Wolff und seine Frau als Posa und Eboli spielten meisterhaft. Das Ende war mir neu; Schiller hat's kurz vor seinem Tode verändert. Wie der König den Carlos mit der Königin überrascht (der Großinquisitor bleibt ganz weg), brennt Don Carlos zwei Pistolen auf den König ab, die beide fehlen; der König giebt Befehl, ihn der Hermandat auszuliefern. Die Königin liegt in Ohnmacht, Carlos tritt zu ihr, betheuert ihre Unschuld in einer langen Rede und ersticht sich. Fürs Theater ist dies Ende wohl befriedigender, aber mir wollte es doch nicht gefallen, vielleicht wegen des Ungewohnten." Zuletzt spricht sie noch ihren Aerger über den von Hamburg zurückgekehrten Ridel aus, der ein armer, ängstlicher Philister sei. „Du weißt, Tischbein hat ein Eselsbuch, das er gar nicht aus den Händen giebt***); er will es gern mit Erläuterungen bekannt machen, und gab mir damals einen Brief an Professor Remer in Braunschweig, damit ich mit dem drüber sprechen und dann Tischbein meine Meinung von ihm melden sollte. Ueber alle dem Wirrwarr schrieb ich nur durch Ridel erst, und rieth Tischbein davon ab, weil Remer mir nicht der Mann dazu scheint. Zugleich bat ich ihn, das Buch durch Rideln an Goethe zu schicken, mit dem ich drüber gesprochen hatte. Er hat es auch gewollt, was mich sehr wundert, und der ängstliche Ridel hat's nicht mitnehmen wollen, weil Goethe es der Esel wegen seiner Meinung nach übelnehmen könnte, ist also abgereist, ohne von Tischbein Abschied zu nehmen. Ist das nicht eine echte Eselei?" In

*) „Londner Moden im Dezember 1806", im Märzhefte S. 204—207.

**) Die Vorstellung fand keinen Beifall.

***) Es ist die nicht veröffentlichte „Lebensgeschichte des Esels" gemeint, um die sich auch Falk bemüht hatte. Vgl. Schiller zu Tischbein's „Aus meinem Leben" I, S. XXV.

Folge dessen unterblieb zunächst alle weitere Verbindung Tischbeins mit Goethe.

Die eben gegebenen Mittheilungen schließen den Brief, dessen Hauptinhalt der Entschluß ihres Sohnes bildet, den Gelehrtenstand zu ergreifen. Am 28. März hatte er ihr mit so gelassener Ruhe seine unbezwingliche Unzufriedenheit mit dem Kaufmannstande und seinen mächtigen Trieb nach einem der Wissenschaft gewidmeten Leben ausgesprochen, daß sie nicht unterlassen konnte, die Sache reiflich zu erwägen. Sie berieth sich deshalb mit Fernow, der schriftlich sich eingehend über den Entschluß aussprach, sich so spät die gelehrte Bildung zu verschaffen. Diesen Aufsatz*) legte die Mutter ihm bei. Ernstlich bat sie ihn, die Sache allseitig zu erwägen und sich zu prüfen, ob der Hang zur Wissenschaft so groß in ihm sei, daß er die Aussicht auf fünf bis sechs Jahre sehr angestrengter Arbeit und am Ziele ein mäßiges arbeitsvolles Leben aufwiege; dann möge er sich entschließen, Arzt oder Jurist werden; denn für ein Brodstudium müsse er sich bestimmen, nicht allein weil er nicht reich genug sei, um von seinen Renten zu leben, sondern auch weil nur ein solches feste Bestimmtheit gebe. „Ich sage dir nicht, daß du mich nicht betrügen sollst (denn ich kenne dich und deine feste reine Rechtschaffenheit), aber mit Thränen im Auge beschwöre ich dich: ‚Betrüge dich selbst nicht! Gehe ernstlich und ehrlich mit dir selbst um!‘ Es gilt das Wohl deines Lebens, es gilt die Freude meiner alten Tage; denn nur von dir und Adelen hoffe ich Ersatz für meine verlorene Jugend. Ich ertrüge es nicht, dich unglücklich zu wissen, besonders wenn ich mir den Vorwurf machen müßte, durch zu große Nachgiebigkeit dies Unglück dir zugezogen zu haben.“ Sei er entschlossen, so werde sie ihn wenige Meilen von Weimar in einer Stadt oder auf dem Lande bei einem geschickten Schulmanne unterbringen, wo er nach Fernows Ansicht, wenn er zwei Jahre fleißig Tag und Nacht arbeite, so viel Latein und was sonst nöthig sei, erlernen könne, um ein Gymnasium besuchen zu können. Sie überließ ihm ganz die Entscheidung, wenn

*) Gwinner hat ihn in „Schopenhauers Leben“ S. 55 ff. (2. Aufl.) mitgetheilt.

sie auch hoffte, die ihm ernst vorgehaltenen Schwierigkeiten würden ihn im Kaufmannstande zurückhalten.

Mit diesem Briefe vom 28. April brechen die uns vorliegenden Briefe an Arthur ab; aus den spätern bietet jetzt die zweite Auflage von Gwinners Leben Schopenhauers bedeutende Auszüge. Unsere bisherigen Mittheilungen geben ein in sich geschlossenes Bild der Anfänge jener Abendgesellschaften, der mächtigen Anregung, welche diese von Goethe empfingen, und der genußreichen Erholung, welche sie dem Dichter boten. Es ist ein eigenes Schauspiel, wie die Schopenhauer durch die bloße Anziehungskraft ihres gemüthlichen, bildungsreichen und fest auf sich beharrenden Wesens in jener traurigen Zeit ohne besondern Aufwand, ja ohne daß sie sich ernstlich darum bemühte, einen schönen Kreis um sich versammelte und festhielt, dessen belebender Mittelpunkt der von der Gesellschaft durch seine Heirat fast ausgeschlossene Goethe war, dem diese Verbindung eine edle Zuflucht seiner nach liebevoller Anerkennung seiner menschlichen Eigenthümlichkeit, seines vollen Herzens, seines edlen Strebens sich sehnenden Natur war. Sein Dichterruhm, seine wissenschaftlichen Entdeckungen standen ihm hier ganz fern, nur als Mensch wollte er hier geachtet und geliebt sein. Damals lagen ihm die Farbenlehre und die naturwissenschaftlichen Fragen, wie die von Riemer aufbewahrten Aphorismen zeigen, sehr am Herzen, aber im Kreise der Schopenhauer verlautete hiervon ebenso wenig als von sonstigen Arbeiten, besonders der Durchsicht seiner Werke, nur gelegentlich geschah eines oder des andern neu darin erscheinenden Gedichtes Erwähnung. Wir haben hier eine ganz ähnliche Erscheinung wie in den Briefen W. Humboldt's an eine Freundin, die uns gar nicht ahnen lassen, welche großartigen Sprachforschungen seinen Geist zu derselben Zeit in Spannung hielten. Für Goethe war die begeisterte Bewunderung der zu ihm aufschauenden Frau ein Lebensbalsam, dessen er damals so sehr bedurfte, wo sich die höhern Kreise, besonders die Damen, mit denen er bisher in freundlicher Verbindung gestanden, durch seine Trauung mit Christiane Vulpius verletzt fühlten. War ja selbst Frau von Schiller darüber so erbittert, daß sie den natürlichen Gesichtspunkt gar nicht finden, sogar als ihre Mutter ihr denselben vorhielt, sich dabei nicht be-

ruhigen konnte: sie fand diesen Entschluß nutz- und zwecklos, meinte gar, eine solche Zeremonie sollte man nur in den glücklichsten Tagen seines Lebens feiern oder nie; das Nachtheilige des Eindruckes davon auf die Gemüther lasse sich nicht unterdrücken. Deshalb konnte sie sich auch nicht entschließen, ihm, wie andere gethan, dazu Glück zu wünschen. Wenn Charlotte von Schiller also urtheilte, wenn sie sich durch ihren leidenschaftlichen Haß gegen die „Demoiselle", mit dem sie auch Schiller angesteckt hatte, so weit fortreißen ließ, wie viel ärger mußte die Trauung auf Frau von Stein wirken! Da war es kein Wunder, daß Goethe sich von diesen Kreisen und dem Hofe, mit dem sie in nächster Verbindung standen, zurückgestoßen fühlte. In dieser Vereinsamung mußten die innige Theilnahme und die warme Verehrung, welche er bei der neuen Freundin fand, ihm wunderbar wohlthun, seine Seele heiterm Vertrauen öffnen. Natürlich erweckte ein so enges Verhältniß zu der Fremden eine gewisse Eifersucht in Frau von Stein, aber Goethe ging mit ruhiger Besonnenheit seinen Weg, da jede Leidenschaftlichkeit seiner Neigung fern blieb. Er freute sich der edlen Zuneigung einer so bedeutenden, bildungsreichen und bildungsbedürftigen, gemüthvollen Frau, welcher seine Theilnahme einen festen Mittelpunkt in Weimar gegründet hatte, und gab sich rücksichtslos dem heitern, durch Kunst verschönten Leben hin, welches er in ihrem Hause fand. Sie selbst, die sich ihre Unabhängigkeit zu erhalten suchte, machte keinen Anspruch an ihn, sie betrachtete alles, was er ihr bot, als eine unverdiente Gabe des Glückes, und wenn sie wirklich, wie Ludecus berichtet, auf die Frage, wie Goethe dazu gekommen, seine Haushälterin zu heiraten, erwiderte, er habe kein seiner würdiges Frauenzimmer finden können, so sprach sie damit ihre volle Ueberzeugung aus. Sein Verhältniß zu dieser edlen Freundin erhielt sich in inniger Herzlichkeit, auch als die vornehmen Damen von ihrem Abscheu gegen seine Heirat sich wieder so weit erholt hatten, daß die Verbindung mit ihnen und dem Hofe sich herstellen konnte. Die dankbare Erinnerung dessen, was sie ihm in trüber Zeit geworden, verließ ihn nie, konnte die Verbindung auch nicht so eng, fast ausschließend wie früher bleiben. Zunächst verwandte er seinen Einfluß, daß man Fernow, der durch den

den Tod der Herzogin Mutter seine Stelle verloren, wenn er auch sein Gehalt behielt, nicht wieder als Professor nach Jena sandte, sondern er Weimar, wo er auf Goethes Anregung die Herausgabe der Werke Winckelmanns unternommen hatte, und dem schopenhauerschen Kreise erhalten blieb. Der darauf bezügliche Brief Goethes an Voigt ist vom 1. Mai. Goethe selbst war mit der Farbenlehre und der Durchsicht der letzten Bände beschäftigt. Seine Mittwochsversammlungen konnte er freilich fortsetzen, doch fühlte er sich sehr ermattet und lebte „in halber Hypochondrie“. Auch ihm gab die Schopenhauer von dem Entschlusse ihres Sohnes Kunde, über dessen Ausführung sie viel mit Fernow und Meyer verhandelte. Am 11. Mai nahm Goethe von ihr Abschied, da er am nächsten Sonntag, den 15. nach Karlsbad gehen wollte. „Gebe der Himmel, daß er mit neuem frischen Leben zurückkehre!“ schrieb sie ihrem Sohne.

Dieser kam bald nach Goethes Abreise zu Weimar an, wo seine schon früher besprochene Uebersiedelung nach Gotha ins Werk gesetzt wurde. Fernow brachte ihn entweder allein oder in Begleitung der Mutter nach Gotha oder leitete dort die nöthigen Verhandlungen; denn am 11. Juli schreibt er an Kügelgen, er sei vier oder fünf Tage in Gotha gewesen. Seine Wohnung hatte Arthur beim Gymnasiallehrer Lenz, Privatunterricht erhielt er im Lateinischen vom Direktor Döring; in der Selekta des Gymnasiums nahm er an den Stunden im Deutschen unter dem trefflichen Friedrich Jacobs Theil. Mit unendlichem Eifer gab er sich, obgleich er auch an Vergnügungen sich vielfach betheiligte, seinen Studien hin und machte bald die glänzendsten Fortschritte zur innigen Freude der Mutter. Mitte Juli begab sich Fernow mit Schütze nach Carlsbad, wo er Heilung von seinen Fieberanfällen und dem stechenden Schmerze auf der Brust suchte. So fanden sich also drei ständige Mitglieder des schopenhauerschen Kreises in Karlsbad zusammen, freilich in leidendem Zustande. Bald nach Fernow und Schütze anfangs September kehrte auch Goethe nach Weimar zurück, wo sein zur Wiedereröffnung der Bühne am 19. September gedichtetes Festspiel auf die Wiedervereinigung der herzoglichen Familie sich allgemein herzlichen Beifalls erfreute. Hatte er sich auch jetzt dem Hofe mehr genähert, wo er regelmäßig

Dienstags am Morgen bei der Prinzessin Karoline, Abends bei der Herzogin war, so blieb doch die Abendgesellschaft der Schopenhauer nicht unbesucht. Daß er Abends sehr oft in Gesellschaft gehe, berichtet Riemer den 14. Oktober an Frommanns Gattin. Am Sonntag den 1. November führte er bei der Schopenhauer die romantisch tolle Bettine Brentano ein, die an diesem Tage mit Schwester und Bruder nach Weimar gekommen war.*) „An sich schon zog sie durch ihr drolliges, naives Wesen an, und durch die Art, sich auszudrücken," berichtet Schütze. „Wie wenn sie sich halbversteckte, theilte sie sich lieber wenigen in ihrer Nähe als dem größern Kreise mit. Wenn man sie ansah, konnte man ihr wohl glauben, daß sie auf der Reise in Mannskleidern die Rolle eines jungen Burschen mit Glück gespielt, dem Postillon gefallen und sich und andere mit mancher kleinen Verlegenheit geneckt habe. Auch das Klettern auf Bäume traute man ihr zu. Ein leises Fragen, ob man sie fasse oder ihr glaube, drang aus den hin und her und abwärts gehenden Blicken. Ein heiterer, gutmüthiger Kobold sprach aus ihrem ganzen Wesen, wobei noch eine Schwärmerei über die Musik sie ins Geisterhafte erhob." Ob auf diese Schilderung der zur Zeit ihrer Abfassung vorliegende „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" einigen Einfluß gehabt, bleibe dahin gestellt. Am Tage vor dem Gesellschaftsabend des 12. ging Goethe mit Riemer nach Jena, von wo er am 18. Dezember nach Weimar zurückkehrte. Ihm folgte gleich darauf der früher seiner mystischen Ueberschwenglichkeit wegen bespottete Zacharias Werner, dessen „Luther" von der weimarischen Bühne ausgeschlossen worden war. Goethe hatte ihn jetzt näher kennen lernen und seine noch ungedruckte „Wanda" zur Feier des Geburtstages der Herzogin bestimmt. Auch bei der Schopenhauer führte Goethe Werner ein, und zwar noch vor dem nächsten Gesellschaftsabende. „Wir haben gestern bei der Schopenhauer mit Werner gegessen," schreibt Riemer den 23. an Frommann. „Nach

*) Die Schopenhauer selbst schreibt (Jugendleben II, 39): „Bettina in Weimar, durch Goethe bei mir eingeführt." Wie wenig sie für diese eingenommen war, dürfte sich aus ihrer spätern Aeußerung an Holtei über „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" ergeben: „Bettina hat ein Lügengewebe, mit Gold und Silber und schreienden Farben staffirt, zu Tage gebracht."

Tische las er uns die bekannten und noch einige andere Sonette vor, und selbst Fernow fand sie, der schwer zu befriedigende, lobenswerth.“ Von jetzt an erschien Werner sehr häufig bei der Schopenhauer, auch ohne Goethe. Als Goethe am 23. die Familie Frommann auf die Weihnachtstage zu sich einlud, wurde auch schon der Besuch der Schopenhauer am Sonntagsabende in feste Aussicht genommen, doch kam derselbe nicht zu Stande. Den Sylvesterabend, der diesmal auf einen Donnerstag fiel, verbrachte Goethe bei der neuen Freundin. Es waren auch Sänger und Sängerinnen des Theaters eingeladen. Schütze berichtet: „Goethe kam von der Lektüre italienischer Schäferidyllen und befand sich in einer sanften, lyrischen Stimmung, in welcher er sich auch mit großer Anmuth über das Gelesene aussprach. Nachdem herrliche Lieder, besonders von Zelter, waren gesungen worden, während Goethe in den Zimmern auf- und abging, setzte sich die Gesellschaft an verschiedene Tische. Ich bekam meinen Platz unter den Künstlern und gab mich hier um so lieber lustigen Einfällen hin, als in diesem Kreise sich eine Lachtaube [die Engel oder Elstermann?] befand, die für Scherze sehr empfänglich oder reizbar war. Aber plötzlich, mitten in der Fröhlichkeit, klopfte Goethe auf den Tisch, augenblickliche Stille und Gesang gebietend. Da hätte man sehen sollen, wie das halb ausgesprochene Wort auf den Lippen erstarb, wie die Mienen zuckten und ein Wetterleuchten über die Gesichter fuhr. Lachtaube hatte die erste Stimme; sie kämpfte ritterlich, mit bewunderungswürdiger Fassung rang sie sich auf und die andern folgten ihrem Flug, während manche bittersüße Thräne über hochgeröthete Wangen floß. Zum Glücke haben Schauspieler sich mehr in ihrer Gewalt als andere Menschen. Sie blieben nun auf ihrer Hut, und wie Goethe auf einmal aufgestanden war, schlich einer nach dem andern nach und kam mit der Nachricht zurück: ‚Er lacht!‘ was dann die vorige Lust wieder zurückführte.“ Wie Schütze hierdurch so peinlich berührt werden konnte, sieht man nicht recht. Die Schopenhauer hatte Goethe den Auftrag gegeben, zu bestimmen, wann die programmmäßig feststehenden Lieder gesungen werden sollten; die Sänger und Sängerinnen standen unter ihm als Theaterdirektor, sangen auch bei ihm oft im Hause, und das Zeichen zum Anfang zu geben, war er vom Theater her gewohnt.

Unterdessen hatte die Mutter um Arthur neue Noth gelitten. In seinem Uebermuthe hatte er bei Tische Spottverse auf einen Gymnasiallehrer Schulz gemacht, weil dieser sich in einer Zeitung ungünstig über die Selekta geäußert hatte. Sie wurden dem Verspotteten verrathen und setzten diesen in solche Wuth, daß Döring aus Rücksicht auf seinen Amtsgenossen, trotz aller Liebe zu Schopenhauer, sich gedrungen fühlte, ihm den Privatunterricht aufzukündigen.*) Sofort meldete er der Mutter, daß er unter diesen Umständen nicht in Gotha bleiben könne; er wollte sofort abreisen: aber diese bat ihn, doch ihren nächsten Brief abzuwarten, bis sie mit ihrem Freunde sich berathen, wohin er sich wenden solle. „Ich würde dich gleich herkommen lassen," schrieb sie ihm, „aber theils weiß ich dich jetzt nicht gut auf längere Zeit zu beherbergen, theils würde mich auch deine Gegenwart und dein ewiges Einreden hindern ordentlich für dich zu forschen und zu wählen, und mich bald ärgerlich, bald verwirrt machen, besonders wenn deine edle bekannte Unentschlossenheit dazu käme, und überhaupt kann ich diesmal nicht dafür stehen, daß der Unwille über dich, der doch bei Lesung deines Briefes in mir aufwallte, nicht meiner Herr würde und es zu heftigen Auftritten käme, die wir beide besser thun zu vermeiden." Arthur hatte an Göttingen, Braunschweig oder München gedacht. Aber die Mutter stellte ihm nach reiflicher Erwägung die Wahl zwischen Altenburg, wo er in ähnlicher Weise zum Gymnasium stehen würde, wie in Gotha, und Weimar. Hier sollte er den Privatunterricht des eben an das Gymnasium berufenen, noch blutjungen tüchtigen Philologen Passow genießen, der ihm freilich nur sechs Stunden wöchentlich geben könne. Aber bei ihr wohnen könne er nicht, da dadurch ihre zwanglose, friedliche, unabhängige Ruhe gestört werde, die sie jetzt erst recht eigentlich des Lebens froh worden lasse. Mittags werde er bei ihr zu Tische sein, etwa von 1 bis 3 Uhr, dann auch an den beiden Gesellschaftsabenden. Freilich würden ihm letztere nicht immer ganz angenehm sein, da er der einzige ganz junge Mensch in der Gesellschaft sei, doch das Interesse an dem von ihm hochverehrten Goethe, von dem er manchen Spruch

*) Gwinner S. 62 f. 240.

im Munde führte, werde ihn hoffenlich für die vermißte Lustigkeit entschädigen. Auch als Arthur sich für Weimar entschieden hatte, erklärte sie (am 13. Dezember) die Unmöglichkeit, ihn in ihr Haus aufzunehmen. „Ich verkenne dein Gutes nicht; auch liegt das, was mich von dir zurückscheucht, nicht in deinem Gemüth, nicht in deinem innern, aber in deinem äußern Wesen, deinen Ansichten, deinen Urtheilen, deinen Gewohnheiten, kurz, ich kann mit dir in nichts, was die Außenwelt angeht, übereinstimmen. Auch dein Mißmuth ist mir drückend und verstimmt meinen heitern Humor, ohne daß es dir etwas hilft. Sieh, lieber Arthur, du bist nur auf Tage bei mir zum Besuch gewesen und jedesmal gab es heftige Szenen um nichts und wieder nichts, und jedesmal athmete ich erst frei, wenn du weg warst, weil deine Gegenwart, deine ewigen Klagen über unvermeidliche Dinge, deine finstern Gesichter, deine bizarren Urtheile, die wie Orakelsprüche von dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, mich drückten, und mehr noch der ewige Kampf in meinem Innern, mit dem ich alles, was ich dagegen einwenden möchte, gewaltsam niederdrücke, um nur nicht zu einem Streit Anlaß zu geben.“ Bald darauf kam Arthur nach Weimar, wo er mit Passow in demselben Hause wohnte und sich in strengstem Eifer seinen Studien widmete. Besuchte er auch die Abendgesellschaften seiner Mutter, an denen auch Passow Theil nahm, so hielt er sich doch zurück; seine gespannte Aufmerksamkeit widmete er dort Goethe, doch war er zu stolz, sich ihm als dem Freunde seiner Mutter aufzudrängen. Diese muß unterdessen den Titel einer Hofräthin erhalten haben,*) der sie hoffähig machte, doch trat sie dem Hofe nicht näher, vielmehr scheint die Herzogin ihr wenig geneigt gewesen zu sein. Von welchen Hofe sie den Titel erhalten, weiß ich nicht; daß sie ihn nicht von Weimar erhalten, zeigen die dortigen Staatshandbücher.

Auch im folgenden Jahre blieb Goethe den Gesellschaftsabenden der Schopenhauer treu, wovon sich freilich nur einzelne bestimmte Angaben erhalten haben, wie wir auch zufällig nur weniges von

*) Knebel schreibt am 26. Januar 1808, Frau Hofräthin Schopenhauer und Professer Fernow würden den Abend bei ihm den Geburtstag der Frau Herder feiern.

den Besuchen der Schopenhauer in seinem Hause wissen. Häufig genug stellte sich Werner bei ihr ein. Schütze berichtet: „Werners hagere, wiewohl nicht unkräftige, doch schon etwas verknöcherte Gestalt mit den ungewöhnlich tiefen Verbeugungen, sein längliches, schwärzlich-gelbes Gesicht mit den breitgeschlitzten feuchtmatten Augen nahmen nicht sehr für ihn ein. Den meisten Ausdruck hatte noch die langgestreckte Nase mit dem hervorragenden Kinne, besonders wenn er sich damit, wie nach der Meinung anderer spürend, rechts und links wandte. Die Zuhörer aber gewann er nicht allein durch Mittheilung poetisch-religiöser Ideen in bedeutsamen, populär erhabenen, nicht immer geschmackvoll gebildeten Worten, sondern auch durch burleske Fabeln und Schnurren, womit er die Gesellschaft unterhielt, wie z. B. wenn er zwei Enten auf dem Wasser miteinander sprechen ließ. Bei einer grandiosen Vorlesung des ‚Faust‘, womit er eines Sonntags ein halbes Stadtviertel erschütterte, glaubte man in ihm mehr den Mephistopheles als den Faust zu sehen.“ Freilich könnte die letztere Vorlesung erst ins folgende Jahr gefallen sein. Goethe befand sich damals so wohl, daß er mit seiner Gattin nach Jena, wo er vom 16. bis zum 18. Januar weilte, zum Balle fuhr. Nach der Rückkehr nahmen ihn und Werner die Aufführung der „Wanda“ sehr in Anspruch. „Am Tage der Darstellung [den 30.]“, so hörte Holtei die Schopenhauer erzählen*), „waren der Dichter und einige nähere Freunde, unter diesen die Schopenhauer, bei Goethe zum Essen. Auf die Frage, wo man sich nach dem Theater versammeln würde, suchte der Vorsichtige, der allzugroßen Andrang fürchtete, die Last von sich ab und, wie er es oft in ähnlichen Fällen that, der armen Schopenhauer zuzuwenden, die, gastfrei und gefällig, dergleichen Schicksale über sich ergehen ließ. Diesmal kam es ihr, da sie gar nichts vorbereitet hatte, denn doch ein wenig zu schnell, und sie wurde um so bedenklicher, weil sie die Aufführung des wernerschen Stückes doch um keinen Preis versäumen wollte, und folglich keine Zeit mehr hatte, sich um den Haushalt zu bekümmern. Sie eilte in größter Angst heim und

*) Vierzig Jahre V, 59 f. Die Darstellung scheint doch etwas holteiisch gefärbt.

rief eben nur ihrer Wirthschafterin zu: ‚Wir bekommen auf die Nacht Scharen von Gästen; richte dich ein und hilf dir, so gut du kannst!‘ Als nun nach höchst zweifelhaftem, aber doch scheinbarem Erfolg [der Erfolg war vielmehr glänzend] die Gäste eintrafen, nahmen die Frauen an der improvisirten Tafel Platz, die Herren standen mit ihren Tellern umher. Für Goethe und Werner waren zwei Stühle in der Mitte bestimmt; zwischen ihnen stand ein wilder Schweinskopf, von welchem die Wirthin schon Tags zuvor gegessen. In ihrer Angst hatte die Haushälterin durch einen großen Kranz von Lorbeerblättern die Anschnittswunde zu verdecken gesucht. Goethe erhub, diesen Schmuck erblickend, mächtig seine Stimme, und rief dem bekanntlich sehr cynischen und nicht immer sauber gewaschenen Werner zu: ‚Zwei gekrönte Häupter an einer Tafel? Das geht nicht!‘ Und er nahm dem wilden Schweinskopf seinen Kranz und setzte ihn dem Dichter der ‚Wanda‘ auf den Kopf.“ Dazu ist zu bemerken, daß, nach Schütze, hübsche Mädchen nach der Vorstellung den Dichter mit Blumen bekränzt hatten. Einen starken Stoß erlitt freilich Werners Ansehen, als man von einem Angriff vernahm, den der Dichter der „Weihe der Kraft“ auf ein von ihrer Herrschaft zu ihm geschicktes Kammermädchen gemacht, eine Geschichte, die Meyer am 14. März mit seinem drolligen Humor bei der Schopenhauer vortrug. Werner verließ denn auch bald darauf Weimar. Fernow, dem seine karlsbader Kur keine Linderung gebracht hatte, war damals sehr leidend, ja er mußte zuletzt sich entschließen, bei dem ungewöhnlich rauhen Wetter das Zimmer zu hüten.

Am 30. (31?) März war Goethe mit dem Kanzler Müller bei der Schopenhauer, wo er sich sehr theilnehmend und mittheilend zeigte. Er beschrieb Karlsbad, kam auf die großen Orkane zu sprechen, endlich auf den Schauspieler Schröder, der kein wahrer Künstler sei, weil ihm das Gemüth fehle. Gleich darauf fand er sich sehr angegriffen, da er seinen achtzehnjährigen August nach Heidelberg entlassen mußte. Davon, daß dieser an den Gesellschaftsabenden der Frau Schopenhauer Theil genommen und mit ihrem Arthur in Verbindung getreten, wissen wir nichts, doch konnte es nicht fehlen, daß August die so hochgeehrte Hausfreundin bei seinem

Abschied begrüßte. Gleich darauf trat Goethe eines Abends mit wirklichem Zorn bei der Schopenhauer ein, „als ihn Friedrich Schlegel aus seiner Ruhe aufgejagt hatte", wie Schütze berichtet. Wenn er nicht irre, habe die Veranlassung dazu Schlegels Aeußerung gegeben, in Goethes poetischen Gesinnung seien die Grundsätze von Voltaire anzutreffen. Man trachte dahin, habe er gesagt, ihn ganz allmählich herunterzuziehen, ihm etwas und dann wieder etwas zu nehmen; aber man sollte nur wissen, wie sie es in Jena getrieben, wo sie zu einem Musenalmanach aufgefordert, um nur für ihre Gedichte ein schönes Honorar zu bekommen. Aber zu dem hier gemeinten von A. W. Schlegel und Tieck 1801 herausgegebenen „Poetischen Taschenbuch" hatte blos der Verleger Cotta eine Ankündigung erlassen, und es war nicht Schuld der Herausgeber, wenn sie von Schiller und Goethe keinen Beitrag erhalten konnten. Schützens Bericht ist außerordentlich bedenklich, nur das steht sicher, daß Goethe um diese Zeit sich scharf wider Schlegel ausgelassen. Schütze sagt, Falk habe diese Szene ausführlich beschrieben, aber aus seiner eigenen Phantasie so viel hinzugedichtet und Goethes einfache Worte mit seinen eigenen Ausdrücken so überschwenglich vermischt, daß Goethe darin nicht wieder zu erkennen sei. Schützes eigene Zeitbestimmung des 17. Mai ist unrichtig, da Goethe schon einige Tage vorher seine karlsbader Reise angetreten hatte. Falk setzt Goethes Ausbruch auf den Abend des zweiten Ostertags 1808, an welchem er mit Goethe in einer kleinen auserlesenen Gesellschaft zusammen gewesen; das träfe auf den 18. April. Jedenfalls ist der April zu setzen, wahrscheinlich der 17., der Ostersonntag, da wir einen gewöhnlichen Gesellschaftsabend anzunehmen haben. Auch die Veranlassung scheint bei Falk richtiger angegeben: „Kürzlich hat eine Gelehrtenzeitung in einer von beiden Städten, ich weiß nicht recht, ob in Ingolstadt oder in Landshut, Friedrich Schlegel als den ersten deutschen Dichter und Imperator in der Gelehrtenrepublik förmlich ausgerufen." Auffallend ist nur, wie Schütze, da ihm beide richtige Bestimmungen vorlagen, den Irrthum begehen konnte. Die von Falk gemeinte Zeitung ist die „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst" des frühern jenaischen Privatdozenten Georg Anton Friedrich Ast, der 1805 nach Landshut berufen worden war. Dort

wird in den „Aphorismen“ gesagt, Goethes Poesie habe ihr Gegenbild in der heidnischen Plastik, die von Tieck und Novalis in der romantischen Malerei. „Die Poesie aber scheint Friedrich Schlegel zu der Höhe emporzuführen, wo sie plastisch und musikalisch zugleich sein wird, zu idealer, verklärter Gediegenheit und Objektivität sich vollendend, wie die pindarische Muse.“

Vom 23. April bis zum 1. Mai weilte Goethe in Jena, elf Tage darauf trat er die Reise nach Karlsbad an. Einen Monat später begleitete Frau Schopenhauer mit ihrer Tochter ihren sehr leidenden Freund Fernow nach dem Bade Liebenstein.*) Anfangs August kehrte sie zurück, aber leider hatte auch Liebenstein Fernow keine Linderung gebracht, und in Weimar fand er seine Frau dem Tode nahe, so daß er trotz seiner eigenen Schmerzen und der gesteigerten Schwäche sich ihrer Pflege widmen mußte. Anfangs September hütete er selbst das Zimmer, vor dem Ende des Monats starb seine Frau. Jetzt konnte die Freundin leicht ihn bestimmen, ein Zimmer in ihrer Wohnung zu beziehen. Der Umzug wirkte anfangs sehr wohlthätig auf ihn, doch in wenigen Wochen fühlte er sich so angegriffen, daß er sein Zimmer nicht mehr verlassen konnte.

Goethe kehrte Mitte September zurück, wo ihn die erschütternde Kunde vom Tode seiner Mutter traf; dann aber nahm ihn das Zusammentreffen Napoleons mit dem russischen Kaiser in Erfurt und die leidigen in Folge desselben veranstalteten Feste zu Weimar, wo er die Einrichtung des Theaters für die französischen Schauspieler zu besorgen hatte, außerordentlich in Anspruch, so daß er bei der um Fernow so unendlich bekümmerten Schopenhauer wenig vorsprechen konnte. Erst Mitte Oktober hatte die Sturmflut sich verlaufen, nach welcher Goethe zu seiner Erholung auf kurze Zeit das freundliche Jena aufsuchte. Nach seiner Rückkehr fand er sich auch wieder in den Abendgesellschaften der Freundin ein. In den November muß sein begeisterter Vortrag über das Nibelungenlied fallen, dessen Schütze gedenkt; denn seine Mittwochgesellschaft erfreute er damit seit dem 9. November. Als am 13. von der sonn-

*) Irrig läßt Gwinner S. 71 sie in diesem Jahre die Kur in Wiesbaden gebrauchen.

täglichen Hofcour „mit einer kleinen Weinlaune“ zur Schopenhauer kam, übte er, wie Schütze berichtet, gegen Wieland „auf eine fast bösliche Weise völligen Uebermuth“ aus. „Er reizte ihn durch Widerspruch, und man hörte gleich, daß es ihm nicht darum zu thun war, Recht zu behalten, sondern ihn in Harnisch zu setzen. Wieland nahm die Sache ernsthaft und ärgerte sich denn auch in allem Ernste. Meyer hielt sich zu Goethe als treuer Adjutant, und seine zurechtweisenden Worte: ‚Lieber Wieland, Sie müssen das nicht so nehmen!‘ klangen mir verletzend.“ Wieland ließ sich zuweilen zu einer unbesonnenen Behauptung hinreißen, an die Goethe, um das Gespräch zu beleben, sich hing und dann vom Eifer sich hinreißen ließ. Große Unannehmlichkeit hatte er bald darauf mit dem Theater, besonders da der Herzog und die Herzogin leidenschaftlich gegen ihn Partei nahmen. Wie sehr er sich der Abende bei der Schopenhauer neben mancher andern angenehmen Unterhaltung freute, zeigt sein Brief an Knebel vom 25 November. Diesem schreibt er, nachdem er seiner Mittwochsversammlungen gedacht hat: „Uebrigens ist es bei uns sonderbar genug. Die Abreise des Erbprinzen [nach Petersburg], das vermuthliche Außenbleiben der Hoheit [der Großfürstin] und anderes haben das Gefühl der Geselligkeit bei uns äußerst angeregt, und die Woche könnte mehr Tage haben, und immer doch noch genugsam Unterhaltung darbieten. Bei Frau Hofrath Schoppenhauer*) sind der Donnerstag und der Sonntag, jeder auf seine Weise, interessant: der erste wegen vieler Sozietät, wo man eine sehr mannigfaltige Unterhaltung findet; der zweite, wo man wegen kleinerer Sozietät genöthigt ist, auf eine konzentrirte und konzentrirende Unterhaltung zu denken, und, was du dir kaum vorstellen könntest, in kurzem wird unser geselliges Wesen eine Art von Kunstform kriegen, an der du dich gelegentlich selbst ergetzen sollst.“ Das letztere ist nicht auf die schopenhauerschen Gesellschaftsabende zu beziehen. Goethe selbst scheint besonders die Sonntagsabende geliebt zu haben. An den Donnerstagsabenden

*) Diese Form erklärte Arthur Schopenhauer wenigstens später für die richtige Schreibung seines ursprünglich holländischen Namens. Goethe braucht sie regelmäßig.

waren bei ihm wohl schon jetzt Proben seiner Singkonzerte, nach denen bei ihm ein frugales Abendmahl stattfand.

Schon am 2. Dezember schrieb Goethe, wohl auf Veranlassung der Schopenhauer und Fernows selbst, an Cotta wegen der Forderung, welche dieser noch an Fernow hatte, da dessen Gesundheit wenig Hoffnung lasse und seine Freunde durch Berichtigung seines ökonomischen Zustandes, durch Vorsorge für seine Kinder ihn einigermaßen zu beruhigen suchten; er wünsche deshalb die Höhe seiner Schuld zu wissen.*) Noch ehe Cottas Antwort mit dem Verzicht auf seine Forderung von mehr als 2700 Gulden eintraf, in der Nacht auf den 4. Dezember, erlag Fernow dem sein Leben so lange untergrabenden Uebel. Tiefe Trauer erfüllte die Freunde, welche an diesem Tage (es war ein Sonntag) in dem gastlichen, meist von frischem Leben bewegten Hause erschienen. Donnerstag den 8. fand das Begräbniß statt. Der Maler Kügelgen war am vorigen Abend angekommen, um den Freund in seiner Krankheit zu pflegen; bitterster Schmerz ergriff ihn, als er am andern Morgen im Gasthofe auf die Frage nach Fernows Wohnung erfuhr, dieser werde heute begraben. Der talentvolle Maler hielt sich längere Zeit in Weimar auf, wo er eine Zierde der Gesellschaftsabende bildete, denen Fernow entrissen war. „Die Guitarre im Arm", berichtet Schütze, „schloß er mit geschicktem Saitenspiel ganz vorzüglich dem schönen Geschlechte sich an, welchem er nach dem Wechsel des Zufalls oft bis zur bewunderten Langmuth sich hingab." Am Gesellschaftsabende des 18. modellirte er Goethe. „Um keine Langeweile auf seinem Gesichte zu sehen, eröffnete er einen Streit mit ihm über die griechische Malerei", erzählt Schütze. „Daran aber that er sehr übel. Goethe konnte nicht einmal einen einzelnen Widerspruch gern ertragen, und Disputiren ist ein fortwährendes Widersprechen. Es kreuzten sich daher so viele verdrießliche und zornige (?) Züge durch das Gesicht, daß es ganz den Charakter einer ruhigen Uebereinstimmung verlor und

*) Doch muß Fernow sich selbst vorher an Cotta gewandt haben; denn in einem ungedruckten Briefe der Schopenhauer an Cotta vom 26 November 1811 und noch später, am 6. März 1813, dankt sie diesem besonders dafür, daß er durch seine gütige Nachsicht und milde Tröstung Fernows letzten Lebenstagen Ruhe und Heiterkeit gegeben.

sich wohl nur noch wenig zum Modelliren eignen konnte. Aber was den Inhalt des Gesprächs betraf, da mußte ich Kügelgen Recht geben, der es bezweifelte, daß die Griechen in der Malerei die höchste Vollkommenheit und schon den Gipfel der spätern Kunst erreicht hätten. Goethe glaubte daran, weil die Griechen überhaupt so vollkommen gewesen." Daß die Malerei, das Helldunkel, das Kolorit der Alten so hoch gestanden wie ihre Plastik, sprach er in der „Geschichte der Farbenlehre" aus. Bei jenem Gespräche war es ihm nur darum zu thun, seinen Satz mit aller Entschiedenheit durchzuführen. Kügelgen wußte wohl, was er that, wenn er Goethes Gesicht in lebhafter geistiger Bewegung sehen wollte. Auf seinem Bilde hat Goethe, wie Frau Schopenhauer in ihrer Beschreibung desselben sagt, „eben gesprochen und ist im Begriffe zu antworten; was er hört, freut ihn, er hat den Sprecher lieb, aber er ist nicht ganz seiner Meinung".

Lange konnte die Schopenhauer Fernows unersetzlichen Verlust nicht verwinden. „Wenn sie von etwas anderm sprechen wollte", erzählt Schütze, „kam sie wieder auf Fernow zurück, stockte dann, besann sich und schloß mit den Worten: ‚Was wollte ich doch sagen?'" Tröstlich war es ihr, als gegen den 20. Cottas Antwort bei Goethe eintraf, die Fernows Schuld „wegen der Armuth der Kinder" tilgte. Für diese zu wirken, war ihr eine heilige Aufgabe, und so berieth sie eifrig mit Goethe den Ankauf der hinterlassenen Bibliothek von Seiten des Herzogs.

Zacharias Werner ließ sich bald darauf, wahrscheinlich durch die Kunde, Goethe habe die Theaterleitung niedergelegt, zu dem Entschlusse verleiten, nach Weimar zu eilen. Er kam am 27. Dezember an, den 31. speiste er bei Goethe in größerer Gesellschaft zu Mittag, wo eines seiner Sonette dessen Groll über seine mystische Richtung zum Ausbruche brachte; am Nachmittag war er mit den Familien Frommann und Steffens bei der Schopenhauer. An diese und den Hof hielt er sich jetzt, da Goethe ihn zunächst fallen ließ. Bei dem großen Maskenzuge auf dem Stadthause zur Nachfeier des Geburtstages der Herzogin, am 3. Februar 1809, stellten Frau Schopenhauer, ihre Tochter und Frau Falk die heiligen drei Könige dar, denen Werner als Knecht Ruprecht die Stocklaterne

trug. Später ward Goethe Werner wieder günstiger, bis die Geliebte des Herzogs, die Jagemann, ihn für sich in Anspruch nahm. Bestimmte Nachrichten von Goethes Anwesenheit an den Gesellschaftsabenden in diesem und den nächsten Jahren fehlen uns; auch vom Erscheinen der Schopenhauer bei Goethes Sonntagskonzerten oder zur Mittags- oder Abendtafel wird nichts berichtet. Wenn Gwinner erzählt, Arthur sei 1809 durch die Aufführung von Calderons „standhaftem Prinzen" so erschüttert worden, daß er die Abendgesellschaft seiner Mutter habe verlassen müssen, so muß hier ein Irrthum obwalten; denn erst zwei Jahre später kam das Stück auf die Bühne. Alles stimmt, wenn wir an eine Vorlesung Goethes bei der Schopenhauer denken; freilich hatte Goethe das Stück hier schon 1807 gelesen, aber die Annahme, daß er es zwei Jahre später nochmals gethan, ist immer möglich. Weiter hören wir von dem Aufsehen, welches das Erscheinen der „Wahlverwandtschaften" im Oktober 1809 in den Abendgesellschaften erregte, da darin mehrere in diesen sehr bemerkte Personen als Modelle des Dichters deutlich hervorgetreten, besonders ein zartgebautes reizendes Fräulein, das einem Tischnachbar, der nur einen Arm hat, vorschneidet, und der lange Architekt Engelhard aus Kassel, mit dem Goethe Bettinen in dem Briefe vom 22. Februar 1809 neckt. Aus dem Jahre 1812 gedenkt Schütze noch des Gesellschaftsabends vom 19. April (es war ein Sonntag), an welchem Goethe verlangt habe, man solle ihm den Inhalt der neuen Stücke sagen, von denen er eben im Theater Probe gehalten. „Trafen auch einzelne Worte zu, wie wenn man zu einer Aufführung Requisiten zusammenschleppen sieht und von einem Degen auf einen Offizier, von einem Hirschfänger auf einen Jäger schließt, so wollte doch kein ganzer Zusammenhang entstehen, und wir blieben immer auf der Folter der Langeweile." Daß ein solches Spiel habe langweilig sein müssen, steht doch kaum zu behaupten, besonders wenn Goethe es geistreich zu leiten verstand. Auch Goethes Sohn wird schon damals bei den Gesellschaftsabenden erschienen sein, wie er ja selbst am Hofe bei dem Maskenzug „Die romantische Poesie" am 30. Januar 1810 als Heldendichter abwechselnd mit dem Präsidenten von Fritsch die von Goethe gedichteten Stanzen sprach. Arthur Schopenhauer studirte schon seit dem Oktober 1809 in Göttin-

gen; er war bereits im Besitze seines väterlichen Vermögens. Wir wissen, daß er die Mutter im Frühjahr 1811, ehe er nach Berlin ging, besuchte; damals brachte er seinen Freund Bunsen mit. Auch jetzt kam er Goethe nicht nahe, obgleich dieser durch die „Wahlverwandtschaften“ einen mächtigen Eindruck auf ihn geübt hatte; er war noch immer zu stolz, sich ihm aufzudrängen, und der Dichter fand eben keine Veranlassung, sich näher mit ihm einzulassen, wie es Wieland that, der ihn einmal zu sich einladen ließ. Er wollte ihm bei dieser Gelegenheit das Studium der Philosophie auszureden suchen, ward aber durch seine entschiedene Erklärung, er habe sich entschlossen, sein Leben damit zuzubringen, daß er darüber nachdenke, so für ihn eingenommen, daß er ihn aufforderte, nur seiner Natur zu folgen und bei der Philosophie zu bleiben. Die Schopenhauer selbst hatte sich eben einen Namen durch ihr Leben Fernows gemacht, zu welchem sie dankbare Verehrung des Verewigten getrieben, der im Italienischen und in der Kunst ihr Lehrer gewesen, sie das Verständniß der Antike gelehrt und sie mit der Kunstgeschichte vertraut gemacht hatte.*) Hier gedachte sie auch ihres Gesellschaftskreises. Fernow habe jeden Abend nach vollbrachter Arbeit in ihrem Hause Erheiterung und Erholung gefunden, „wo er gewiß war, wenigstens zweimal die Woche um meinen Theetisch einen Kreis versammelt zu finden, wie ihn in geistiger Hinsicht vielleicht Jahrhunderte nicht zusammenbringen werden. Goethe war die alles belebende Seele desselben, neben diesem in unaussprechlicher Liebenswürdigkeit Wieland, Einsiedel; was Weimar damals nur an geistreichen, gelehrten und bedeutenden Männern und gebildeten, liebenswürdigen Frauen enthielt [aber die vornehmen adligen Damen hielten sich alle zurück!], schloß, von jenen beiden angezogen, der Gesellschaft sich an, die überdem durch die vielen merkwürdigen Fremden, welche,

*) Nach dem Bericht Adelens hätte Cotta Fernows Schuld gegen die Bedingung erlassen, daß ihre Mutter aus den vorhandenen Materialien dessen Leben entwerfe. Das ist jedenfalls nicht richtig. Man könnte denken, Frau Schopenhauer habe das Honorar der Schrift für Fernows Kinder bestimmt. Welches Honorar sie dafür erhalten, wissen wir nicht, da weder Cottas erhaltene Contobücher der Schopenhauer gedenken, noch Briefe von ihr an Cotta aus den Jahren 1809 und 1810 vorhanden sind.

um Goethen und Wieland in der Nähe zu sehen, bei mir Zutritt suchten, an Zahl, mehr noch an Bedeutung und Interesse unendlich gewann.“ Frau von Schiller konnte freilich ihr Mißbehagen über die neue Schriftstellerin um so weniger unterdrücken, als sie durch die Stelle von den „gebildeten liebenswürdigen Damen“ sich verletzt fühlte. Sie schrieb der Prinzessin Karoline, die auch der Schopenhauer nicht besonders geneigt gewesen zu sein scheint, am 10. Oktober 1810: „Goethes Freundin ist auf einmal Schriftstellerin geworden, und wir sind erstaunt, daß sie so hübsch erzählt, ob ich wohl glaube, daß sie, da sie ein so gutes Gedächtniß hat, noch vieles von ihm selbst so wörtlich behalten hat.“ Mochte die Schopenhauer sich auch in der vornehmen adligen Gesellschaft gedrückt fühlen, wenigstens Schillers Gattin gegenüber, so war sie doch reich gebildet und des lebendigen Ausdrucks immer mehr mächtig geworden. Einzelnes hatte sie schon im „Journal des Luxus und der Moden“ ohne ihren Namen erscheinen lassen, so im vorigen Jahre den Brief „Gerhard von Kügelgens Porträts von Goethe, Wieland, Schiller und Herder“, denen sie 1810 zwei Briefe „über Gerhard von Kügelgen und Friedrich in Dresden“ folgen ließ.*) Die höhere Bildung, welche sie in Weimar im Zusammenleben mit den geistreichsten Männern der verschiedensten Lebenskreise erfahren, zeigte sich sogar in ihren Gesichtszügen. Dies überraschte Schütze, als später einmal ein früheres Porträt von ihr zum Vorschein kam. „Wie hatte das einfache jugendliche Gesicht von 1806 sich mit Gedankenzügen bereichert!“ bemerkt er.

Im Früjahre 1811 erschien die Schopenhauer zum erstenmal bei Hofe. Bei einer großen Cour war sie mit Goethe und Wieland. Als Goethe sich mit ihr unterhielt, trat Wieland auf sie zu und sprach mit jugendlicher Lebhaftigkeit: „Ich habe neulich eine höchst interessante Bekanntschaft gemacht, Madame Schopenhauer. Wissen Sie mit wem? Mit Ihrem Sohn! Ha, es war mir sehr lieb, diesen jungen Mann kennen zu lernen; aus dem wird einmal noch etwas Großes werden.“ Auch scheint sie zur Herzogin eingeladen worden zu sein, was Frau Schiller in ihrer Weise der Prinzessin Karoline nach Ludwigsburg schrieb. Diese erwiderte am 24. Mai:

*) Vgl. Jugend- und Wanderleben II, 263—285.

„Die Schopenhauer bei meiner Mutter ist ja ein wahres Evenement; mein Bruder wird glücklich sein.“ Unter dem Bruder ist der Erbprinz oder Prinz Bernhard verstanden, die schon damals deren Abendgesellschaften zuweilen besucht haben werden. In dem die ganze weimarische Damenwelt in Aufregung setzenden Streite zwischen der damals mit von Arnim vermählten Bettine und Frau von Goethe wird die Schopenhauer kaum auf der Seite der erstern gestanden haben. Mag Bettine auch bei ihrer Anwesenheit die Hofräthin begrüßt haben, in ihrer Noth, daß Goethes Zorn sich mit gutem Rechte nicht ohne eine Abbitte, zu der sie sich nicht verstehen mochte, besänftigen ließ, wandte sie sich an Frau von Stein, aber auch diese vermochte nicht den alten Freund zu bewegen, die Beschimpfung seiner Gattin ohne Widerruf zu vergeben, sein Haus blieb der Beleidigerin verschlossen.

Neue Kriegsgreuel drohten Deutschland und besonders dem armen Weimar nach dem Brande von Moskau. Trotz aller ängstlichen Spannung uud körperlichen Leidens, trotz des Schmerzes über Wielands Tod, den auch die Schopenhauer lebhaft betrauerte, suchte Goethe gerade jetzt alles zur künstlerischen Feier der Hoffeste beizutragen, die ihm kaum Zeit ließen, sich an den Gesellschaftsabenden der Freundin zu betheiligen. Preußens Kriegserklärung sollte Weimar in die äußerste Gefahr bringen. Als ein preußisches Streifcorps am 12. April Weimar besetzte und das dortige Kontingent gefangen nahm, ward Goethe so schrecklich aufgeregt, daß die Seinigen auf seiner sofortigen Abreise nach Teplitz bestanden. Die Gesellschaftsabende der Schopenhauer dauerten freilich fort, aber wie sehr hatten sie sich verändert, da die politische Unruhe, die man früher, als eben die Schreckenstage Weimars vorüber waren, von ihnen fern gehalten, jetzt, wo man das Schlimmste fürchtete, auch sie bewegte und allen heitern Genuß störte! Der herrliche Sieg bei Leipzig brachte Weimar wieder ähnliche Schrecknisse wie vor sieben Jahren. Es folgten die Tage stürmischer Bewegung der aus allen Ständen zu den Waffen sich drängenden Freiwilligen. Der noch immer leidende Dichter gerieth in fürchterlichste Aufregung, als er auch seinem Sohne die Erlaubniß zum Eintritt nicht verweigern konnte, doch gelang es ihm, den Herzog zu bestimmen, daß er ihn durch

einen dienstlichen Auftrag zurückhielt. Trotz aller noch so gewaltigen Bewegung erschien Goethe häufig bei Hofe, auch die Gesellschaftsabende der Freundin, die mit ängstlicher Sorge auf ihn schaute, mied er nicht; wir wissen, daß am 10. Februar 1814, einem Donnerstage in seiner Anwesenheit die Verlosung eines Bildes, wohl zu einem wohlthätigen Zwecke bei der Schopenhauer stattfand. Schütze gedenkt dieser Verlosung als eines Beispiels, wie selbst das Heitere sich bei Goethe der Förmlichkeit habe unterwerfen müssen: erst seien umständliche Vorbereitungen getroffen worden, dann habe sich sein Sohn an einen mitten im Zimmer stehenden besondern Tisch wie zu Gericht setzen müssen. Eine ähnliche Verlosung hatte bei der Schopenhauer schon früher stattgefunden. Der als Freiwilliger eingetretene Professor Kieser hatte damals von Frau von Helldorf (die Geberin wollte ungenannt bleiben) eine massive goldene Dose zum Besten der Freiwilligen erhalten. Es wurde beschlossen sie verlosen zu lassen, was auf Goethes Vorschlag bei der Schopenhauer geschah; es waren 200 Lose zu einem Thaler gemacht worden.

Den Winter auf 1814 brachte auch Arthur in Weimar zu. In Rudolstadt hatte er während der stürmisch bewegten Sommertage des Jahres 1813 seine Abhandlung „Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ geschrieben. Am 2. Oktober war er auf Grund derselben von der philosophischen Fakultät zu Jena zum Doktor ernannt worden. Als er Mitte November ein Exemplar der indessen gedruckten Abhandlung seiner Mutter überreichte, äußerte diese, welche zu den philosophischen Spekulationen ihres Arthur wenig Vertrauen hatte, das sei wohl etwas für Apotheker. In bitterm Hohn erwiderte er: „Man wird es noch lesen, wenn von deinen Schriften [in demselben Jahre waren ihre „Erinnerungen an eine Reise durch England und Schottland“ erschienen] kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer stecken wird.“ Sie gab ihm den Spott zurück: von seinen Schriften werde die ganze Auflage noch zu haben sein. Arthur war, als er im Juni von Dresden kam, ein paar Tage bei der Mutter gewesen, hatte sich aber mit dem bei ihr in Pension wohnenden acht Jahre ältern von Gerstenbergk, genannt Müller, dem Verfasser der im vorigen Jahre bei Cotta erschienenen „Kaledonischen Erzählungen“ entzweit,

vielleicht weil er in ihm einen Liebhaber seiner Mutter argwöhnte. Dieser Sohn des altenburger Justizrathes Müller, von dem Bruder seiner Mutter adoptirt, hatte 1810 die Dienste der Herzogin von Kurland aufgegeben und war als Assessor in die weimarische Landesregierung getreten. Als Arthur jetzt nach Weimar kam, bat die Mutter ihn, bei ihr Pension zu nehmen, wozu dieser sich schwer verstand, da ihm Gerstenbergk zuwider war. Wann Schopenhauer Goethe seine Abhandlung gab, wissen wir nicht; dieser entdeckte in ihr mit Freuden einen selbständigen Denker, aber er fand sich damals so leidend und reizbar, daß er selten ausging und sehr verschlossen war. Selbst daß Arthur sich nicht hinreißen ließ, als Freiwilliger einzutreten, da er auf andere Weise besser wirken zu können meinte, scheint keine Annäherung veranlaßt zu haben, obgleich er darin ganz mit Goethe übereinstimmte, den der beabsichtigte Eintritt seines August äußerst bekümmerte. An einem Abend, wo bei seiner Mutter junge Mädchen ein Stück aufführten (Goethe soll noch Arthur für Adelen seinen weißen Brokatrock von Straßburg hergegeben haben), kam es zur ersten Annäherung. Der Dichter lud ihn ein den nächsten Abend bei ihm zuzubringen, da er doch nicht in „Die Räuber" gehen werde, die an diesem gespielt wurden und noch immer auf die Jugend wirkten. „Die Räuber" wurden am 18. Dezember 1813, gar nicht im folgenden Jahre aufgeführt. Demnach fand die erste Unterredung am 17. statt. Den Anknüpfungspunkt bildete vielleicht Schopenhauers Abhandlung, in welcher besonders die Demonstration der geometrischen Sätze durch bloße Anschauung Goethe anzog. Davon war leicht der Uebergang zu seiner Farbenlehre gemacht, für welche Goethe ihn zu gewinnen wußte. Er schickte ihm bald den größten Theil seines optischen Apparates ins Haus und lud ihn zu sich ein, um die verwickelten Versuche ihm zu zeigen. Erhalten sind uns die Einladungszeilen Goethes vom 8. Januar 1814: „Herrn Doktor Schoppenhauer wünsche um eilf Uhr, lieber jedoch um halb eilf bei mir zu sehen, um den ersten klaren Sonnenschein zu benutzen".*)

*) An Schultz schreibt Goethe am 19. Juli 1816, Schopenhauer sei ein bedeutender Kopf, den er bei seiner Anwesenheit in Weimar selbst veranlaßt, seine Farbenlehre zu ergreifen, damit sie in ihren Unterredungen einen quasirealen Grund und Gegenstand hätten.

Während die Blicke der Welt mit Spannung auf die Entwicklung der Dinge jenseit des Rheins gerichtet waren, überzeugte sich Schopenhauer von der Richtigkeit von Goethes Herleitung der Farben. Leider wurde die Spannung zwischen Mutter und Sohn immer unerquicklicher. Mit Gerstenbergk kam es zu so schlimmen Reibungen, daß dieser in Zukunft auf seinem Zimmer blieb, da Arthurs Haß gegen ihn unbezwinglich war. Einen jüdischen Freund, Joseph Gans, brachte Arthur mit zu Tisch und er ließ ihn bei sich wohnen, was der Mutter mißfiel. Auch war die Theuerung so groß, daß die Schopenhauer bei ihrer Pension Schaden litt. Auf ihre Klage wollte Arthur den Pensionspreis erhöhen, doch die Mutter erklärte sich zufrieden, wenn er auch für seinen Freund bezahle. Aber an ein längeres Zusammenleben war nicht zu denken; nur Goethe, die Farbenlehre und die Belehrungen des Orientalisten Friedrich Mayer, der auch zur Abendgesellschaft seiner Mutter gehörte, hielten ihn noch zurück. Goethe konnte leider zwischen Mutter, und Sohn nicht vermitteln, da beide sich nicht verstanden, Arthur der Mutter ungerechte Vorwürfe machte, ihr alle Mutterliebe absprach, behauptete, daß er alles seinem Vater verdanke, der ihn doch hart behandelt und zum Kaufmannstande gezwungen hatte, die Mutter, die viel von seinen schroffen Eigenheiten gelitten, seine geistige Bedeutung nicht zu würdigen wußte. Als Arthur sich endlich entschlossen hatte, nach dem seit seiner Knabenzeit ihm lieben Dresden sich zurückzuziehen, schrieb Goethe ihm am 8. Mai in sein neues Stammbuch die bezeichnenden Worte:

„Willst du dich deines Lebens freuen,
So mußt der Welt du Werth verleihen.

im Gefolg und zum Andenken mancher vertraulichen Gespräche.“

Seine jetzt fast achtzehnjährige Schwester Adele war äußerlich nichts weniger als eine reizende Erscheinung: ihre blauen Augen traten stark hervor und ihre glänzend weißen Zähne wurden von der kurzen Oberlippe zu wenig bedeckt; bei hoher Gestalt hatte sie schwache Schultern, doch floß ihr braunes Haar weich und voll. Aber wegen ihres sinnigen Geistes, ihres reichen Gemüthes und ihres edlen Herzens gehörte sie zu den Lieblingen Goethes, der sie vor

seinen Augen sich hatte entwickeln sehen. Da sie eine ungemein seelenvolle, weiche Stimme hatte, so nahm sie auch an dem Singkonzerte Theil, das unter Eberweins Leitung in Goethes Hause stattfand und Sonntagmorgens vor einer größern Gesellschaft sang. Auch deklamirte sie mit tiefem Gefühle. Im Zeichnen und Malen, besonders in dem von Blumen, ebenso im Ausschneiden war sie geschickt.

Die Kunde vom Einzuge in Paris, der sechs Tage später, am 15. April, die von Napoleons Abdankung folgte, ließ Goethe wieder frei aufathmen, wie wenig er sich auch, besonders da er so leidend war, daß er das Haus nicht verlassen konnte, zu enthusiastischem Jubel hinreißen ließ, doch gab er bald darauf in „Epimenides' Erwachen“ eine dichterische Abbitte seines Mißtrauens auf die vereinte Kraft des seine Freiheit von den Fremden sich wiedererkämpfenden deutschen Volkes. Schöne Tage verlebte er in den zwei folgenden Herbsten am Rhein und Main. Dort knüpfte sich ein recht seelenvolles Verhältniß zu Marianne von Willemer, das aber seiner freundlichen, auf wahrer Hochschätzung und inniger Dankbarkeit beruhenden Verbindung mit Frau Schopenhauer ebenso wenig Abbruch that als seine Erhebung zum ersten Staatsminister. Aber ihre Gesellschaftsabende, an denen jetzt so manche andere sich einstellten, unter denen auch Goethes Sohn nicht fehlte, besuchte er kaum noch. Arthur hatte ihm seine Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben“ in der Handschrift gesandt; erst auf der Gerbermühle bei Frankfurt fand er Zeit und Gelegenheit, nach Wunsch zu erwidern. Am 7. September vertröstete er ihn deshalb auf seine Rückkehr nach Weimar. Als er ihn aber von Weimar aus am 23. Oktober mit vollster Anerkennung schrieb, konnte er seine abweichende Ansicht sich unmöglich zueignen, und so machte er den Vorschlag, darüber mit dem berühmten Seebeck zu verhandeln, doch stand er davon ab, als Arthur seine entschiedene Abneigung äußerte, daß jemand außer Goethe von seiner Ansicht vor dem Drucke etwas erfahre. Leider mußte Goethe ihm bei der Rücksendung am 28. Januar 1816 melden, daß er bei dem Versuche, sich mit ihm zu verständigen, nur allzudeutlich gesehen, wie die Menschen zwar über die Gegenstände und ihre Erscheinung völlig einig sein könnten, aber über Ab-

sicht, Ableitung, Erklärung niemals übereinkommen würden, selbst die nicht, welche in Prinzipien einig seien; denn die Anwendung entzweie sie sogleich wieder. Von Zeit zu Zeit möge er ihn wissen lassen, womit er sich beschäftige; denn er werde immer theilnehmend sein. Da Arthur den Aufsatz zum Drucke ausarbeiten wollte, gab er auf dessen Wunsch ihm einige literarische Nachweisungen. Aber seine Sendung der gedruckten Abhandlung fand den Dichter in betrübten Umständen, so daß er alle optische Untersuchungen aufgeben mußte. Nach langen Leiden starb seine Gattin am 6. Juni. Zehn Tage später zeigte Goethe Arthur seinen schweren Verlust an, der ihm unmöglich mache, auf seinen „wohlgedachten" Aufsatz einzugehen. „Indessen ist aus [allem] doch zu ersehen, daß der Punkt, von dem wir sämmtlich ausgehen, lebendig fortwirkt, wenngleich nach verschiedenen Richtungen. Möchten doch auch Sie nicht müde werden, dieses schöne Feld zu bebauen und Ihre Ansichten fortzuhegen, damit wir vielleicht in einigen Jahren fröhlich in dem Mittelpunkt wieder zusammenträfen, von dem wir herstammen."*)

Frau Schopenhauer hatte, wie alle Freunde, an den Leiden und dem Tode seiner Gattin innigsten Antheil genommen, da sie wußte, wie sehr er die Hingegangene geliebt hatte. Um so freudiger begrüßte sie die Verbindung seines August mit Ottilie von Pogwisch, einer Freundin Adelens. Die Hochzeit wurde im engsten Familienkreise am 17. Juni gefeiert, aber Adele war von jetzt an die herzlichste Freundin des jungen Paares, und so war sie häufig am Mittagstische des goetheschen Hauses ein erwünschter Gast. Von dem leidenschaftlichen Antheil, den sie an Ottiliens Niederkunft nahm, zeugt der Brief, den Schillers Gattin, die der Schopenhauer und ihrer Tochter wenig geneigt war, am 14. April 1818 an Knebel schrieb. Nachdem sie der Geburt von Goethes Enkel gedacht, bemerkt sie:

*) In den „Tag- und Jahresheften" heißt es erst unter diesem Jahre: „Dr. Schopenhauer trat als wohlwollender Freund an meine Seite. Wir verhandelten manches [über die Farbenlehre] übereinstimmend mit einander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden, wie, wenn zwei Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen."

„Es ist doch alles natürlich zugegangen und die Angst der handelnden Personen hat die Begebenheit nur zu tragisch erwartet und zu tragisch genommen ... Man kommt sich recht über die Zeit entrückt vor, wenn man die heutige Generation ansieht, wie bei unnatürlicher Bildung und überspannten Ansichten alles, was die Natur fordert, verunstaltet wird. Wie können da reine Naturmenschen erscheinen, wenn sie selbst schon unter der Unnatur seufzen, ehe sie zum Bewußtsein kommen! Fragen Sie Münchow und Stark [beide Professoren in Jena, der zweite Arzt und Geburtshelfer]; die werden Ihnen vertrauen, wie weit die Ueberspannung geht. Zur Geschichte des Tages wird Freundschaft und Liebe unter solchen menschlichen Wesen. Die Adele Schopenhauer spielt eine wunderbare, sehr unpassende Rolle für ein Mädchen in diesen Tagesgeschichten .... Der arme junge Papa hat viel ausgestanden, und ich glaube noch mehr durch die weiblichen Umgebungen als durch die Lage der Frau." Goethe selbst hielt viel auf den Geschmack und das Urtheil der kunstsinnigen Adele und freute sich, daß sie zu Ottiliens herzlichsten Freundinnen gehörte.

Arthur eilte, ehe sein die Philosophie der Zeit umwälzendes Werk „Die Welt als Wille und Vorstellung" im Drucke vollendet war, Italien zu, wovon er Goethe Kunde gab. Dieser erwiederte von Karlsbad aus am 9. August: „Endlich einmal wieder von Ihnen zu hören, war mir sehr angenehm: Sie gehen rasch Ihren Weg mit Freudigkeit, wozu ich Ihnen Glück wünsche. Das angekündigte Werk lese gewiß mit allem Antheil .... Möge die italienische Reise glücklich sein! An Vergnügen und Nutzen wird es nicht fehlen". Er unterließ nicht, Empfehlungskarten an Freunde in Italien beizulegen. Adele hielt sich ganz an Ottilien und Goethe. Der Gedanke, einmal von Weimar gerissen zu werden, war ihr schrecklich. Ihre Mutter fand sich dort nicht mehr so glücklich als früher. Sie hing sehr an Gerstenbergk, dessen Klagen über seine verfehlte Laufbahn sie zu beruhigen suchte. Einige Zeit hatte es den Anschein, daß dieser nach Süden ziehen werde, wo denn Adele fürchten mußte, die Mutter werde ihm folgen. Aber für dieses Jahr war sie durch zufällige Umstände dagegen gesichert. Als Goethe im November den Auftrag erhielt, zur Feier der Anwesenheit der Kaiserin Mutter

von Rußland einen Festzug zu dichten, worin alle bedeutenden Erzeugnisse der weimarischen Dichter vorgeführt werden sollten, zog er sich nach Berka zurück, wohin die Hauptdarsteller sich zur Leseprobe begaben. „Wir brachten einen ganzen Tag allein mit ihm auf dem Lande zu", schreibt Adele, „und er wußte uns durch die Schönheit der Verse und der Ueberredung seines Eifers zum Unglaublichen zu vermögen." Sie selbst trat mit großer Begeisterung (am 18. Dezember) als Tragödie auf, ihre Mutter stellte Frau Marthe in „Faust" dar, die, wie die meisten Personen, bloß vorüberzog. „Seitdem nun ging ich oft mit [Gräfin] Julie [von] Egloffstein [die im Zuge die Nacht dargestellt hatte] zum Goethe", berichtet Adele weiter, „um dort zu lesen, ihn über Dramaturgie reden zu hören, endlich dort zu spielen. Er studirte uns ‚Paläophron und Neoterpe' ein, was wir bald darauf in seinem Hause gaben. Jede Woche bringe ich nun einen freien Abend dort zu. Wir lernen dabei weit mehr, als man glaubt; denn er verbindet diesem Spiel unendlich viel Schönes, Ernsteres. Nebenbei amüsirt es ihn selbst; es erinnert ihn an seine Jugend, an Wolffs [das Schauspielerpaar, das bis 1815 die Zierde der weimarischen Bühne gewesen] ꝛc. ꝛc." Da wegen der Hoftrauer es sonst in Weimar still war, lebte sie viel zu Hause. Von den Gesellschaftsabenden schweigt Adele. Freunde von Bedeutung erschienen nicht; von den wenigen alten Bekannten kam am meisten von Froriep, der 1816 als Obermedizinalrath nach Weimar gezogen war, wo er die Leitung des Landesindustriecomptoirs übernahm, und von Könneritz. „Die Mutter schreibt einen Roman [Gabriele]", berichtet sie, „der uns einen Theil der Abende beschäftigt; sie liest ihn vor; er kommt mir ausgezeichnet vor, und ich glaube, gerade Romane schreiben Frauen am besten. Da ich anfange, die Stimme zu verlieren, habe ich mich aufs Klavier verlegt, und treibe es mit großem Eifer. Nebenbei habe ich mir das Studium des Vasari [Leben der Maler] auferlegt, weil ich nach Dresden (auf vier Monate) gehe und dort die Galerie mit etwas gescheiterm Blicke als sonst sehen möchte." Endlich war auch das durch Zufall verspätete Werk Arthurs angelangt, das Adele sogleich Goethe überreichte. Darüber berichtet sie dem Bruder: „Goethe empfing es mit großer Freude, zerschnitt gleich das ganze

dicke Buch in zwei Theile und fing augenblicklich an, darin zu lesen. Nach einer Stunde sandte er mir beiliegenden [mit Bleistift geschriebenen] Zettel*) und ließ sagen: er danke dir sehr und glaube, daß das ganze Buch gut sei. Weil er immer das Glück habe, in Büchern die bedeutendsten Stellen aufzuschlagen, so habe er denn die bezeichneten Seiten gelesen und große Freude daran gehabt. Bald gedenkt er dir weitläufig seine Herzensmeinung zu schreiben; bis dahin solle ich dir dies melden. Wenige Tage darauf sagte mir Ottilie, der Vater sitze über dem Buche und lese es mit einem Eifer, wie sie noch nie an ihm gesehen. Er äußerte gegen sie: auf ein ganzes Jahr habe er nun eine Freude; denn nun lese er es von Anfang bis zu Ende, und denke wohl, so viel Zeit dazu zu bedürfen. Dann sprach er mit mir, und meinte, es sei ihm eine große Freude, daß du noch so an ihm hingest, da ihr euch doch eigentlich über die Farbenlehre veruneinigt hättet, indem dein Weg von dem seinigen abginge. In deinem Buche gefalle ihm besonders die Klarheit der Darstellung, der Schreibart, obschon deine Sprache von der der andern abweiche und man sich erst gewöhnen müsse, die Dinge so zu nennen, wie du es verlangst. Habe man aber einmal diesen Vortheil erlangt und wisse, daß Pferd nicht Pferd, sondern cavallo und Gott etwa dio oder anders heiße, dann lese man bequem und leicht. Auch gefalle ihm die ganze Eintheilung gar wohl. Nur ließ ihm das ungraziöse Format keine Ruhe und bildete er sich glücklich ein, das Buch bestehe aus zwei Theilen. Nächstens hoffe ich ihn wieder allein zu sprechen und vielleicht äußert er etwas Befriedigenderes. Wenigstens bist du der einzige Autor, den Goethe auf diese Weise, mit diesem Ernste liest.“ Aber von einem anhaltenden Lesen des umfangreichen Werkes hielten ihn so manche andere Arbeiten und die Gewöhnung ab, aus einem philosophischen Werke sich nur das für ihn Bedeutende herauszulesen, ja er kam nicht einmal dazu, an den selbstbewußten Philosophen

*) Er enthielt bloß die Seitenzahlen, deren sie darauf gedenkt. Es waren die Stellen über den erworbenen Charakter und über die Aufgabe des Künstlers, im einzelnen Dinge dessen Idee zu erkennen und rein auszusprechen, mit Beziehung auf Phidias.

ein freundliches Wort zu richten, da es ihm widerwärtig war, ihn mit einer wenig sagenden Bmerkung abzuspeisen. Dagegen verhehlte seine Schwester Arthur nicht, daß sie sein Buch zu lesen angefangen habe, aber bald durch viele Fremdwörter und unverständliche Anspielungen abgehalten worden sei; zuweilen lese sie einzelne Stellen, müsse aber das Buch weglegen, wenn sie auf Aeußerungen komme, die mit ihrem Glauben in Widerspruch ständen; seine Menschenverachtung sei ihr zuwider. Auch Goethe mag durch solche Stellen vom weitern Lesen des Buches abgehalten worden sein, darüber aber mit Schopenhauer zu verhandeln und seinen entgegengesetzten Standpunkt zu betonen mußte er für unnütz halten. Mitte Mai schrieb Adele dem Bruder: „Goethe habe ich von dir erzählt. Deine sechzehn Engländer belustigten ihn sehr . . . . Die sandische Geschichte [die Ermordung Kotzebues am 13. März] hat ihn ungewöhnlich ergriffen; er spricht fast immer Politik und scheint im Innersten tief verwundet, obgleich er immer äußert, er habe vorausgesehen, daß es so kommen müsse, als unvermeidliche Folge der gewaltig eingreifenden Roheit. Es ist traurig, diese Andeutungen zu hören; er spricht sich nur selten in einzelnen Worten aus, doch seine Meinung ist klar.*) . . . Nun, wie ich lebe? In Saus und Braus, seitdem alles gesund ist. Wir fahren viel aus, ich bin fast den halben Tag mit den Freunden in freier Luft, und halte diese Zeit nicht für verloren, weil ich mich viel gesunder fühle. Goethe sehe ich alle Mittwoch, wo wir [also auch ihre Mutter] Abends [nach dem Theater] bei ihm essen. Er hat mir ein sehr schönes Blumenstück von Segers zum Kopiren gegeben. Mein Inneres ist klar und heiter, wie der blaue Himmel über mir. Ottilie fehlt mir, aber ich gönne ihr ihr Glück, in Preußen zu sein, da sies Jahre lang wünschte. [Sie war vor kurzem in Begleitung ihres Gatten nach Berlin gereist, wo sie bei dem wirklichen geheimen Oberregirungsrath Nicolovius, der Goethes Nichte geheiratet hatte, ihre Wohnung nahmen.] Die Mutter ist unendlich freundlich und gut, die Freunde kommen viel, alles umher ist mir eben recht."

Zwei Tage nach diesem heitern Briefe traf die Unglückskunde

---

*) Vgl. meine Schrift „Charlotte von Stein" II, 463 ff.

in Weimar ein, daß das äußerst befreundete danziger Bankhaus, welchem das Vermögen der Schopenhauer und fast das ganze Adelens gegen Wechsel anvertraut war, seine Zahlungen eingestellt habe. Dem Bruder, der auch unvorsichtig genug gewesen war, diesem Hause 8000 Thaler und das Erbtheil seines Oheims zu lassen, meldete Adele sofort das Unglück, das die Umwälzung ihres ganzen Erdengeschicks hervorgebracht. Die Freunde nahmen an diesem schweren Schlage großen Antheil. Dabei gereichte es Adelen zu einigem Troste, daß die Mutter unterdessen eine angesehene Schriftstellerin geworden. War auch ihre Sammlung „Novellen, fremd und eigen" auf einen Band beschränkt geblieben, so hatten dagegen ihre verschiedenen Reiseerinnerungen großes Glück gemacht, und eben war der Anfang ihres großen Entsagungsromans „Gabriele" erschienen. Wie hoch Goethe diesen hielt, zeigen seine freilich erst im Juni 1822 zu Marienbad niedergeschriebenen Bemerkungen, die er in der größten Gemüthsruhe und aller Empfänglichkeit beim Lesen des „ihm längst vortheilhaft genannten" Romans gemacht. Sie erschienen in „Kunst und Alterthum" IV, 1 (1823). Hier heißt es: „Gabriele setzt ein reiches Leben voraus und zeigt große Reife einer daher gewonnenen Bildung. Alles ist nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd; die gewöhnlichen Lebensvorkommnisse gar anmuthig verarbeitet. Und so ist es eben recht: der Roman soll eigentlich das wahre Leben sein, nur folgerecht, was dem Leben abgeht." Die Schopenhauer hatte sich hier den Weg zu weitern Erfolgen gebahnt; mit Sicherheit konnte man ihren nächsten Arbeiten besonders bei der Frauenwelt großen Erfolg versprechen.

Arthur schrieb sofort, er sei bereit das Wenige, was ihm geblieben, mit Schwester und Mutter zu theilen, aber statt dessen kam es bald zu einem Zerwürfnisse. Der Besuch Arthurs, dessen Goethe in den „Tag- und Jahresheften" gedenkt, muß im August oder September bei dessen Reise von Heidelberg nach Dresden erfolgt sein. „Ein Besuch Dr. Schopenhauers, eines meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden verdienstvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zur wechselseitigen Belehrung", heißt es hier. Schopenhauer, der damals an einer Universität aufzutreten beab-

sichtigte, muß ein eingehendes Gespräch über seine Weltanschauung mit Goethe geführt, dieser mit seinem Rathe nicht zurückgehalten haben. Mutter und Schwester traf Arthur in Weimar nicht; sie waren sofort nach Danzig gereist, um, was möglich sei, zu retten. Aber auf den von beiden angenommenen Nachlaßvertrag, wonach die Gläubiger nur 30 Prozent erhielten, wollte er nicht eingehen, obgleich die Gefahr nahe lag, den Schaden beider dadurch zu vergrößern. Dabei zeigte er ein so verletzendes Mißtrauen gegen Adelen und beleidigte sie so bitter durch den Vorwurf wegen ihrer frühern Abweisung mehrerer Heiratsanträge, daß es zu einem förmlichen Bruche kam, der zehn Jahre lang dauerte. Freilich hatte Adele den Versicherungen der Falliten und der Mutter, die ihre Schulden verschwiegen, zu sehr geglaubt und war dadurch zu Schaden gekommen, während Arthur durch sein gewagtes Mißtrauen seine ganze Forderung rettete.

Als Mutter und Schwester nach Weimar zurückkehrten, mußten sie manche Einschränkungen sich auflegen. Mochten auch alle Freunde das Gefühl der Unglücklichen schonen, beide empfanden tief ihre gedrückte Lage. Sechzehn Jahre später schreibt Adele: „Mein Vermögensverlust hat alle edlern, schönern Verhältnisse geknickt, verdorben, mein Leben verpfuscht, weil ich lebte, als wäre ich wohlhabend, und doch nicht heiraten konnte aus Armuth, und weil mich die Scheinwohlhabenheit drückte wie eine Lüge.“ Noch im Januar 1820 hatte sie gegen den Bruder geäußert: „Gebe nur Gott, daß ich bei Ottilien bleiben kann! Dazu lasse er mir alle meine Freunde und ich werde zufrieden sein!“ Aber daß sie auch Arthur aufgeben mußte, war für sie ein Herzensstoß. Ottilie und Goethe bildeten jetzt ihr schönstes Glück, aber auch diese Freundin mußte sie unter der Wildheit ihres Gatten und durch eigene Heftigkeit leiden sehen. Sie blieb ein erwünschter Gast im goetheschen Hause, auch bei großen Abendgesellschaften. Von den Beziehungen zu Frau Schopenhauer wissen wir nur, daß sie von Stuttgart, wo sie im Herbste 1820 die Boisseréesche Gemäldesammlung gesehen, eine kleine Sendung Goethe überbrachte. In den „Tag- und Jahresheften“ rühmt Goethe unter dem Jahre 1821 als „zwei entschiedene Talente der Rezitation und des rhythmischen Vortrags“ die Gräfin Julie von Egloffstein

und Fräulein Schopenhauer; beide hätten sich ergetzt, seinen „Prolog zur Eröffnung des berliner Theaters" ‚jede nach ihrer Art‘ vorzutragen, „jede die Poesie durchdringend, ihrem Charakter gemäß in liebenswürdiger Verschiedenheit darstellend". Sein Wunsch, Adelen mit seiner innigst geliebten Marianne Willemer zu Frankfurt in Verbindung zu bringen, sollte auf eine zufällige Weise in Erfüllung gehen. Am 2. April 1821 sandte er Mariannen „mitten in die frankfurter Messe" durch einen Handelsmann „eine Probearbeit einer westöstlichen Fabrik"; es waren „Turban, Shawl und Zubehör", von Adelen, die er nicht genannt, „niedlich zu- und ausgeschnitten". Drei Monate später wollte er Exemplare des ersten Bandes seiner „Wanderjahre" der frankfurter und der weimarischen Freundin zuschicken. Da Adelens Geburtstag auf den 12. Juni fiel, fügte er zur Widmung des für sie bestimmten Bandes die Worte: „Erinnerung des 12. Juni 1821". Aber die Exemplare wurden bei der Absendung zufällig verwechselt. Marianne theilte dem Dichter in launiger Weise den Zufall mit und erbot sich zur Einsendung ihres für eine andere Dame bestimmten Buches. Aber Adele wollte auf den Umtausch nicht eingehen; deshalb schickte Goethe Mariannen das Exemplar zurück, in welches er vorn einige auf den Roman, der „so Löbliches erzielt" habe, bezügliche Verse einklebte. In dem beigefügten Briefe bezeichnete er launig die Verwechslung als eine höchst gerechte und anmuthige Wirkung der moralischen Weltordnung; Marianne habe erfahren sollen, wie das kunstreiche Mädchen heiße, welches das Meßgeschenk bereitet, und daß es am 12. Juni geboren sei, ob sie vielleicht an der glücklichen Wiederkehr desselben freundlichen Theil nehmen wollte. „Damit Sie denn ferner dem guten Kinde noch mehr geneigt werden, sende eine andere kleine Arbeit." Auch in Adelens Exemplar schrieb er heitere Verse, aber erst nach der Rückkehr von Marienbad und einem weitern Aufenthalt zu Jena, am 28. November. Zu einer nähern Verbindung der beiden so verschieden angelegten, aber mit gleicher Innigkeit an ihm hängenden Freundinnen kam es zunächst nicht; und auch als Adele im Herbst 1822 einige Zeit in Frankfurt verweilte, bildete sich zwischen ihnen kein herzlich vertrauliches Verhältniß; sie blieben bei ihrem zweimaligen Zusammentreffen sich innerlich fremd. Marianne, die von

Frommanns Tochter und Sohn gehört hatte, daß Goethe einzelne schwermüthige Augenblicke habe, schrieb ihm am 20. Oktober: „Wie glücklich ist Fräulein Adele, ihr Talent und ihren Verstand, durch Ihre Nähe belebt, für Sie und zu Ihrer Zufriedenheit zu verwenden! Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welche eigene Empfindung mich in der Anwesenheit dieses achtenswerthen Mädchens erfüllte. Ein Gemisch von Demuth, Verlegenheit und, fast möchte ich sagen, von Schelmerei, machte die wunderbarste Person aus mir, und ich kann und muß es gestehen, die beiden male, als ich sie sah, habe ich mich selbst nicht erkannt. Sie werden dies wohl begreifen, wenn es schon mir nicht ganz klar ist: die Demuth weiß ich mir zu erklären, aber den Uebermuth, der sich zu gleicher Zeit meiner bemeisterte, an dem sind Sie wohl schuld, an der Demuth gewiß. Wenn Sie meine Briefe eigentlich beantworteten, was man so heißt, so würde ich freundlich bitten, mir diese Zweifel zu lösen; dazu kommt, daß es mir nie wohl zu Muthe ist, wenn ich an Adele denke. Das wird davon kommen, daß ich mich sehr gebunden fühlte in ihrer Nähe, und nur durch ihre Entfernung das Gefühl der Verpflichtung für ihre Gefälligkeit in mir wächst, welches ich bei der nächsten Gelegenheit zu beschwichtigen hoffe. Vielleicht darf ich Sie bitten, ihr in meinem Namen für die freundliche Herstellung des geschnittenen ‚Divans‘ zu danken.“ Goethe antwortete mit einer räthselhaften Lösung des Räthsels in der Weise seines „Bakis“:

Da das Ferne sicher ist
Nahes zu überwiegen,
Wie's der kleine Blücher ist,*)
Freut es sich im Siegen.
Fühlt auch erst ein zartes Blut
Einige Verlegenheit,
Bald erwacht Verwegenheit,
Liebenswürdger Uebermuth.

Die Verse deuten darauf, daß Marianne („das Ferne“) der Ueber=

*) So nannte Goethe launig Mariannen schon bei seinem Aufenthalte auf der im Sommer von der Familie bewohnten Gerbermühle, von welcher Willemer und seine Gattin als „Müller“ und „Müllerin“ bezeichnet wurden.

zeugung lebte, der Dichter stehe ihrem Herzen näher, wie gut er auch Adelen sei, die er hochschätze, deren Talent und Gemüth er liebe. In seinem Briefe heißt es weiter, nach dem Danke für gesendete Artischocken und der Bitte um ein paar Krüge frankfurter Senf: „Nach allem diesem scheint es ein wunderlicher Uebergang, wenn mir noch von Adelen zu reden einfällt; wahrscheinlich, weil sie manchmal an unserm Familientische vorlieb nimmt. Es scheint ihr, wie Ihnen gegangen zu sein: denn trotz ihrem Verstand, einem ziemlich unbefangenem Blick und großer Redefreiheit war sie über Mühle und Müllerin sehr lakonisch; welches ich mir jedoch durch Bakis' räthselhafte Enträthselung gewissermaßen erklären konnte." Daß ein gewisser Antagonismus der beiden von Goethe bevorzugten Frauen zu Grunde liege, gab Mariannens Erwiderung zu, sowohl in den launigen eingefügten Versen, wie in der Aeußerung, sie sei eigentlich geschlagen und nur insofern ein kleiner Blücher, als sie selbst im Rückzug nicht ganz den Muth verliere und sich auf ihr Inkognito etwas zu Gute thue, wobei sie freilich gewiß sein müsse, ob sie [ihr Gefühl, daß der Dichter ihr inniger anhänge] nicht durchschaut werde.

Im nächsten Jahre wurden beide in so verschiedener Weise an Goethe geknüpfte Frauen durch dessen zweimalige gefährliche Krankheit in tiefe Noth versetzt, wie sie auch durch die zwischen beiden liegende Krisis seiner leidenschaftlichen Liebe zu einem ganz jungen Mädchen eigenthümlich bewegt wurden. Aber auch um die Mutter mußte Adele ernstlich besorgt sein, da diese von einem Schlaganfall betroffen wurde, an dessen Folgen sie noch am Anfang des folgenden Jahres litt. Ihre Abendgesellschaften waren längst hinter den von allen bedeutenden Fremden und dem Schwarm junger Engländer belebten bei Ottilien zurückgetreten, auf denen auch Goethe zuweilen erschien. Adele hatte indessen die Bekanntschaft mit einem Jugendfreunde Arthurs, dem außerordentlichen Professor der Philologie zu Jena, Friedrich Osann erneuert. „Sie wissen, daß sich zwischen Adelen und mich ein Dämon gedrängt hatte, der uns von einander schied", schrieb Osann am 25. Januar 1824 an Schopenhauer. „Das Bedürfniß, an Sie zu denken, über Sie zu sprechen, von Ihnen etwas zu hören, hat die Schranken gebrochen,

die uns bisher geschieden hielten." Aber vergeblich war sein Versuch, Schopenhauer zu bestimmen, Adelen die Erlaubniß zu geben, ihm wieder einma zu schreiben.

Als die Schopenhauer mit Adelen im Frühjahr 1824 Frankfurt besuchte, sprachen sie auch bei Willemer vor. Marianne meldete Goethe am 27. April, Frau Schopenhauer habe ihr recht wohl, Adele diesmal auch besser gefallen: aber zu einer nähern Verbindung kam es auch jetzt nicht.*) Dagegen blieb Adele die vertraute Freundin Ottiliens, die an allen Leiden ihres Familienlebens innigen Antheil nahm, wie wenig sie auch zur Heilung des Uebels beizutragen wußte. Aber sie liebte sie innig, wie sie auch mit herzlichem Mitleid ihrem sich selbst dämonisch zerstörenden Gatten folgte, der sie freilich oft durch sein schroffes, rücksichtsloses Wesen aufregte. Wie diesen wilde, verzweifelnde Leidenschaft hinriß, so folgte Ottilie den ausschweifenden Launen ihrer geistreich liebenswürdigen Natur, die oft ins Phantastische sich verirrte. Adele sah mit tiefstem Schmerze, wie sehr Goethe unter diesen unseligen Zuständen litt, so daß er oft den Familientisch mied und in seine hintern Zimmer sich zurückzog. Um so mehr freute sie sich, ihm etwas sein zu können und herzliche Neigung ihm zu bezeigen. Leider litt Adele selbst, die den Sommer mit ihrer Mutter meist am Rheine zubrachte, an unglücklicher Liebe. Ihre Verbindung mit Osann löste sich; sie sah diesen ein anderes Verhältniß anknüpfen und bald nach Gießen scheiden, wohin er im Jahre 1825 als ordentlicher Professor berufen wurde. Sie hatte dem innigst geliebten Manne mit der vollen Entschiedenheit ihrer tiefen Natur die Treue bewahrt und fühlte sich unglücklich.**) Das folgende Jahr sahen Mutter und Tochter Boisserée in Wiesbaden; den Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung bildeten Goethe und die Kunst. Adele überbrachte dem verehrten Dichter die freundlichsten Grüße. Bald hatten Mutter und Tochter Gelegenheit, bei der Jubelfeier seines Eintrittes in Weimar ihm ihre innigste Verehrung zu bezeigen.

*) Im Jahre 1832 schreibt sie an ihren Bruder, sie habe in Frankfurt sehr liebe Freunde, die ihr überall gern gefällig seien; sie meinte die Familien Brentano und Willemer. Auch an erstere hatte Goethe sie wohl empfohlen.

**) Noch im Jahre 1831 schreibt sie ihrem Bruder, sie kenne nur einen Mann, den sie ohne Widerwillen heiraten könne, und der sei schon verheiratet.

Im Frühjahr 1827 ging Adele ihrer angegriffenen Gesundheit wegen wieder an den Rhein, wo sie auch den Winter bleiben und im nächsten Jahre ihre Mutter erwarten sollte. Während ihrer Abwesenheit kam Holtei zweimal nach Weimar. Schon das erstemal, im Mai 1827, empfing die Mutter ihn freundlich, ja sie lud eine große Gesellschaft auf den beliebten Liederspieldichter und Vorleser ein, aber sie trat ihm noch nicht näher, wie beim zweitenmal, im Anfange des nächsten Jahres. Sie hatte mit dem Kanzler von Müller, dem sie sonst nicht sehr gewogen war, sich dazu vereinigt, Holtei einen zahlreichen Zuhörerkreis zu einer Reihe dramatischer Vorlesungen zu verschaffen, die „unter Goethes ermunternder, zur Theilnahme auffordernder Protektion“ stattfinden sollten. Damals, wo Holtei auch mit Goethes Sohn einen wunderbaren Seelenbund schloß, eröffnete ihm die Schopenhauer ihr ganzes Herz und zog ihn durch ihre reine, seine Schwächen liebevoll tragende, auf vollem Verständniß beruhende Zuneigung an. Die „kränkliche, alte, durch manchen Kummer belastete“ Frau, die am liebsten in ihren vier Pfählen blieb, fühlte jetzt, wo der Umgang mit Goethe nur sehr beschränkt sein konnte, ein wahres Bedürfniß, sich gegen den dreißigjährigen dichterisch begabten, sinnlich glühenden Mann auszusprechen, der schon ein bewegtes Leben hinter sich hatte, dessen Beichtigerin und Beratherin zu werden.*) Goethe empfand die Abwesenheit Adelens schmerzlich, doch setzte er seine Verbindung mit ihr brieflich fort. Erhalten ist uns ein Brief an sie vom 16. November 1827, worin er Familien- und sonstige Nachrichten mittheilt und den Wunsch ausspricht: „Möge sich Ihr liebes Innere an der herrlichen Rheinnatur in sittlicher und künstlerischer Thätigkeit zum schönsten

*) Vgl. Holtei „Nachlese“ S. 36—48. „Sie wußte um alles“, schreibt er. „Diskret gegen Fremde, ihr Unbekannte; kurz abfertigend gegen zudringliche Neugierde; mittheilsam, unerschöpflich für diejenigen, die sie dessen würdig erachtete; unparteiisch im Urtheil über Freund und Feind; nachsichtsvoll in Beurtheilung menschlicher Schwächen; abgesagte, offene Verächterin von Klatschereien; begeistert in anerkennender Ehrfurcht für Edles, Großes, Schönes — so entfaltete sie absichtslos, ohne Eitelkit und Anspruch, als echte geborene Malerin treue, lebensfrische Schildereien, deren Farbenpracht nicht weniger zu bewundern war als ihre Naturtreue.“

und liebenswürdigsten wieder herstellen!" Auf ihre Klage, daß sie dort sich einsam fühle, bemerkt er: „Freunde tragen dazu nichts bei. Das Herz ist für sich eine Welt und muß in sich selbst schaffen und zerstören."

Am 20. Mai 1828 begab sich Frau Schopenhauer nach Frankfurt und von dort nach Godesberg, wo Adele sie sehnsüchtig erwartete. Sie fand diese noch immer bleich und abgefallen, aber doch gesunder, lebensfrischer und heiterer. Unter ihrer Pflege in der herrlichen Gegend und auf einer vorzüglichen und lehrreichen Reise nach den Niederlanden stellte sie sich ganz her. Erst am 22. September kehrten sie beide nach Weimar zurück, das unterdessen durch den Tod des Großherzogs in tiefe Trauer versetzt war. In Folge des Regierungswechsels war dort noch alles in der Schwebe. Goethe zeigte sich „heiterer, gesunder und wohlaussehender als seit Jahren". Den Verlust seines fürstlichen Freundes trage er, schrieb die Schopenhauer, „mit der allen Alten eigenen stillen Ergebung". Da die Jagemann durch den Tod des Großherzogs allen Einfluß verloren hatte, hofften Holteis Freunde, ihn als Theaterintendanten oder Regisseur oder beides zugleich nach Weimar zu ziehen. „Ottilie ist eifriger als wir alle, um Sie hier zu haben," meldet Frau Schopenhauer an Holtei; „denn sie behauptet, ihr bischen häusliches Glück, mit dem es jetzt trauriger steht als jemals, hinge davon ab, daß Sie wieder den gewohnten Einfluß auf ihren Bären übten, der sie jetzt baß quält und während Ihres Hierseins fromm wie ein Lamm war. Sie will den Alten für Sie gewinnen und hofft es zu können, dessen Wort freilich das Kräftigste wäre. Sie hat auch schon die alte Gräfin Henckel, ihre Großmutter, auf Ihre Seite gebracht, die anfangs gegen Sie war. . . . August ist ganz für Sie. Ihn werden Sie in Berlin sehen, wohin er den 11. Oktober reisen will; Ottilie behauptet, um Sie zu sprechen." Die Mittheilungen über Goethes Schwiegertochter hatte sie wohl von Adelen, da sie selbst dieser nicht so nahe stand. Adele hielt sich jetzt um so inniger an Goethe, als sie dessen Umgang bald ganz entbehren sollte; denn schon hatte die Mutter den Vorsatz gefaßt, nächsten Sommer Weimar zu verlassen, wahrscheinlich auf immer, was sie schon in demselben Briefe ihrem Vertrauten Holtei als strengstes Geheimniß mittheilt. „Tausend

gültige Gründe, die hier aufzuführen für uns beide zu langweilig wäre, bestimmen mich zu diesem Entschlusse; diesen Gründen gesellt sich der Wunsch, in einem bessern Klima, in einer schönern Gegend mein Leben zu beschließen, und die Sorge um Adelen, die nun einmal ungern in Weimar lebt und deren Gesundheit ein milderes Klima bedarf. Ich ziehe an den Rhein, nach Bonn, wo ich alles beinahe wieder finde, was ich hier verlasse, nur gottlob! das Hofwesen nicht, in das ich bei jetziger Lage der Dinge [der neue Großherzog war ihr sehr gewogen] immer mehr hineingezogen würde." Leider gelang es mit der „Verschwörung" zu Holteis Gunsten nicht, trotz aller Vorsicht, die so weit ging, daß die Schopenhauer Holtei bat, vor Erledigung der Sache nicht seinen melodramatischen „Faust" zur Aufführung bringen zu lassen, da er sich sonst leicht einen mächtigen Feind machen könnte; denn „der alte Herr" sei zuweilen wunderlich. Seinen Widerwillen gegen einen solchen „Faust" konnte man ihm freilich nicht verdenken. Als Tieck mit seinem ganzen Gefolge anfangs Oktober drei Tage in Weimar blieb, wußte Goethe sich dessen unvermeidlichem Vorlesen, das ihm vor wenigen Monaten sehr lästig gefallen, dadurch zu entziehen, daß er ihn zwei Abende der Schopenhauer überließ, und am mittlern trotz der gegebenen Zusage nicht bei Ottilien erschien. Adele freute sich, den geistvollen Vorleser wiederholt zu hören. Mit August wurde es immer schlimmer. Goethe blieb in seinen hintern Zimmern, wo er fast unzugänglich war. Zuweilen lud er einen einzelnen Gast zu Mittag; mehrfach wurde diese Ehre Adelen zu Theil, an der er immerfort großen Gefallen fand. Einige Zeichnungen von ihr sandte er dem Maler Rösel, um sie auszuführen, wie die heitern Verse an diesen vom 25. Januar 1829 zeigen. Dieser Freundin vertraute er auch das scharfe Urtheil Zelters über Holteis in Berlin aufgeführten melodramatischen „Faust", mit dem er sehr unzufrieden war, doch verbot er ihr, der Mutter, die ganz auf Holteis Seite stand und von diesem gegen Zelter eingenommen war, davon genauere Mittheilung zu machen. Als Holtei seinen „Faust" in einem Briefe an August entschuldigt hatte, schrieb ihm die Schopenhauer, durch deren Hände der Brief gegangen war: „Sie hätten nach der Art, wie der alte Herr sich in der Sache benommen, es kaum nöthig

gehabt. Aber der alte Herr ist achtzig Jahre alt, und da ist es kein Wunder, daß er oft kaum begreift, wie andre sich unterstehen können, auch existiren zu wollen." Mit ihrem Herzen stand sie ganz auf Holteis Seite, und so manches, was geschah, sah sie bei dem am Theater herrschenden Parteitreiben einseitig an, aber wo sie Goethe nicht recht geben konnte, entschuldigte sie ihn mit der Schwäche des Alters.

Im Frühjahr schied sie von Weimar; schon drei Wochen vor ihr war Adele nach ihrem neuen Wohnsitze in Unkel abgegangen, um dort die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Goethe empfand schwer den Abschied; aber die junge Freundin hatte ihm ausführlichen Bericht von ihren neuen Zuständen und unausgesetzte briefliche Mittheilung versprochen. Frau Schopenhauer war noch am 11. April mit dem jungen Grafen Reinhard, dem mit ihr auf vertrautem Fuße stehenden Leibarzte Vogel, einem Landsmanne Holteis, Eckermann, Ottilien und deren Schwester Ulrike Mittags bei ihm zu Tische, wo von der Einrichtung ihres neuen Besitzes in Unkel die Rede war. Der Abschied ward ihr weit schmerzlicher als sie gedacht hatte. „Erst wenn die Freunde sterben oder man sonst auf immer von ihnen getrennt wird, fühlt man recht, wie lieb man sie hatte," äußert sie gegen Holtei. Am nächsten stand ihr Gerstenbergk, der nun in Weimar, wo er Vicekanzler wurde, ganz zufrieden war. Den 2. Juli kam sie bei Adelen in Unkel an, wo sie sich gesunder und heiterer als seit Jahren fühlte. Leider war der Sommer höchst ungünstig. Im Nachlasse Adelens fand sich ein Couvert Goethes mit der Ueberschrift: „Fräulein Adele Schoppenhauer zu gemüthlicher Vertheilung"; es enthielt fünf Blättchen, auf welche dieser eigenhändig Verse geschrieben, auf zwei, vom März 1826 datirte, unter Bildchen die Sprüche: „Suche nicht verborgene Weihe! Hinterm [nicht Unterm] Schleier" u. s. w., überschrieben: „Dem Symboliker", und „Memento mori! gibts genug u. s. w.", auf drei andere die Verse aus dem Divan: „Märkte reizen dich zum Kauf, Doch das Wissen blähet auf", „Bist du Tag und Nacht beflissen . . . sich gebühre" und „Soll das Rechte zu dir ein, Fühl' in Gott was Rechts zu sein!" Da diese drei zu einem Gedichte gehörenden Sprüche vom 28. August 1829 datirt sind, so dürfte

Goethe das Couvert in Erwiderung einer Sendung zu seinem Geburtstage der Freundin geschickt haben. Auf ihren Glückwunschbrief bezieht sich Goethes Aeußerung an Boisséree vom 2. September 1829: „Unsere muntere, gute, uns wahrhaft fehlende Adele hatte mir schon gemeldet, Sie seien auf dem Apollinarisberge erwartet", und aus Goethes Briefe an diesen vom 3. sehen wir, daß er der Freundin ein Kästchen schicken wollte. Adele selbst schreibt an Boisséree: „Den freundlichsten Dank für die wirklich sehr erfreuliche Mittheilung des goetheschen Briefs (vom 2.). Gestern erhielt auch ich ein Schreiben Ottiliens und wußte also wenigstens von den Außendingen, die dort vorgehen; von des alten Herrn Stimmung war ich durch die Mittheilung unterrichtet, daß er das Gartenhaus bezogen. Viele interessante Freunde drängen sich eben jetzt dorthin, und wahrscheinlich ist der Garten ein buon ritiro."

Adele war stets bereit, Goethes Aufträge in ihrer Nähe rasch zu besorgen. So verschaffte sie ihm eine Zeichnung des berühmten kolossalen Medusenhauptes des wallrafschen Museums in Köln, das ihn besonders wegen der Vergleichung mit der rondaninischen Meduse anzog, die er in Rom verehrt hatte und wovon er einen alten Abguß besaß. Am 17. Januar 1830 dankt er dafür, spricht aber zugleich den Wunsch aus, einen Abguß zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit schreibt er: „Wenn Sie, meine Gute, auch eine Zeitlang nichts unmittelbar von mir erhalten, so denken Sie, ich sei beschäftigt mit etwas, was Ihnen zunächst Freude machen soll." Für ihre Aufnahme seines Briefwechsels mit Schiller dankt er und empfiehlt ihr seinen „zweiten Aufenthalt in Rom". In Betreff der Entführungsgeschichte des schon alten Präsidenten und Professors Nees von Esenbeck äußert er, es sei doch ein zu arger Jugendstreich. „Wir andern, die in Ausübung mancher Thorheit alt geworden, dürfen freilich den ersten Stein nicht aufheben, und uns nicht vermessen, wenn wir das Glück hatten, wohlfeiler davon zu kommen."

Die Mutter hätte sich freilich verletzt finden können, als sie in den Ostern 1830 erscheinenden „Tag- und Jahresheften" kein Wort über sich und ihre ihm so wichtig gewordenen Abendgesellschaften

seit dem November 1806 fand, aber sie schrieb dies keineswegs bösem Willen zu. Hatte er ja die Darstellung des traurigen Schlusses des Jahres 1806 ganz übergangen, dem er wohl eine genauere, aber nicht zu Stande gekommene Schilderung bestimmt hatte, und wie viele befreundete Damen, selbst Frau von Stein, die Schiller, die Wolzogen, Bettine waren gleichfalls unerwähnt geblieben. Dagegen hatte er zweimal ihres Arthur und auch einmal Adelens ehrenvoll gedacht, und war sie auch noch immer auf ihren sich ganz fern von ihr haltenden Sohn so erbittert, daß man ihr von diesem gar nicht sprechen durfte, so mußte es ihr doch erfreulich sein, dessen geistige Bedeutung an höchster Stelle anerkannt zu sehen, obgleich er noch immer mit seinem Hauptwerke nicht durchgedrungen war und er zweimal vergebens versucht hatte, durch mündliche Lehrthätigkeit an der berliner Universität den Götzen des Tages gegenüber auf die Jugend zu wirken.

Wie sehr die Gedanken der Schopenhauer auch in der Ferne noch an Weimar hingen, zeigt die Aeußerung an Holtei vom 7. Juli 1830 zur Zeit, wo August endlich seine Reise nach Italien angetreten hatte: „Was Sie mir über Weimar schreiben, stimmt ganz mit dem überein, was ich von andern vernehme. Ich bin aber mit dem commencement de la fin davon gegangen und wünsche mich nicht wieder zurück, obgleich man in meinem Alter neue Freunde nicht leicht mehr findet, und ich die alten immer vermissen werde. Mein alter Goethe dauert mich. Wie furchtbar einsam steht er da, am Rande des Grabes! . . . Otilie dauert mich auch tief in der Seele, obgleich ich mir nicht leugnen kann, daß sie zum Theil ihr Schicksal sich selbst bereitet hat. Von August mag ich gar nicht reden, wie wohl ich einsehe, daß auch er Mitleid verdient. Am besten wärs . . . . [er stürbe] in Italien; mit dem Klima jenes Landes ist nicht zu spaßen.“ Dennoch erschütterte sie die Nachricht von Augusts rasch erfolgtem Tode, und um so gewaltiger, als sie diese unvorbereitet in der Zeitung las. „Auch Adele war betrübt um ihn“, schrieb sie an Holtei, „so sehr sie Ottilien liebt und so aufgebracht sie oft über das Betragen des Verstorbenen gewesen. Und was für Berichte hatten wir dagegen aus Weimar erhalten!

Der Kanzler [von Müller], der ewige Pasquale*), hatte mit Vogel übernommen, dem Vater die Trauerpost kund zu thun. Der Alte hat sie nicht ausreden lassen. ‚Als er fortging, gab ich ihn schon verloren‘, hat er gesprochen, sie verabschiedet, und die Herren konnten mit sich selbst nicht einig werden, ob er sie wirklich verstanden. Zu Ottilien sagte er: ‚August kommt nicht wieder; desto fester müssen wir beide aneinander halten.‘ Und sie ....? An uns schrieb die Pogwisch in ihrer Tochter Namen. Der Alte schloß seinen Schmerz in sich, wie er immer thut. Die Kinder bekommen Vormünder. Sie sind dereinst, Gott gebe so spät als möglich! des Großvaters einzige Erben. Auf welche Weise er für die Mutter sorgen will, hängt von ihm ab. Gewiß geschieht es nicht auf die Weise, daß ihre Wünsche, ins Ausland, besonders nach England, zu ziehen, befriedigt werden können, wenigstens werden die Vormünder nicht zugeben, daß sie die Kinder mitnimmt. So lange der Großvater lebt, bleibt alles vor der Hand beim Alten. Ottilie wohnt bei ihm und beträgt sich sehr gut gegen ihn. Uebrigens ist sie, wie sie war; was soll man weiter darüber sagen?“ Goethes darauf eintretende gefährliche Krankheit setzte Mutter und Tochter in noch größere Unruhe; wöchentlich zweimal ließen sie sich durch einen Freund [Gerstenbergk] darüber berichten. Sie selbst schreibt: „Vierzehn Tage, nachdem er der Todesgefahr entgangen, traf sogar ein Brief von ihm ein an Adelen, die hier sein Geschäftsträger ist. ‚Nach großem Verlust und drohender Lebensgefahr hab’ ich mich wieder auf die Füße gestellt,‘ heißt es in diesem, freilich, wie immer, von fremder Hand geschriebenen Briefe; aber einige von ihm selbst mit gewohnter Festigkeit am Ende hinzugefügten Zeilen machten uns große Freude. Adele schickte ihm eine Zeichnung von unserer ländlichen Wohnung in Unkel, und noch einiges, das ihn freute; seine Antwort folgte sehr schnell. Er ließ sich offener als sonst über sich selbst aus, sprach von der Art, wie die Natur des Menschen nach jeder großen Erschütterung im Innern auf irgend eine Weise das Gleichgewicht

*) Diesen Namen hatte Holtei nach Goldonis „Diener zweier Herren“ dem Kanzler gegeben, weil er durch seine Geschäftigkeit manche Verwirrung anrichte. Aber auch von ihrem Gerstenbergk sagte sie, er verwirre alles.

wieder herzustellen sucht; seine Krankheit sei die Folge davon gewesen; jetzt wolle er also alles thun, um nach gewohnter Weise auf dem Wege des Wissens und der Kunst fortzuschreiten. Dabei habe er auch von neuem die schwere Rolle des deutschen Hausvaters wieder aufzunehmen, wenn gleich, wie er dankbar erkenne, unter den günstigsten äußeren Umständen.' Auch unter diesen Brief hatte er mit eigener Hand ein paar herzliche Zeilen geschrieben."**) Aber am folgenden Tage wurde sie durch die Nachricht erschreckt, Cotta habe Bankerott gemacht. „Ich kann Ihnen nicht sagen," schreibt sie, „wie sehr es mich schmerzte, daß Goethen am Spätabend seines Lebens noch dieser herbe Schlag treffen sollte." Aber der drohende Bankerott brach nicht aus, und der Dichter hatte keineswegs, wie die Schopenhauer glaubte, noch eine große Forderung an Cotta. „Ich wünsche nichts sehnlicher," schließt sie, „als daß Ottilie nur verständig genug werde, um Hirngespinnsten zu entsagen, durch die sie am Ende unglücklich werden müßte, daß sie in ihre jetzige Lage sich zu finden lerne." Ihre Absicht, im Herbst nach Weimar zu gehen, um dort „den alten Herrn, Ottilien und ihre übrigen Weimaraner" zu sehen, dann noch Leipzig und Dresden zu besuchen, wurde durch den Ausbruch der Cholera vereitelt. Adelen, die dem Dichter beim Glückwunsche zum Geburtstage die beabsichtigte Reise mitgetheilt hatte, erwiderte er freundlich am 19. September. Nachdem er ihr seinen Aufenthalt in Ilmenau an seinem Geburtstage beschrieben, fuhr er fort: „Hab' ich Sie nun einen Augenblick in das mittelländische Mittelland gerufen, so besuche ich Sie nunmehr in Gedanken am hellen Rhein, wo Sie gewiß mit einigem Zwiespalt in sich selbst sind, ob es räthlich sei, gegen Nordosten zu ziehen, wo die asiatische Hyäne uns täglich näher die gräßlichen Zähne weist. Hier kann niemand dem andern rathen; beschließe, was zu thun ist, jeder bei sich. Im Islam leben wir alle (vgl. Divan VI, 39), unter welcher Form wir uns auch Muth machen."

*) Dieser vom 3. Januar 1831 datirte, freilich nicht wörtlich so lautende Brief ist erhalten. Den Inhalt und ein paar größere Stellen daraus hat Strehlke mitgetheilt.

Die aufgeschobene Reise hofften Mutter und Tochter im nächsten Jahre nachzuholen. Aber der beginnende Frühling raubte Weimar und der Welt den Einzigen und versetzte alle, die mit liebevoller Verehrung an ihm gehangen, die neben dem großen Manne den edlen Menschen in ihm erkannt hatten, in tiefe Trauer um den unersetzlichen Verlust. Und nun sollte gar ein trauriges Nachspiel folgen. Nicht allein, daß man unglaublich frech in Tageblättern mit Goethes Andenken verfuhr, daß Falk „ein Gemisch von Lügen" in die Welt brachte und sich als Seelenfreund des Heimgegangenen aufspielte, daß „das Büchlein von Goethe" bei aller Wahrheit im einzelnen, „so innerlich boshaft und falsch" war: auch mit Ottilien begaben sich unsagbare Dinge, die ihr das Herz zerrissen. „Wissen Sie", schrieb sie den 27. Oktober an Holtei, „daß die Pogwisch, Ottilie und ihre beiden Söhne mich diesen Sommer in Unkel besucht und drei bis vier Wochen bei mir zugebracht haben? Die Veranlassung dieses Besuches ist wunderlich genug. Erzählen möchte ich sie Ihnen mündlich, aber es schriftlich zu thun, wage ich nicht." Und doch waren die beiden folgenden Zeilen so schlimm, daß Holtei hier im Drucke eine Lücke eintreten ließ. Dann heißt es weiter: „Die Mutter mit den beiden (Enkel-) Söhnen kam gleich zu uns nach Unkel. Ottilie zog noch ein bischen am Rhein herum bis Köln und kam dann ebenfalls zu uns; liebenswürdig, unerträglich, verrückt, geistreich, wie Sie's kennen. Nach einigen Wochen gingen sie alle nach Frankfurt, wo sie Ulrike, Alma [Goethes geliebte Enkelin, bei der Holtei schwur], den Hofmeister der Knaben [Rothe] 2c. antrafen, die wegen der Cholera in Erfurt sich geflüchtet hatten. Sie nahmen dort Privatlogis und Adele ging nun auch nach Frankfurt, wo sie vierzehn Tage bei ihrer Jugendfreundin blieb. [Kleinere Lücke Holteis.] Die Geschichte ist seitdem, ich weiß nicht wie? (in Schlesien würde man, glaub' ich, sagen ‚so gerne!') auseinander gegangen. Ottilie sitzt wieder in Weimar, ist krank und wieder gesund. Das Schlimmste bei dem allen" — Hier sieht sich Holtei wieder zu einer Lücke von drei Zeilen genöthigt. Auf etwas sehr Arges deutet der Schluß eines drei Jahre spätern Briefes: Nach einer kleinen Lücke heißt es dort: „Was ist wahr? was nicht? Ist ein kleiner Zeuge da? Ward dieser ins Findelhaus

geschickt, wie man in . . . [Bonn?] erzählt? Im Hauptpunkte bin ich, gegen die Gewohnheit alter Frauen, tolerant und möchte um keinen Preis den ersten Stein werfen, aber die zweite Beschuldigung kann ich nicht verwinden. Das wäre schlechter als schlecht! Armer — — [Goethe?]! wohl dir im Grabe!" Wir wollen den Schleier nicht lüften, aber es war für die Schopenhauer, die seit fast dreißig Jahren die innigste Freundin des goetheschen Hauses gewesen, eine der bittersten Erfahrungen ihres Lebens, das so manche harte mit Ruhe ertragen hatte. Ihre eigenen äußern Verhältnisse waren keine günstigen. In demselben Briefe sagte sie Holtei, sie liege nicht auf Rosen; der Abend ihres Lebens scheine sich nicht heiter gestalten zu wollen; eben müsse sie sich durch einen Wust trauriger, mühseliger, höchst unangenehmer Geschäfte arbeiten.*) Im Sommer 1837 gewährte ihr die Gnade des Großherzogs durch eine Pension die Erfüllung ihres letzten irdischen Wunsches, unter ihren alten Freunden und Umgebungen „auszuleben"; sie ließ sich in Jena nieder. Es war ein Sonnenstrahl in ihr zu Ende neigendes Leben. Mit welchen Gefühlen kehrte sie nach dem für sie wie ausgestorbenen Weimar zurück! In Jena fand sie freundliche Aufnahme im frommannschen Hause; freilich war vor kurzem der alte Frommann seiner Gattin im Tode gefolgt und auch den guten alten Knebel traf sie nicht mehr. Kaum ein halbes Jahr nach ihrer Ankunft beschlich sie bei der Ausarbeitung ihrer Lebenserinnerungen der Tod.**) Bis zuletzt hatte sie sich die hohe Verehrung Goethes erhalten, der ihr als Ideal eines großen, edlen

*) An ihren Bruder, der endlich während seiner Krankheit wieder mit ihr angeknüpft hatte, schrieb Adele: „Ich wache etwas über die Ausgabe und habe doch oft schwere Sorgen." Sie selbst hatte in Bonn Gelegenheit gefunden, eine Vernunftehe einzugehen, aber nach kurzem Kampfe darauf verzichtet.

**) Nach den freundlichen Mittheilungen von W. Vollmer hatte sie im Dezember 1837 Cotta ihre Memoiren zum Verlag angeboten und die Handschrift des ersten Bandes zur Ansicht beigelegt. In einem spätern Briefe bemerkte sie, der dritte Band, der ihr Leben in Weimar enthalte, werde der interessanteste sein. „Meine Verbindung mit Goethe, Wieland, Zacharias Werner, Bettina und so vielen andern, die hier zu nennen zu weitläufig wäre, werden mir Stoff genug zu zahlreichen Genrebildern geben, den ich zu benutzen nicht unterlassen werde. Furcht kenne ich nicht; denn mit 70 Jahren, was hat man da noch viel

Mannes in traurigster Zeit erschienen war und sie in Weimar festgehalten hatte, dessen dankbare Neigung, wenn auch die enge Verbindung sich allmählich lockern mußte, ihr immer geblieben, die er dann auf ihre einzig geliebte Tochter übertragen hatte, von der sie selbst sich gestehen mußte, daß ihre äußere Erscheinung keinen angenehmen Eindruck mache, ja auch der Antheil, den er an ihrem Sohne genommen, war wohl von der Neigung für sie beeinflußt, wenn dieser auch sich von der Mutter schroff zurückgezogen hatte. Innerlich waren sich beide treu geblieben; das liebe Bild, das sie in den schweren Tagen nach der Plünderung Weimars von einander gewonnen, lebte in ihrem Herzen fort und ließ sie gegenseitig des herzlichsten Antheils an einander genießen, wie manche andere Verhältnisse auch ihre Seele in Anspruch nehmen mochten, wie verschieden auch die Wege waren, die sie wandelten. Goethe freute sich, daß seine Freundin als anmuthige, geistreiche Erzählerin besonders bei gebildeten Damen ihre eigentliche Bestimmung gefunden, während diese mit verehrender Bewunderung dem großen Geiste in seinen mannigfaltigen Schöpfungen folgte, wenn auch einzelne derselben, besonders seine naturwissenschaftlichen Arbeiten, ihr fern lagen oder sie weniger ansprachen; er galt ihr, wie ihn die Prinzessin Karoline nannte, im vollsten Sinne des Wortes als der Meister, aber zugleich als der edelste, größte Mensch, dessen Wohlwollen das glänzendste Kleinod ihres Lebens gewesen.

zu fürchten? Aber auch vor Klatschereien, wie sie jetzt Mode sind, will ich mich hüten; treu und wahr will ich sein, aber weder bissig noch giftig."

Minna Herzlieb und Goethes „Wahlverwandtschaften".*)

I.

Mit einem neuen romantischen Liebesabenteuer hat eben Adolf Stahr in einem Anhange zur dritten Ausgabe seiner Schrift „Goethe's Frauengestalten" des Dichters reiches Leben ausgestattet.**) Goethe, der sich vor elf Monaten mit seiner ihm achtzehn Jahre angehörenden Christiane Vulpius kirchlich verbunden hatte, soll nach Stahr in leidenschaftlicher Liebe zu der achtzehnjährigen Minna Herzlieb entbrannt sein, sich von ihrer Gegenliebe überzeugt, ihr seine Freude darüber in einem Sonette, in einem andern sein „Liebestoben" ausgesprochen haben; er soll, statt sich dem unmöglichen Verhältniß zu entziehen, es so lange unterhalten haben, bis die Verwandten mehr als ein Jahr später sich veranlaßt gesehen, die Geliebte „aus seinem Gesichtskreise zu entfernen und ein Zusammensein zu trennen, welches möglicherweise zu ernsthaften Verwicklungen führen konnte"; in seiner Trostlosigkeit über ihre Entfernung habe er sich mit aller Kraft der Vollendung seiner zwei Jahre früher entworfenen „Wahlverwandtschaften" zugewandt und in der dichterischen Beschäftigung mit dem Bilde der von ihm geschiedenen Geliebten Befreiung von seinem Schmerze, in den Bezeichnungen des lieben, des guten, des schönen, des herrlichen, des himmlischen Kindes, mit denen er die von ihm geschaffene Gestalt Ottiliens verherrlichte,

---

*) Magazin für die Literatur des Auslandes 1870, Nro. 20 f. 30. 1873, 5 f. Hier durchgesehen und mit einem neuen Artikel vermehrt.

**) Goethe's Frauengestalten, von Ad. Stahr. Dritte vermehrte Ausgabe. Mit einem Anhang: Minna Herzlieb, Goethes Ottilie der „Wahlverwandtschaften", und mit dem Facsimile eines von Goethe an dieselbe gerichteten Gedichts. 2 Bände. Berlin, J. Guttentag, 1870.

zugleich seiner eigenen Liebe für das Urbild Genüge zu thun versucht haben. Als sie 1814 (vielmehr ein paar Jahre früher) verlobt nach Jena zurückgekehrt sei (sie habe wohl gedacht, daß es sicherer und für alle Theile besser sei, wenn sie als Verlobte eines andern in die Nähe des Dichters zurückkehre), scheine eine lebhafte Wiederannäherung Goethes an sie oder doch eine Wiedererweckung seines Schmerzgefühls über den ersten Verlust der von ihm Geliebten und Gefeierten stattgefunden zu haben; noch im Jahre 1818 (zu einer Zeit, wo sie selbst noch frei und Goethe fast zwei Jahre Wittwer war) habe er in einem an sie gerichteten Gedichte seinen Schmerz ausgesprochen, daß er ihr habe entsagen müssen.

Halten wir dieses Bild an den aus so vielen Erlebnissen durchsichtig klaren Charakter des edlen Dichters, so müssen wir schon vorab erklären: Das ist eine Unwahrheit! Goethe kann mit einem so unmöglichen Verhältnisse nicht Jahre lang sich und die jugendliche Geliebte gequält und über das diesem anmuthigen Wesen im Besitze eines ihrer würdigen Gatten winkende Lebensglück sich wie ein düsterer Schatten gelagert haben! Sein Herz war an Entsagung längst gewohnt, und des Frevels, durch seine Leidenschaft ein anderes Dasein zu untergraben, völlig unfähig. Ist nicht sein Liebesleben eine fast ununterbrochene Kette schwerer Entsagungen? Mit wie vielen reizenden jungen Frauen und Mädchen traf er seit seiner natürlichen, aber von ihm heilig gehaltenen Ehe (1788) zusammen, die eine herzliche Neigung in ihm erregten, aber immer war er stark genug, sich zur Zeit sein „Nicht weiter!“ zuzurufen, wie er selbst einmal in Bezug auf seine amtliche Stellung zu den Schauspielerinnen berichtet, gegen die er sich nie, so nahe es ihm auch manche gelegt, eine Schwäche erlaubt habe. Welch ein Kreis junger Damen schloß sich an ihn und hatte sich seiner herzlichsten Zuneigung zu erfreuen, ohne daß er einer leidenschaftlichen Liebe zu ihnen sich hingegeben hätte! Bleiben wir bei der Zeit stehen, in welche die Liebe zu Minna fällt, wie herzlich zeigte er sich gegen die edle Prinzessin Karoline, Fr. A. Wolfs Tochter, Bettina Brentano und Silvie von Ziegesar! Besonders letztere, die er seit ihrer frühesten Kindheit bei ihren Eltern in Drakendorf gesehen, mit welcher er seit 1801 in brieflicher Verbindung stand, zog sein Herz inniger

an, als das alle Männer durch ihre strahlende Anmuth und ihr stilles, verschlossenes, auf eine reiche Tiefe deutendes Wesen hinreißende Mädchen von Züllichau. Wären seine Briefe an Silvie Ziegesar gedruckt, so würde schon daraus allein erhellen (denn gerade im Jahre 1808 ist der Briefwechsel besonders lebhaft), wie wenig Goethe damals an leidenschaftlicher Spannung und düsterm Liebesgram litt.*) Bei allen so zahlreichen Neigungsverhältnissen zog er sich immer zur rechten Zeit zurück, so daß er dem Ausbruche übermächtiger Leidenschaft zuvorkam. Solcher Beziehungen erinnerte Goethe sich gern. So erzählte er im Jahre 1819 dem Kanzler von Müller und der jungen Gräfin Julie von Egloffstein, die ihm seit dem vorigen Jahre nahe stand, in sehr anmuthiger Weise, wie er einmal auf dem besten Wege gewesen sei, sich in Fräulein Mellish zu verlieben. Wie anziehend ist sein Verhältniß zu der jungen Polin zu Karlsbad im Jahre 1820, diesem „allerliebsten sarmatischen Hanswurst, voll Verstand, Laune, Frohsinn"! Aber den glänzendsten Beweis seiner sittlichen Kraft bewies er drei Jahre später, wo ihn die Liebe zu Ulrike von Levezow wirklich eine Zeit lang recht unglücklich machte, was uns aus seinen Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller so recht anschaulich entgegentritt. Gegen diesen äußerte er vertraulichst: „Es ist eben ein Hang, der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen." Ein äußeres Verhältniß stand seiner Vermählung mit dem lieblichen Wesen damals kaum entgegen, aber die Stimme der Besonnenheit sprach laut genug, um über die Leidenschaft des fünfundsiebzigjährigen Greises den Sieg zu gewinnen. Und diese Entsagungskraft hat Goethe stets geübt; er hat sich nie auf so leichtfertige Weise seiner Leidenschaft hingegeben, wie es der Fall sein würde, hätte Stahr über sein Verhältniß zu Minna Herzlieb die Wahrheit gesagt, und sich nicht vielmehr, wie auch sonst häufig genug in seiner Darstellung von Goethes Frauengestalten,

*) Fünf Briefe an sie aus dem Jahre 1808, freilich erst vom 22. Juli an, finden sich im „Goethe-Jahrbuch" III, 193 ff., andere von 1809 daselbst I, 243 f. III, 192 (Nro. 2, wo die Jahreszahl verdruckt ist), einer schon von 1801 III, 192.

von einem raschen Einfalle rücksichtslos hinreißen lassen, der vor dem prüfenden Blicke sich verflüchtigt. Doch gehen wir auf seine Begründung näher ein.

Längst war es bekannt, daß Goethe im Dezember 1807 zu Jena auf Minna Herzlieb das „Epoche“ überschriebene Sonett dichtete:

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarcas Brust vor allen andern Tagen
Charfreitag. Ebenso, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von achtzehnhundert sieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben,
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarcas Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Charfreitag.

Doch stets erscheine fort und fort die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig,
Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

Stahr war es vorbehalten, in diesem Sonette den Ausdruck der Freude über die Entdeckung zu sehen, daß der Dichter von Minna wiedergeliebt werde. Das Gedicht ist nichts als eine im Tone der italienischen Sonette gehaltene Galanterie gegen das anmuthige Mädchen, welches ihm am ersten Sonntag im Advent, wo er bei dem gastfreien Buchhändler Frommann zu Mittag speiste, in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschienen war und seine herzliche Liebe gewonnen hatte, so daß er dieses Advents, der ihm nicht eine Ankunft des Herrn, sondern eine Ankunft der Herrin geworden, immer freudig gedenken wird, im Gegensatze zu Petrarca, den der kleine Gott unbewehrt an einem Charfreitag mit dem Pfeile der Liebe zu Laura getroffen hatte, der aber elf Jahre später, gleichfalls an einem Charfreitag, zu Gott flehte, er möge den irren Geist auf bessere Pfade führen, dessen Liebe ein ewiges Herzensweh war. Schon hieraus ergiebt sich, welcher Art Goethes Liebe ist, die in dem heitern Genusse der Anwesenheit der Geliebten ihre volle Seligkeit fand, keine leidenschaftliche Sehnsucht nach ihrem Besitze war.

Er ist ihr, die er schon als Kind im Herzen getragen, jetzt wieder ans Herz getrieben; er muß sie immerfort lieben; sie ist seine Herrin, an deren beseligenden Blicken er hängt. In einem heitern Gedichte, welches er im folgenden Jahre an Silvie von Ziegesar zum Geburtstage richtete, nannte er diese am Schlusse „Tochter, Freundin, Liebchen".

Zur vollen Würdigung unseres Sonettes bedarf es aber eines Blickes auf Goethes damalige Sonettendichtung überhaupt, in die er bei seinem längern Aufenthalte zu Jena gerieth. Außer den Briefen Knebels, geben uns die von mir früher mitgetheilten Angaben in Riemers Nachlaß, die Stahr gar nicht zu kennen scheint, nähere Kunde. Auch war es mir gestattet, Knebels Tagebücher zu benutzen.

Am 11. November fuhr Goethe mit Riemer nach Jena, wo er sich besonders der Farbenlehre widmen, auch an der ihm vorschwebenden Dichtung „Pandora" arbeiten wollte, von welcher er wenigstens einige Stücke den ihm befreundeten Herausgebern der wiener Zeitschrift „Prometheus" zugesagt hatte. Daß er mit diesem Plane sich bereits im Jahre 1806 trug, beweist die von mir schon früher mitgetheilte Stelle aus Goethes Tagebuch: „Den 27. Juli. Frau von Brösigke und Frau von Levezow. (Pandora.)" Auf der Fahrt nach Jena theilte Goethe Riemer die ganze Idee von „Pandorens Wiederkunft" umständlich und ausführlich mit. Die ersten Tage konnte er ruhig nach seinen Zwecken und Wünschen leben, wie er an Frau von Stein schreibt, doch sehnte er sich manchmal nach Weimar zurück. Knebel ward häufig besucht und zum Spaziergange abgeholt. Den 19. las er Riemer den Anfang seiner „Pandora". Am Adventsonntage, den 29., diktirte er Riemer daran. Denselben Mittag war er mit Knebel in größerer Gesellschaft bei Frommann zu Tische, wo Minna Herzlieb einen lieblichen Eindruck auf ihn machte. Daß er aber in keine leidenschaftliche Spannung dadurch gerieth, ergiebt sich schon daraus, daß er die folgenden Tage ruhig an seiner „Pandora" fortdiktirte, die erst durch den Antheil, den ihm die am 2. Dezember erfolgte Ankunft des Dichters Zacharias Werner erregte, ins Stocken gerieth. Eine Goethe gewaltig aufregende Liebesleidenschaft würde entweder seine Dichtung

gleich haben stocken lassen, oder sie würde ihn gerade zur Ausführung jener bewegten Stelle getrieben haben, vor welcher er diesmal stehen blieb. Den 1. Dezember schrieb er an Frau von Stein: „Ich bringe manchen Abend bei Knebel zu, wo dann manches gelesen und durchgeschwätzt wird. Freilich sind die trüben und langen Abende hier fast unüberwindlich.“ Das ist nicht die Sprache eines Liebesseligen oder eines von der Leidenschaft Aufgeregten; ein solcher würde auch nicht an Werner einen so lebhaften Antheil genommen haben. Den 2. ging Goethe wieder mit Knebel spazieren, bei dem er den Abend mit Werner und dem Physiker Seebeck zubrachte. Werner las mehrere seiner kleinen Gedichte, die auf Knebel besondern Eindruck machten und auch Goethe, wie Knebel seiner Schwester berichtet, wohl gefielen. Den folgenden Abend war Goethe in größerer Gesellschaft, worunter Knebel und Werner, bei Frommann. Werner las mit der ihm eigenen feurigen Innigkeit von seinen Sonetten vor, womit sich der dichterische „Liebesgesell“ (so nennt er sich selbst in einem Liede zum Abschiede von Jena und Goethe bezeichnet ihn so in einem Briefchen an Frau von Stein) besonders an die reizende Minna gewandt haben dürfte. Daß die jungen Leute mit Minna viel geschäkert und sich, besonders der etwas lose Riemer, mit ihr zu schaffen gemacht, wird erzählt. Auch am 4. wendet sich Goethe wieder an Frau von Stein, ohne eine Spur leidenschaftlicher Aufregung zu verrathen. Es sei genöthigt, versichert er dieser, den Dichter der „Söhne des Thals“, die er noch immer nicht gelesen habe, interessant und sogar liebenswürdig zu finden. Da Werner viel um Goethe war und ihm manche seiner Sonette vorlas, fühlte er sich durch diesen zu mancherlei Betrachtungen über diese Kunstform und zur Lesung italienischer und deutscher Sonette veranlaßt, ja, wie er nicht lange in Theoretischem verweilen könne, ohne sich praktisch zu versuchen; er begann selbst Sonette zu dichten. Das erste derselben ist vom zweiten Adventsonntag, vom 6. Dezember, wie Riemer aus Goethes Tagebuch mittheilt, das dem liebenden Mädchen in den Mund gelegte: „Du siehst so ernst, Geliebter!“ Hätte ihn eine mächtige Leidenschaft zu Minna schon seit einer Woche hingerissen, so würde er diese bereits in seinem ersten Sonette glühend gefeiert haben. Goethe erkannte,

daß das Sonett für dichterisch zugespitzte Liebesempfindungen besonders passend sei, und so suchte er dazu geeignete Gemüthslagen zu erfinden. Die erste, welcher er einen noch sehr im Zwange des Reimes gehenden Ausdruck gab, war des Mädchens Drohung, das kalte Marmorbild des ernst und düster bei ihr weilenden Geliebten so lange küssen zu wollen, bis dieser aus Eifersucht sie vom Marmorbilde fortreiße. Eine persönliche Beziehung wird man darin am wenigsten annehmen wollen. Wie hätte er Minna einen solchen launigen Vorwurf in den Mund legen können! Lag es nicht vielmehr einer wirklichen Leidenschaft näher, sich selbst in glühendster Weise auszusprechen? Wie frei er damals von aller leidenschaftlichen Spannung war, beweist die Aeußerung Knebels an seine Schwester vom 8.: „Goethe lebt hier recht wohl, und ich sehe ihn fast täglich. Zuweilen bringt er die Abende bei uns zu, und da ist dann jetzt der poetische Luther [Werner, den auch Goethe scherzhaft Dr. Luther nennt] auch zugegen. Wir haben Goethe diese letzten Male besonders geistig und mittheilend gefunden, und es scheint, als wenn er es in diesem Kreise mehr noch sei als anderwärts." Am Mittag des 9. war er, nach Riemers Bericht, bei Frommann, wo er in Minnas Gegenwart Sonette von A. W. Schlegel vorlas. An demselben Abend wurde auch bei Knebel gelesen, wo sich Goethe mit Werner befand. Den folgenden Morgen war Goethe in aller Frühe mit eigenen Sonetten beschäftigt; am Abende wurden bei ihm solche von W. Schlegel gelesen. Auch am Morgen des 11. versuchte er sich wieder in dieser Dichtung; denselben Abend kamen Sonette von Dr. Gries, dem Uebersetzer Tassos und Ariosts, und dem jungen Freunde desselben, Dr. Klinger*), zum Vortrage. Den Abend des 12. las er Knebel den Anfang der „Pandora". Den dritten Adventsonntag, den 13., dichtete er wieder Sonette; am Mittage war er mit Werner, Riemer, dem Major und Kommandanten von Hendrich und Frommann bei

*) Der junge Frommann nennt ihn einen geistvollen Doktor; er sei, wie er glaube, aus Wien gewesen und jung gestorben. Goethe gedenkt seiner schon im Briefe an Aug. Friedr. Wolf vom 5. Januar 1806, welche Stelle Bratanek (Goethe-Jahrbuch III, 273) irrig unter die Belege zu Fr. M. Klingers Briefen an Goethe aufgenommen hat.

Knebel. Tags darauf trug Werner bei Goethe wieder eigene Sonette vor; und diesen selbst finden wir am andern Morgen mit neuen Sonetten beschäftigt. Werner dichtete ein Charadensonett auf Minna Herzlieb, das er am 16. Goethe vortrug; dieser wurde dadurch zu seinem eigenen Charadensonett auf das Wort Herzlieb veranlaßt, welches er am 17. Riemer mittheilte. In diesem Sonette bittet der Geliebte das liebende Mädchen, die er als sein Herzlieb bezeichnen möchte, ihn mit sich selbst zu beglücken. Es ist kein eigentlich auf den Namen von Minna Herzlieb gedichtetes Sonett, sondern ganz allgemein gehalten. Ja, geradezu auf diese bezogen, würde es albern sein, da man die Geliebte nicht mit ihrem Zunamen anredet; eine schalkhafte Beziehung auf die reizende Minna kann immer dabei beabsichtigt sein. Am vorigen Abende hatte Goethe seine Sonette Knebel vorgelesen, der sie äußerst niedlich fand. Denselben Tag schrieb er an Zelter, es sei ihm in Jena ganz gut geworden, und, was er nicht errathen werde, er sei in's Sonettenmachen hineingekommen. Gelegentlich werde er ihm ein Dutzend davon schicken, d. h. unter der Bedingung, daß er sie niemand zeige und keine Abschrift davon nehmen lasse. Wann das S. 215 angeführte Sonett „Epoche" gedichtet worden, steht nicht fest; nur daß es noch in das Jahr 1807 falle, wußte Riemer. Höchst wahrscheinlich schrieb es Goethe zum Abschied von Jena, wie Werner sein Lied „Liebesgesells Abschied von Jena". Daß er, ehe er von Minna schied, seine Freude über den diesmaligen Advent aussprach, wo sie sein ganzes Herz gewonnen, sowie die Versicherung, daß ihm dieser Advent immer in freudiger Erinnerung bleiben werde, lag sehr nahe. Dann aber wäre es fast selbstverständlich, daß Goethe ihr noch vor dem Abschiede wenigstens dieses Gedicht gab. Wenn Minna Herzlieb selbst Herrn von Loeper im Jahre 1857 versicherte (vgl. unten S. 235), Goethe habe ihr keine Sonette zugesandt, so wird dies kaum im allerstrengsten Sinne richtig sein; aber sie selbst gestand demselben, daß sie die meisten schon vor dem Drucke kennen gelernt habe, wonach man denn annehmen müßte, sie habe sie durch Vorlesung am vorletzten Abende bei Frommann kennen gelernt: aber von einer solchen Vorlesung weiß Riemer nichts. Stahr beruft sich auf das Zeugniß von Frommanns Tochter,

wonach Minna ihr ein Jahr vor ihrem Tode gesagt habe, sie habe Goethes Gedichte und Briefe verbrannt, woran er selbst aber so wenig glaubt, daß er meint, sie habe kurz vor ihrem Tode derselben Verwandten, welcher sie die beiden Gedichte mit Goethes Weihgedicht widmete, auch Goethes Briefe und Gedichte übergeben. Aber als Herr von Loeper sie einige Jahre früher sah, besaß sie von Goethe eben nur jenes Weihegedicht. Uns scheint es unzweifelhaft, daß Goethe ihr beim Abschiede eine Anzahl Sonette, unter denen die „Epoche“ und „Charade“ überschriebenen, zurückließ. Wenn Minna sich dessen später nicht mehr erinnerte, so beweist dies eben, daß sie dadurch nicht besonders lebhaft aufgeregt wurde, da sie sonst diese Huldigung des Geliebten unmöglich hätte vergessen können.

Die Frage, welche Sonette Goethe vom 6. bis 18. Dezember in Jena gedichtet, ist nicht sicher zu beantworten; nur von dreien steht es fest. Siebzehn Sonette finden sich unter den Gedichten; ziehen wir diese drei und das später zu erwähnende vom 24. Dezember ab, so bleiben noch dreizehn übrig, von denen Riemer nur zu sagen weiß, daß sie 1807—1808 fallen, in den Dezember des ersten, oder in die ersten Monate des letzten Jahres. Riemer schrieb am 2. und 3. März eine Anzahl Sonette ab, die Goethe an die Zeitschrift „Prometheus“ senden wollte, was aber unterblieb. Jedenfalls sind die meisten jener vierzehn Sonette vom 6. bis 18. Dezember, an den oben näher bezeichneten Tagen, gedichtet. Betrachten wir sie genauer, so finden sich darunter drei, welche sich auf die Sonettform selbst beziehen (11, 14, 15), eben so viele, worin die Geliebte spricht (8—10), eines, das scherzhaft darstellt, wie sich das Sonett ihm von selbst bildet (3), ein anderes, worin der Liebende sich beklagt, daß alle seine Sonette ihm keine Antwort der Geliebten eintragen (13); die übrigen fünf sprechen Liebesgefühle aus. Haben wir gesehen, wie Goethe in das Sonettmachen durch Werner und die Beschäftigung mit dem Wesen und dem Gebrauch dieser Kunstform hineingekommen, so werden wir nicht zweifeln dürfen, daß eben die praktische Uebung, nicht der Drang des Herzens, der ihm den größten Theil seiner lyrischen Gedichte eingab, ihn hier getrieben habe, wofür auch das Spielende mancher spricht. Bei denjenigen,

wo er wirkliche Liebesgefühle darstellte, wählte er zu dieser Kunstform passende Stimmungen und Wendungen, die ihm sein augenblickliches Verhältniß nicht darbot. Daß er in der immer beengenden Form des Sonettes dichten, sich auf den Wogen dieses Klangspiels oft tändelnd schaukeln konnte, das ist uns gerade der deutlichste Beweis, daß ihn damals keine leidenschaftliche Liebe aufgeregt hatte, wie Stahr sie gegen Minna Herzlieb ohne stichhaltigen Grund behauptet hat.

Auf Minna bezieht dieser auch das Sonett „Wachsthum“*):

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen mit holden Sorgen
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen.“

Und als du anfingst in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär' geborgen;
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!“

Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebestoben.
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben,
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

Stahr hat hierbei die Stimme von Minna Herzlieb selbst auf seiner Seite, die, nach von Loeper, äußerte, gerade dieses Sonett drücke ihr Verhältniß zu Goethe aus, der sie als Kind und in ihrer weitern Entwickelung habe kennen lernen. Daß Goethe ihr dieses Sonett mitgetheilt, behauptete sie nicht, sie glaubte nur,

*) Früher führte es die Ueberschrift „Wachsende Neigung“, wie das dritte statt „Kurz und gut“ hieß „Gewöhnung“, das siebente „Trennung“ statt „Abschied“. Diese Ueberschriften finden sich nämlich in den Abschriften im Album von Zelters Gattin, worin auch noch die beiden ersten Sonette aufgenommen sind. Goethe hatte im Juli 1808 eine Reihe seiner Sonette Zelter mitgetheilt.

dieses gerade am meisten auf sich beziehen zu dürfen, aber gewiß bloß des Anfangs wegen: darüber, daß der Schluß nicht auf sie passe, beruhigte sie sich mit dem Gedanken, den sie wiederholt aussprach, Goethe sei ja ein Dichter gewesen, bei welchem man nicht alles so genau nehmen müsse. Und wirklich paßt der Schluß so wenig auf Goethes Verhältniß zu ihr wie möglich. Wie? Minna sollte den von Liebesglut entbrannten, nach Kuß und Umarmung schmachtenden Dichter mit einem hohen, vornehmen Blick gestreift haben, so daß er nicht gewagt, sein Sehnen ihr zu gestehen? Geben wir zu, daß der Anfang auch auf Minna gepaßt habe, obgleich Goethe, als er Minna kennen lernte, bereits eine Gattin, einen Sohn, der nur einen Monat jünger als Minna war, und ein wohlbegründetes Haus besaß: daraus folgt mit nichten, daß das Sonett wirklich auf sie gedichtet war. Minna war am Adventsonntag dem Dichter in aller Lieblichkeit wie eine ganz neue Erscheinung aufgegangen: wie aber stimmt dazu die vornehme, kalte Haltung des Mädchens in unserm Sonette, das doch einem spätern Erlebnisse angehören müßte? Und im Adventsonette heißt es im Widerspruch mit unserm Gedichte, er habe die Geliebte sich später „weislich aus dem Sinne geschlagen".

Daß auch Bettina das Gedicht „Wachsthum" für sich in Anspruch nahm, ist freilich ohne Gewicht, da Goethe diese erst kurz vorher kennen gelernt hatte; aber es zeigt, wie leicht man in solchen Fällen auch unmögliche Beziehungen annimmt. Doch bei Minna trat noch ein besonderer Umstand hinzu. Goethe hatte ihr 1817 zu ihrem Geburtstage, wo er gerade zu Jena anwesend war, die beiden vor zwei Jahren erschienenen Bände seiner Gedichte mit ein paar Widmungsversen verehrt, worin es hieß, wenn sie in diesem Kranze von Gedichten, den er heute neben so vielen andern Kränzen ihr zuwende, Bekannte finde, so habe sie vielleicht sich selbst erkannt, was er später beim Abdrucke der Verse in seinen Werken dahin erläuterte, die Freundin habe sich darin auf manchem Blatt wie im Spiegel wiederfinden können. Wenn er also auf mehrere ihr gewidmete Gedichte hindeutete, so hatte sie das Recht, zunächst in den Sonetten solche aufzusuchen, wo sie aber außer dem „Christgeschenk" überschriebenen kaum etwas so gut auf sich beziehen konnte als eben den Anfang

des Sonetts „Wachsthum"; denn „Epoche" und „Charade" fehlen noch in dieser Ausgabe der Gedichte. Bei jener Aeußerung im kleinen Weihegedichte erinnerte sich Goethe, daß er vor zehn Jahren einige Sonette mit Bezug auf Minna gedichtet hatte, aber es fiel ihm nicht ein, daß er ein paar derselben in dieser Sammlung weggelassen hatte, und so konnte er sich in jener Weise äußern, obgleich wirklich nur ein Gedicht der Sammlung sich auf sie bezog.

Nach allem findet sich in den Sonetten keine Spur von leidenschaftlicher Liebe Goethes zu Minna Herzlieb; wir sehen nur, daß er diesem anmuthigen Wesen, das ihm jetzt erst in seiner vollen Lieblichkeit aufgegangen war, seine dichterische Huldigung darbrachte. Wenn man den Schluß des launigen achten Sonetts Nemesis:

> Doch trennet mich von jeglichem Beginnen
> Sonettenwuth und Raserei der Liebe,

als Beweis von wirklicher leidenschaftlicher Liebe Goethes während jener Dezembertage anführen möchte, so übersieht man die scherzhafte Uebertreibung, da ja von einer Sonettenwuth nur in launigem Sinne die Rede sein kann. Die Sonettform hat den Dichter aber zu seinen Liebesempfindungen getrieben, da er in dieser den einzigen passenden Stoff dazu erkannte. Goethes heitere Stimmung spricht gegen jedes damalige Liebesleiden, jede „Raserei der Liebe". Auch wissen seine vertrautesten jenaischen Genossen, Knebel und Riemer, davon nicht das geringste: ersterer würde in den Briefen an seine Schwester dieselbe unmöglich haben übergehen können, und Riemer faßt, was wohl zu bemerken, die Sonette nur als ein dichterisches Spiel, wozu Werners Vorlesung seiner Gedichte Goethe angeregt habe (II, 596). Der Mythus von einer leidenschaftlichen Liebe Goethes zu Minna muß später entstanden sein.*) Auch Varnhagen von Ense, der mit diesen Kreisen und Verhältnissen innigst vertraut

*) In dem bitterbösen Büchlein von Goethe (1832) des jenaischen Professor O. L. B. Wolf (vgl. S. 209) findet sich davon keine Spur, eben so wenig im schopenhauerschen Kreise; dagegen deutet freilich auf die Kenntniß eines Verhältnisses Goethes zu Minna die Thatsache, daß man in den dreißiger Jahren die Gattin des frühern Verlobten Minnas, des Prof. Pfund, in seltsamer Verwechslung für eine Geliebte Goethes ausgab.

war und gewiß noch die spätere Frau Professorin Walch persönlich kannte, wollte von einem leidenschaftlichen Verhältnisse Goethe's zu dieser nicht das geringste wissen; sie sei nie eine Liebschaft Goethe's gewesen, schrieb er mir 1858, sondern nur der Gegenstand einer stillen, vielleicht immer verschwiegenen Zuneigung. Prof. Nicolovius in Bonn, der in den zwanziger Jahren mehrfach auf längere Zeit in Weimar war und mit Goethes Sohn zuweilen in Jena bei Frommann wohnte, hörte wohl von Minna sprechen, aber nie von einer nähern Beziehung derselben zu Goethe. Wahrscheinlich war das ganze Gerede aus dem Advent- und dem Charade-Sonett hervorgegangen, und erst nach deren Veröffentlichung (im Jahre 1827) entstanden.

Heiter und wohlgemuth kehrte Goethe nach Weimar zurück; niemand bemerkte an ihm die geringste leidenschaftliche Spannung. Er führte damals Werner in die bedeutendsten weimarischen Kreise ein und betrieb die Aufführung seiner „Wanda". Den 22. besuchte er, wie gewöhnlich Dienstags, die Prinzessin Karoline, der er den Anfang der „Pandora" vorlas, und zeigte sich, wie deren Erzieherin, Fräulein Knebel, bemerkt, sehr liebenswürdig. Abends führte er Werner bei der Schopenhauer ein. Den folgenden Tag sah er die Herzogin nebst der Prinzessin, Frau von Stein und Frau von Schardt, wie gewöhnlich Mittwochs, in seinem Hause, wo Werner sein „Kreuz an der Ostsee" vorzulesen begann. Den 24. sandte er Minna eine kleine Weihnachtsbescheerung von Süßigkeiten nebst einem Sonette, vielleicht auch einigen Briefzeilen; denn auch heute noch glaube ich auf sie das von Stahr übergegangene Sonett „Christgeschenk" beziehen zu müssen. Hier ist keine Rede von glühender Leidenschaft, sondern nur von „freundlichem Erinnern", welches der Geliebten die kleine Gabe werth machen werde. Die herzliche Freundlichkeit, welche aus dem Sonette weht, war die eigentliche Seele seines ganzen Verhältnisses zu Minna. Hatte er wirklich eine leidenschaftlichere Regung für sie augenblicklich empfunden, so muß er sie rasch unterdrückt haben. Dienstags war Goethe Vormittags immer bei der Prinzessin Karoline, wo er Calderons „standhaften Prinzen" las, Donnerstags und Sonntags häufig bei Frau Schopenhauer, zuweilen auch bei der Herzogin, wo er

gleichfalls vorlas; Mittwochs hatte er die Damen des Hofes bei sich, denen Werner nach Beendigung des „Kreuzes an der Ostsee“ seinen „Attila“ zum Besten gab. Auch nach Jena kam er wieder, aber, damit man ja nicht meine, Minna Herzlieb habe ihn herübergelockt, er kam in Begleitung seiner Frau. Dies ergibt sich aus Knebels Tagebüchern. Wahrscheinlich fuhr Goethe am 16. Januar dorthin; denn an diesem Tage besuchte Knebel ihn am Morgen. Den Abend war Goethe mit seiner Frau auf dem von Professoren und Studenten besuchten Balle in der „Rose“, wo sie wohl mit der Familie Frommann und Minna zusammenkamen. Den andern Abend speiste Goethe bei Frommann, wo er zu allgemeinster Erheiterung ergetzliche Geschichten aus „Hackerts Leben“ vorlas. Die Sonettenzeit war also vorüber. Daß Goethe seine Frau mit zu Frommann brachte, beweist, daß seine Beziehung zu Minna wenigstens damals nicht leidenschaftlich war. In Weimar, wohin er am 18. zurückkehrte, fand man ihn allgemein heiter und sehr liebenswürdig. Er hatte Ruhe und Stimmung zur Fortsetzung der „Pandora“, deren Anfang um diese Zeit im Taschenbuch „Prometheus“ erschien. Von einer Sendung desselben an Minna zeigt sich keine Spur, auch von keiner sonstigen Verbindung mit ihr. Seine Geschäfte führten ihn im März wieder nach Jena, wo er vom 17. bis zum 21. verweilte. Häufig besuchte er in diesen Tagen Freund Knebel, dem er am Nachmittag des 19. die Fortsetzung der „Pandora“ las. Natürlich ward auch Frommann begrüßt, wovon Knebels Tagebücher nichts erwähnen, weil dieser damals nicht eingeladen war. Am Tage nach der Rückkehr kam er zur Prinzessin, wo er länger als gewöhnlich blieb; „er schien heiter und war sehr offen und gesprächig“, berichtet Knebels Schwester. Am nächsten Dienstage las er der Prinzessin aus „Pandora“ vor, Tags darauf war wieder der Hof, diesmal mit der Großfürstin, bei Goethe, der auch etwas Musikalisches aufführen ließ.

Werner, der sich etwas von Goethe zurückgezogen und andern Kreisen zugewandt, auch durch eine Skandalgeschichte von sich reden gemacht hatte, zog am Ende des Monats von Weimar ab, dagegen kam Seebeck, dessen galvanische Versuche Goethe so sehr anzogen, daß er sie auch in Gegenwart des Hofes in seinem Hause anstellen

ließ. Der Abschied von seinem nach Heidelberg gehenden Sohne griff den damals auch körperlich Leidenden außerordentlich an, doch wandte er sich wieder den im vorigen Jahre begonnenen für die „Wanderjahre“ bestimmten Erzählungen zu, worin er, wie er später gegen Boisserée äußerte, die verschiedenen möglichen Liebesverwicklungen in einzelnen Novellen behandeln wollte. Unter ihnen befand sich auch der Stoff zu den „Wahlverwandtschaften“, den er bereits sich vorgesetzt hatte, ehe Minna Herzlieb ihn durch die Anmuth ihres Wesens so mächtig angezogen; denn es ist durchaus kein Grund, Goethes Bericht in den „Tag- und Jahresheften“ unter dem Jahre 1809 zu bezweifeln, schon vor einigen Jahren sei der Hauptgedanke dazu gefaßt gewesen, ihre erste Konzeption habe ihn schon längst beschäftigt.*) Am 22. April las er bei der Herzogin den Anfang seiner „Wanderjahre“ und der Erzählung „Der Mann von funfzig Jahren“. Endlich am folgenden Tage unternahm er die durch sein Unwohlsein verschobene Reise nach Jena, wo er bis zum 1. Mai verweilte. Geschäfte und die Anwesenheit des berühmten Afrikareisenden Lichtenstein riefen ihn dorthin. Sonst beschäftigte ihn damals die Fortsetzung der „Pandora“. Es konnte nicht fehlen, daß er die Zeit über mehrmal zu Frommann kam und auch Minna begrüßte. Am Abend des 28. las er bei Knebel in Gegenwart von Maler Meyer, Frommann, Seebeck und Prof. Voigt die Erzählungen aus den „Wanderjahren“. Als er nach seiner Rückkehr die Prinzessin in Weimar besuchte, war er heiter und liebenswürdig. Endlich am 12. Mai trat er mit Riemer seine Badereise nach Karlsbad an, auf welcher er in Jena sich nur ein paar Stunden aufhielt. So zeigt sich bei Goethe seit dem Tage, wo Minna Herzlieb ihm so anmuthig erschien, nach allen vorliegenden Zeugnissen keine Spur leidenschaftlicher Spannung und Schwermuth, wie wir sie voraussetzen müßten, hätte er einen schweren Kampf zu bestehen gehabt, wie sechszehn Jahre später,

*) In den „Tag- und Jahresheften“ ist eine Verwirrung dadurch eingetreten, daß das, was über „Die Wahlverwandtschaften“ und „Pandora“ während der Jahre 1807 und 1808 zu berichten war, unter dem erstern sich findet. Im Jahre 1808 werden beide gar nicht erwähnt.

als Ulrike, seine „Stella“, sein Herz an sich gezogen, oder hätte gar, nach Stahr, ein unmögliches Verhältniß, von düsterer Leidenschaft gefesselt, fortgeführt.

Zu Karlsbad wurde der Plan der „Wahlverwandtschaften“ ernstlich bedacht und näher entworfen. Als Idee derselben sprach er am 17. gegen Riemer*) die symbolisch gefaßte Darstellung sozialer Verhältnisse und Konflikte aus. Wir wissen, daß er sich an dem belebten Badeorte im Juni besonders des frischesten Zusammenlebens mit der ihm unendlich lieben heiter anmuthigen Silvie von Ziegesar erfreute, die mit ihrer Familie das Bad besuchte. Ein sprechender Zeuge seiner fröhlichen Stimmung ist das jetzt in die Werke übergegangene launige Geburtstagslied an Silvien. Wir erwähnten schon des herzlich liebevollen Briefwechsels Goethes mit dieser Freundin, worin er die feine Gränzlinie der Freundschaft so glücklich inne zu halten weiß. Und Minna gegenüber, die ihm viel weniger ins Herz gewachsen war, sollte er sich gewissenlos vergessen, er sollte ein unmögliches Verhältniß zu beiderseitiger Qual leidenschaftlich fortgesetzt haben, bis die Familie Frommann es für gerathen gehalten, diese von Jena zu entfernen, wo sie in den angenehmsten Verhältnissen lebte! Zu einer solchen harten, dem Charakter des Dichters zuwiderlaufenden Beschuldigung (denn eine solche liegt in der Annahme) bedarf es zwingender Belege und gründlicher Nachweisung. Stahr selbst giebt zu, daß die Idee der „Wahlverwandtschaften“ vor das angebliche Aufflammen der Liebe zu Minna falle, aber gleich bei der ersten Fassung der Idee muß dem Dichter die tragische Lösung und Sühne vorgeschwebt haben, daß, wie er sich bald nach Beendigung des Romans ausdrückte, Ottilie und Eduard karterieren (dulden) müssen, nachdem sie der Neigung freien Lauf gelassen, damit das Sittliche seinen Triumph feire. Und wie? Goethe, der sonst immer sittlich stärker als seine Helden ist, sollte sich hier, bei dem Bewußtsein der Nothwendigkeit der Entsagung, so schwach, erwiesen haben, daß er das Verhältniß fortsetzte, mochte auch das Glück der Geliebten dadurch untergraben werden, ihre Seele den empfindlichsten Schaden leiden? In der letzten Zeit seines karls-

*) Briefe von und an Goethe S. 323, wo „März“ statt „Mai“ gedruckt ist.

bader Aufenthaltes begann er die Ausführung des Romans, nachdem er „Pandora" bis zu einem gewissen Punkte geführt hatte. Wenn Goethe als Grund, weshalb er „Pandora" und „Die Wahlverwandschaften" zu gleicher Zeit habe fördern können, den Umstand anführt, daß beide das schmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrücken, so ist dies doch nur im beschränkten Sinne der Fall; in dem zu Karlsbad gedichteten Stücke der „Pandora" nimmt das Gefühl der Entbehrung, das Epimetheus ausspricht, nur einen kleinen Theil ein und im Anfange der „Wahlverwandtschaften", den er damals ausführte, trat dieses Gefühl noch nicht hervor. Den Dichter zog es an, abwechselnd beide zu fördern, wie er überhaupt in Karlsbad durch wechselnde Beschäftigungen sich zu erfrischen suchte. Alle seine wissenschaftlichen, literarischen und praktischen Unternehmungen seien um etwas zugerückt, schrieb er an Frau von Stein.

Nach der Rückkehr aus dem Bade raubten die unglücklichen politischen Verhältnisse, Zerwürfnisse über die Theaterleitung mit dem Herzoge und mancherlei während der Zeit gehäufte Geschäfte ihm alle zur Dichtung nöthige Ruhe; auch drückte ihn der Tod seiner Mutter mehr nieder, als er äußerlich zeigte. Von den nächsten und irdischen Dingen wurde er, wie er in dieser Zeit an Knebel schreibt, so gedroschen, daß er das Ferne und Himmlische ganz aus den Augen verliere. Doch zeigte er sich gegen die Gesellschaft heiter und gefällig. Seine freie Zeit wendete er der Geschichte der Farbenlehre zu. Nach Jena kam er nicht. Erst mit dem Frühjahre kehrte er zu den „Wahlverwandtschaften" zurück. Daß dies in Folge der Entfernung der Geliebten von Jena geschehen sei, ist ein luftiger Einfall Stahrs. Während er den Roman weiter ausführte, zog ihn die Gestalt Ottiliens als eine hohe Aufgabe der Kunst lebhaft an; jene heilige Ottilie des Odilienberges lag ihm seit fast vierzig Jahren im Sinne. Schon am 18. April konnte er der Herzogin, der Prinzessin und Frau von Stein den Anfang des Romans lesen, womit er in den folgenden Tagen zu höchster Befriedigung seiner edlen Zuhörerinnen fortfuhr, bis er am 29. nach Jena flüchtete, das von jeher seiner Muse so förderlich gewesen war. Hier hielt er sich so unausgesetzt an die ihm

am Herzen liegende, durch die lebhafte Theilnahme seiner weimarischen Freundinnen ihm noch lieber gewordene Dichtung, daß er sie vor dem Eintritte des Herbstes zu Ende führte. Niemand verkenne an diesem Roman, bemerkt er selbst, eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheue, ein Herz, das zu genesen fürchte; er drücke das Gefühl der Entbehrung aus, und sei ihm in manchem Betracht theuer zu stehen gekommen; kein Strich finde sich hier, den er nicht selbst erlebt, aber keiner so, wie er ihn erlebt, wie er später dasselbe von „Wahrheit und Dichtung", besonders von der Darstellung seiner sesenheimer Liebe, sagte.*) Erinnern wir uns des Wortes unseres Dichters an Schiller, es sei ihm nie eine tragische Situation ohne pathologisches Interesse gelungen, so erkennen wir, daß bei der Darstellung des Glückes und Leidens seines liebenden Paares die Erinnerung an den Entsagungsschmerz lebhaft in ihm erwacht war, den er so oft sich selbst auflegen und das im Vollgenusse der Neigung ihm blühende Glück sich versagen mußte. Die Bilder so mancher jungen Mädchen und Frauen, die ihn zu leidenschaftlicher Liebe hinzureißen gedroht, erhoben sich vor seiner Seele und der bittere Schmerz traf auf dieselbe Stelle, wo noch sein Mißgeschick mit Frau von Stein nachwirkte.

Jetzt erst sind wir im Stande, den Bericht zu würdigen, den Sulpiz Boisserée über seine Unterhaltung mit Goethe in der Nacht des 5. Oktober 1815 im Wagen gegeben. „Unterwegs kamen wir dann auf ‚Die Wahlverwandtschaften' zu sprechen," schreibt dieser. „Er legte Gewicht darauf, wie rasch und unaufhaltsam er die Katastrophe herbeigeführt. Die Sterne waren aufgegangen; er sprach von seinem Verhältniß zu Ottilien, wie er sie lieb gehabt und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast räthselhaft

*) Die Aeußerung: „Der Dichter war bei der Entwicklung dieser herben Geschicke tief bewegt; er hat seinen Theil Schmerzen getragen.... Der Dichter hat sich hier die Aufgabe gestellt, in diesem einen erfundenen Geschick, wie in einer Grabesurne, die Thränen für manches Versäumte zu sammeln", steht wenigstens nicht im echten Briefe Goethes an Bettina vom 5. Februar 1810, ist auch schwerlich aus einem andern Briefe Goethes hier eingefügt, sondern wahrscheinlich von Bettinen nach Goethes obigen Aeußerungen gebildet.

ahnungsvoll in seinen Reden. Dazwischen sagte er dann wohl einen heitern Vers.“ Dieser wunderliche Bericht ist das einzige, was Stahr mit einigem Schein für sich anführen kann, aber es ist eben auch nur Schein. Wir hören, Goethe sei zuletzt fast räthselhaft ahnungsvoll in seinen Reden geworden. Der schon halb schläfrig gewordene Freund Sulpiz hatte Goethe eben mißverstanden, der von den „Wahlverwandtschaften“ unter dem Namen „Ottilie“, gesprochen wie er bekanntlich den Roman zu nennen liebte, und hatte bemerkt, derselbe habe ihm viel Schmerzen gemacht, da er ihn an so manche Entsagungen erinnert, wie wir ihn dies eben in anderer Weise aussprechen hörten. So liegt also die einfache, leicht erklärliche Verwechselung des Romans mit dem angenommenen Urbilde Ottiliens zu Grunde. Wie sollte auch Goethe dazu gekommen sein, ohne weiteres dem Urbild seiner Ottilie, wenn ein solches vorhanden gewesen wäre, vor dem von der ganzen Geschichte nichts wissenden Boisserée gegenüber den Namen Ottilie beizulegen und den Freund davon zu unterhalten! Boisserée giebt nur im allgemeinen den Inhalt des Gesprächs nach seinem unglücklichen Mißverständnisse, wonach auf dessen Fassung nichts zu geben ist. Aber Stahr glaubt nicht allein das, was für jeden, der die andern Aeußerungen Goethes über „Die Wahlverwandtschaften“ kennt, sich als eine Unmöglichkeit herausstellt, sondern er denkt gar, noch damals habe Goethe tiefen Schmerz über Minnas Verlust empfunden, ohne zu beachten, wie sehr sich, was dem Kundigen offen vorliegt, sein ganzes Leben seit der Befreiung Deutschlands erheitert hatte und in den Liedern des „Divans“ ein frischer dichterischer Frühling ihm aufgegangen war, eine neue heitere Neigung zu seiner Suleika, Marianne von Willemer, ihn beglückt hatte. Daß Goethe manche Züge von Minna Herzlieb seiner Ottilie gegeben, habe ich schon in meinen Erläuterungen angenommen, und es wird dies durch die dankenswerthen Mittheilungen Stahrs und von Loepers über ihre Persönlichkeit bestätigt. Aber Ottilie ist kein Abbild Minna's; Ottilie, welche Goethe eine seiner liebsten Töchter nennt, bei welcher er selbst, schon während der Ausarbeitung des Romans, in einem Briefe an Frau von Stein an die heilige Ottilie erinnert, die sich dem Jüngling so lebhaft eingeprägt hatte, wie er es mit bestimmter

Hindeutung auf die Ottilie des Romans zwei Jahre später in „Wahrheit und Dichtung" dargestellt — Ottilie ist ein Bild seiner Phantasie, wie es sich aus der Absicht des Romans herausbildete. Um seinen dichterischen Zweck nach der Idee desselben zu erreichen (daß der Roman nach einer Idee gearbeitet sei, hat er selbst bekannt), mußte sie so und nicht anders sein, wobei er freilich einzelne Züge in seiner Weise von dem lieben Kinde hernehmen konnte, das aber damals nichts weniger als unglücklich war, sondern zu einem fröhlichen Familienereignisse nach der Heimat gereist war. Hat ja auch die Luciane der „Wahlverwandtschaften", Ottiliens schärffster Gegensatz, wie man schon damals in Frankfurt erkannte, manche Züge von Bettinen, ohne deren Abbild zu sein. Und wir wissen auch, wie viele Züge von andern der Dichter diesem Roman, wie früher den „Lehrjahren", geschickt einzuweben wußte, aber in seiner Weise lag es, wie Stephan Schütze sehr fein bemerkt, nur die äußere Erscheinung zum Grunde zu legen und durch die Wirklichkeit der aufwärts strebenden freien Dichtung keinen Zwang anzuthun. Von der tragischen Geschichte Ottiliens stimmt auch kein einziger Zug zu den Lebensereignissen von Minna. Hätte bei Ottilien eine wirkliche Person vorgeschwebt, so würden wir auch ihre äußere Gestalt genauer gezeichnet sehen, was Goethe absichtlich gemieden hat. Er gedenkt außer ihrer strahlenden Anmuth nur ihrer großen, schwarzen, durchdringenden Augen, und zwar letzterer nur bei einer für die Handlung äußerst bedeutenden Gelegenheit, da, wo sie die ihr ganz ähnlichen Augen des Kindes bemerkt. Darauf, daß Minna braune Augen hatte, lege ich kein Gewicht; gab ja Goethe auch Werthers Lotten schwarze Augen, während die wirkliche Lotte blaue hatte. Beachtenswerth bleibt jedenfalls, daß, während man in Weimar und Jena bei einzelnen Gestalten des Romans das Urbild in wirklichen Personen erkannte, niemals, so viel wir wissen, auch von Minnas nächsten Bekannten, eine Andeutung gegeben worden, daß Goethe bei seiner Ottilie an sie gedacht habe. Auch schickte dieser an Minna seine „Wahlverwandtschaften" so wenig als „Pandora", als die Schilderung seines Lebens in „Wahrheit und Dichtung" und die Ausgabe seiner Werke; erst bei einer zufälligen Veranlassung schenkte er ihr die

zwei Jahre früher erschienene Sammlung seiner Gedichte. Wie könnte er hiernach später in näherer Verbindung mit ihr gestanden haben?

Daß Minna schon 1812 nach Jena zurückkehrte, daß nicht ihr Verlobter, der bei Stahr eine so traurige Rolle spielt, sondern Minna selbst die Verbindung gelöst, ergiebt sich aus von Loepers Mittheilungen (vgl. S. 236 f.). Einer sehr starken Mißdeutung hat sich Stahr in Bezug auf die Stanzen „Urworte. Orphisch" schuldig gemacht. Aus dem Umstande, daß Goethe am 21. Mai 1818 einem Briefe an Boisserée das Gedicht beilegt, schließt er, es sei an diesem Tage entstanden, und weil auf den 22. Minnas Geburtstag fällt, müssen die „Urworte" an diese gerichtet sein. Aber wer Goethes Briefe an Boisserée näher angesehen, kennt dessen Gewohnheit, diesem vor kurzem geschriebene, ihm gerade vorliegende Gedichte mitzutheilen und sie mit dem Datum des Briefes zu versehen, dem er sie beilegte. Und daß die „Urworte" im Jahre 1817 gedichtet sind, sagt Goethe selbst. Ich habe schon längst darauf hingewiesen, daß Knebel bereits 1789 ein Gedicht zum Geburtstage der Frau von Schardt unter der Unterschrift „Nach dem Griechischen" schrieb, worin in ganz ähnlicher Weise, wie in den „Urworten", als die vier besondern Mächte, welche den Menschen durchs Leben führen, der Dämon, das Glück, die Liebe und die Noth genannt werden, denen Goethe als fünfte die Hoffnung hinzufügt. Dies Gedicht findet sich gedruckt in der 1815 erschienenen „Sammlung kleiner Gedichte" Knebels, welche Goethe mit freundlichem Beifall begrüßte, und unmöglich kann ihm das knebelsche Gedicht ganz aus dem Gedächtnisse entschwunden gewesen sein, als er seine „Urworte" dichtete. Wie es sich aber auch mit dem Verhältnisse beider Gedichte zu einander verhalten mag, Goethe hat jene Verse nicht zum Geburtstage Minnas im Jahre 1818 gedichtet (wir wissen zufällig, daß er gerade an diesem Tage von Jena nach Weimar zurückkehrte und so nicht am großen Festmahle zu Ehren des Geburtskindes theilnahm), und die Ausführung über die Liebe ist ohne alle persönliche Beziehung. Den Gipfel der Willkür ersteigt Stahr, wenn er in den Worten, womit Goethe die Beschreibung des Dämons, des Lebensgeistes, einleitet:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten,

eine Hindeutung auf den morgigen Geburtstag erspäht, da doch „du“ hier offenbar nur allgemeine Anrede ist. Sollte nicht etwa gar der Dichter durch die letzte Strophe Minna andeuten wollen, ihre Verbindung mit ihm sei noch möglich, da ja seine Gattin bereits vor zwei Jahren gestorben war. Folgerichtig wäre dies jedenfalls nach den von Stahr angewandten Grundsätzen, besonders da Goethe die Hoffnung frei hinzugefügt hat.

Wir sind zu Ende. Von einer leidenschaftlichen Liebe zu Minna Herzlieb, die den Dichter unglücklich gemacht und die er trotz der Unmöglichkeit einer Verbindung mit dem anmuthigen Mädchen genährt habe, ergiebt sich auch nicht die allergeringste Spur; er war ihr nur mit liebevoller Herzlichkeit zugethan, feierte sie in seiner Sonettenzeit, wo sie ihm eben in ihrer vollen Liebenswürdigkeit erschienen war, nahm einzelne Züge von ihr zu seiner Ottilie und bewahrte ihr seine Zuneigung, so lange sie in seinem Gesichtskreise blieb; ihr späteres Unglück schmerzte ihn, ohne daß er diesem Schmerze im Drange des Lebens, das uns immerfort zu gefaßter Duldung aufruft, irgend nachgehangen hätte. Das von Stahr aufgestellte Bild von Goethes Verbindung mit ihr ist so völlig haltlos, wie es dem Dichter selbst ein seiner unwürdiges, seiner sittlichen Entsagungskraft widerstreitendes Verhalten aufbürdet.

Es gereicht uns zur Freude, zum Schlusse einen vom 22. März datirten Brief des Herrn von Loeper in Berlin über Minna mittheilen zu dürfen, der manche anziehende Aufschlüsse, Ergänzungen und Bestätigungen bietet. Der Brief lautet:

„Sie wünschen, verehrter Freund, daß ich Ihnen über den Besuch, den ich vor dreizehn Jahren der Minna Herzlieb abstattete, und über die dabei gewonnenen Eindrücke etwas Näheres mittheile. Wenn ich auch dieser Aufforderung Folge leiste, so geschieht es im Bewußtsein, daß ich zur Ergänzung und Berichtigung des inhaltreichen Artikels von A. Stahr über die Genannte im Märzhefte

der Westermannschen Monatshefte nur Geringfügiges beizubringen vermag.

Es war am 6. August 1857, als ich, zu Züllichau in Geschäften anwesend, an einem heißen Nachmittage das schattige, auf der Straße nach Grünberg belegene Haus aufsuchte, dessen ersten Stock die verwittwete Frau Walch mit ihrer Schwägerin, der verwittweten Superintendentin Herzlieb, bewohnte. Leider hatte sich in den wohnlichen, wohlausgestatteten Räumen kurz vor mir eine Damengesellschaft eingefunden, deren Anwesenheit mir die Nöthigung möglichster Abkürzung meines Besuchs auflegte. Beide Frauen empfingen mich mit außerordentlicher Freundlichkeit, und Minna insbesondere ließ sich sogleich in ein Gespräch über ihre in Jena verlebte Zeit verwickeln. Sie stand damals bereits am Ausgange der Sechszig, aber die vorzüglich konservirte hohe und schlanke Gestalt, die blühende Gesichtsfarbe, die leichten Bewegungen ließen sie mindestens um zwanzig Jahre jünger erscheinen. Sie machte ganz den Eindruck, wie sie bei Stahr geschildert ist. Den ersten Stoff unserer Unterhaltung bot Lewes' damals eben erschienenes, ihr schon bekanntes, aber noch nicht von ihr gelesenes Buch über Goethe, dessen ‚Die Wahlverwandtschaften' berührender zweiter Theil in der Freeseschen Uebersetzung erst im Spätherbste jenes Jahrs veröffentlicht wurde. Sie freute sich, daß Goethe wieder Mode werde, wie sie sich ausdrückte. Meiner Frage jedoch, ob sie sich in der Ottilie der ‚Wahlverwandtschaften' wiedererkenne, wich sie gewandt und etwas verlegen schmunzelnd aus. Mit großer Bestimmtheit aber bestritt sie, daß sie Goethes wegen aus Jena entfernt oder, nach Lewes, in eine Pension zurückgeschickt worden sei; ihre zeitweilige Entfernung von Jena sei aus ganz andern Motiven erfolgt. Daß viele der goetheschen Sonette ihr gewidmet seien, stellte sie nicht in Abrede, mit dem Hinzufügen: „Sie müssen immer denken, Goethe war ein Dichter," und der Bemerkung, daß sie davon mehrere erst durch den Druck kennen gelernt habe, welche daher wohl Bettinen gehören könnten; an diese möge ich mich nur wenden. Besonders eignete sie sich das Sonett „Wachsthum" an; dies drücke ganz ihr Verhältniß zu Goethe aus. Die Sonette seien so schön und vollendet in sich, daß es Unrecht sei, die thatsächlichen

Beziehungen aufzusuchen; ‚Goethe war ja ein Dichter.‘ Sie habe ihn gekannt von etwa 1800 bis etwa 1823 oder 1824. Im Frommannschen Hause habe er sie als Kind, und in ihrer weitern Entwickelung sie, wie jenes Sonett es andeute, kennen gelernt; sie sei oft mit ihm spazieren gegangen. Da sie im besten Zuge war, so wagte ich nicht die Bemerkung, wie Goethe dazu gekommen, sie sich als Fürstin zu denken, und daß der hervorgehobene Standesunterschied, das Geschick des sechsten Sonetts, auf ähnliche Beziehungen, aber auf eine andere Sphäre hinweise. Als ich hervorhob, daß Goethe damals schon im achtundfünfzigsten und sie erst im achtzehnten Jahre gestanden, bemerkte sie mit Lebhaftigkeit: ‚Goethe war immer jung, man bemerkte bei ihm nicht das Alter‘; er sei gegen sie stets von großer Liebenswürdigkeit gewesen, und sie könne an ihn und an jene Zeit nur mit angenehmen Erinnerungen zurückdenken. Unbefangene Verehrung und fast Enthusiasmus für Goethe sprach sich dabei in Mienen und Worten aus. Sie leugnete, die Sonette von Goethe zugesandt erhalten zu haben und erklärte, weder Briefe noch Gedichte von ihm zu besitzen, außer seinen gedruckten Gedichten, in die er sich eingezeichnet habe. Auf meine Bitte holte sie, mit lebhaftem Gange sich entfernend, aus einem andern Zimmer denjenigen Gedichtband herein, dessen Stahr gedenkt. Ich kopirte aus demselben auf einen mir von Minna gegebenen Briefbogen jene von Stahr erwähnte Widmungsstrophe vom 22. Mai 1817, deren Beziehung auf Minna damals noch unbekannt war. Während ich in dem Buche blätterte, fiel die Rede auf manches der darin enthaltenen Gedichte, und ich sah, daß sie hier ganz zu Hause war, eine Menge der Gedichte auswendig wußte, und wenn ich eines zitirte, sogleich einzuhelfen im Stande war. Ihre braunen, treuherzigen Augen waren meist von den Wimpern beschattet, und obgleich sie mit Anmuth und Feinheit auf die Unterhaltung einging, blieb sie doch im ganzen zurückhaltend, in sich gekehrt und fast jungfräulich verschämt. Die Schwägerin, welche immer zugegen war, machte der Unterhaltung ein Ende, da die Erinnerungen Minna aufzuregen schienen, auch die übrige Gesellschaft auf die Wirthinnen wartete. Von Minna's Gemüthsleiden

ahnte ich damals nichts, aber die Rücksicht auf dasselbe leitete unzweifelhaft das Verhalten der Schwägerin.

Als ich Sie, verehrter Freund, im folgenden Jahre am Rheine sah, theilte ich Ihnen den Zusammenhang jener Widmungsverse mit den Sonetten noch so rechtzeitig mit, daß Sie davon für Ihre Erläuterungen der letzteren noch Gebrauch machen konnten (II, 351 Ihres Kommentars von Goethe's lyrischen Gedichten, 1858); auch ist die Notiz in das Verzeichnis der bei Hempel hierselbst erschienenen Gedichte Goethes übergegangen (II, S. XI, 1868).

Später, bei den Vorbereitungen der hiesigen Goetheausstellung, im Jahre 1861, bat ich Minna brieflich, mir jenen Band Gedichte zu derselben anzuvertrauen. Sie lehnte es mit folgenden, vier Jahre vor ihrem Tode geschriebenen, ganz ihren Charakter ausdrückenden Worten ab: ‚Geehrter Herr! Durch Abwesenheit von Züllichau verhindert, Ew. Hochwohlgeboren Schreiben eher zu erwiedern, kann ich erst heute um Nachsicht bitten, daß ich Ihren Wunsch, meiner Ihnen schon bekannten Neigung nachgebend, nicht erfüllen kann. So großen Werth das von Ihnen Gewünschte für mich auch hat, so klein wäre der Beitrag für Ihr großes, schönes Unternehmen. Deshalb wird es Ihnen leicht werden, meine scheinbare Ungefälligkeit milde zu beurtheilen. Dies hoffend hochachtungsvoll Minna Walch Herzlieb. Züllichau den 27. April.‘ Auch ihr Bild war für die Ausstellung nicht zu erlangen.

Eine Schwester Minnas, Frau Müller-Herzlieb, eine achtzigjährige, ehrwürdige Matrone, lebt noch in Bromberg. Sie sowohl, als die noch lebenden Mitglieder der frommannschen Familie, sollen alle von den innern Widersprüchen in der stahrschen Darstellung des Verhältnisses von Goethe zu Minna tief durchdrungen sein.“

Aus andern Quellen fügte Herr von Loeper zur Vervollständigung der stahrschen Nachrichten noch folgendes hinzu:

„Nicht im Jahre 1814, wie Stahr annimmt (S. 670), sondern spätestens 1812 kehrte Minna nach Jena zurück. Denn im Dezember 1812 suchte sie dort ihr Verlobter, der Professor Pfund, dessen Nahmen Stahr verschweigt, bereits auf. Zelter schreibt an Goethe am 12. Dezember d. J.: „Herr Professor Pfund, vom

hiesigen joachimsthalschen Gymnasio,*) Mitglied der Liedertafel und ein Biedermann, unterbricht dies Schreiben. Er bittet mich um einen Brief an Sie, da er in diesen Tagen nach Jena reiset, um seine Braut zu holen, die dort in Frommanns Hause lebt, und ich gebe ihm diesen mit." Pfund war aus der Gegend von Züllichau gebürtig und mit der herzliebschen Familie von früher bekannt. Auch nach der Lösung ihres Verlöbnisses blieb er mit Minna in freundlicher Verbindung, und sie sahen sich nach zwanzig Jahren in Berlin wieder, wo Pfund großer Achtung und des nahen Umganges von Schleiermacher, Fr. A. Wolf, Buttmann u. a. genoß. Jene nicht von ihm ausgehende Lösung schmerzte ihn tief, und er mußte Erholung in einer Reise suchen. Aber Minna hatte ihn im Dezember 1812 sehr kalt empfangen, und Frau Frommann ihm bald erklärt, es sei dies nicht als Symptom vorübergehender Verstimmung, sondern entschiedener Abneigung anzusehen und damit das Verhältniß aufgehoben. Uebrigens bemerke ich, daß Frommann's nur eine Tochter, die jetzt in Berlin lebende akademische Künstlerin Alwine Frommann, besaßen.

Eine zweite Quelle sind Riemer's Tagebücher. Goethes Verhältniß mit Minna soll darin als ein sehr zartes und platonisches bezeichnet sein. Knebels Tagebücher bieten eine Reihe authentischer, aber nur äußerer Haltpunkte. Im Jahre 1818 ist an Minna's Geburtstage, den 22. Mai, bemerkt: „Großes Convivium bei Frommann's", dem jedoch Goethe, der am 21. Abends nach Weimar zurückgekehrt war, nicht beiwohnte. Minna's Verlobung mit Walch wird zu Ende Mai 1821 stattgefunden haben; denn Knebel notirt am 31.: „Vormittag Madame Schopenhauer nebst Tochter, Appellationsrath Walch und Braut hier." Die Hochzeit wurde am 25. September 1821 während Goethes Anwesenheit in Jena gefeiert. Knebel notirt unter diesem Datum: „Nachmittag Goethe hier; item Herr Dr. von Schröter, Bonn, Döderlein. Mlle. Herzlieb Hochzeit." Minna muß ihren Gatten später verlassen haben, als Stahr berichtet worden ist; denn Knebel notirt am 7. Oktober d. J.: „Morgens

*) Er starb am 14. Juli 1852, 72 Jahre alt; ein Jahr vorher war er aus seiner Stelle als erster Professor geschieden.

Oberappellationsrath Walch nebst Frau hier", und am 29. Dezember: „Frau Geheime Justizräthin Walch hier" (d. h. zwei Besuche bei Knebel)."

II.

Fast gleichzeitig mit unserm Versuche, in diesen Blättern (Nr. 20 u. 21) Goethes Neigung zu der lieblichen Blume von Züllichau in's Licht zu setzen, brachten die „Preußischen Jahrbücher" (Juniheft 623—636) einen F. K. M. unterzeichneten Aufsatz: „Goethe, die Wahlverwandtschaften und Wilhelmine Herzlieb", welcher dieses ganze Verhältniß in ein eigenthümliches Halbdunkel rückt, und gerade dieses mystische Halbdunkel für den heiligen Schleier ausgiebt, den Goethe über diese ganz einzige Liebesgeschichte habe werfen wollen. Das heilige Helldunkel, worin der Dichter Ottilien lieben und irren, dulden und sterben lasse, habe er schon durch den Athem seiner eigenen geheimnißvollen Liebe auch über Wilhelminen ausgegossen, und als Hüterin desselben Ottilien selbst hingestellt, die uns mit gefalteten Händen anflehe, der Verklärten ihre Verborgenheit zu gönnen (als ob diese nicht längst, und auch durch den Sprecher selbst, aufgehoben wäre!) und sie nicht, mehr zur Störung als zur Rechtfertigung, an das grelle Licht des Tages zu zerren. Wir aber rufen im Sinne des Dichters dieser mystischen Verdunkelung ein freudiges „O holy light!" entgegen. Bei Goethe ganz besonders wollen wir überall „in's holde Klare schauen", das er nie und nirgends zu scheuen braucht, und auch Minna Herzlieb bedarf in ihrem Verhältnisse zu dem Dichter der „Wahlverwandtschaften" keiner schonenden Verhüllung, ja das um sie gezogene Halbdunkel ergiebt sich als das schreiendste gegen sie begangene Unrecht. Der Vertreter Minnas beruft sich bei seiner Darstellung auch auf eigene mittelbare Erinnerungen, „wie er sie dem Munde älterer, nun auch größtentheils verklärter Freunde und Freundinnen entnommen habe". Wir können uns aber auch mit diesem Halbdunkel, worin er uns die Zeugnisse erscheinen läßt, nicht befreunden, müssen vielmehr zum Vortheil der Sache hier die greifbarste Bestimmtheit wünschen. Wer

weiß nicht, wie leicht auch noch unter uns Personen und Verhältnisse zu Mythen werden, ja wie gierige Klatschsucht vor der ärgsten Verleumdung nicht zurückschreckt, so daß wir dringend fordern müssen, die Zeugnisse genau und bestimmt zu kennen, um ihre Glaubwürdigkeit, worauf es vor allem ankommt, prüfen zu können. Als Schiller nach Weimar kam, war man dort allgemein überzeugt, daß Goethes Verhältniß zu Frau von Stein durchaus rein sei; fünfzig Jahre später machte der weimarische Klatsch Fritz von Stein zum Sohne Goethes, obgleich dessen Geburt ein paar Jahre vor des Dichters Ankunft zu Weimar fällt. So lange wir nicht wissen, aus welcher Zeit die Zeugnisse stammen, so lange ihre bestimmte Fassung uns nicht vorliegt, dürfen wir keinen Werth darauf legen. In den zwanziger Jahren wußte man zu Weimar und Jena noch nichts von einer Leidenschaft Goethes zu Minna, während doch Minna's unglückliche Ehe die Erinnerung daran hätte hervorrufen müssen; ja Minna selbst ahnte gar nichts davon, wenn wir recht unterrichtet sind, ehe Lewes das mittheilte, was er so lange nachher in Jena vernommen hatte.

Minnas Vertreter setzt einen gewaltsamen Entsagungskampf Goethes in Bezug auf Minna voraus, ja er meint, dieser sei vielleicht der gewaltsamste gewesen, den der Dichter je durchgekämpft habe. Dafür vermissen wir jede stichhaltige Begründung. Minna ging im Sommer 1808, während Goethe in Karlsbad war (diese genauere Zeitbestimmung nehmen wir dankbar an, in der Hoffnung, daß sie durchaus zuverlässig) zur Hochzeit ihrer jüngern Schwester nach Züllichau, wo sie länger blieb, als Frau Frommann wünschte, bis zum Herbste 1812; sie hatte, wie wir von Stahr hören, dort ein Verhältniß angeknüpft. Daß diese Entfernung Minnas in Goethe einen leidenschaftlichen Schmerz verursacht, obgleich er selbst ihre Nähe Monate lang verließ und durchaus nicht ahnen konnte, daß die Reise in die Heimat Minna so lange zurückhalten werde, davon wissen wir nichts, vielmehr war er in Karlsbad so heiter und munter, als je, wie wir, nach manchen andern Zeugnissen, eben aus dem im zweiten Bande der Sammlung „Aus Schelling's Leben" mitgetheilten Briefe von Pauline Gotter an Schelling's erste Gattin (vom 6. September 1808) ersehen. Pauline Gotter war mit Goethe

durch die innigst befreundete Familie von Ziegesar bekannt geworden. „Wir machten bald“, schreibt sie, „mit Ziegesar's, Goethe und seinem Freund Riemer einen kleinen Zirkel aus, der fest zusammenhielt, und gewiß der lustigste und vergnügteste in ganz Karlsbad war. Er war die Seele unserer Gesellschaft, immer gleich liebenswürdig, heiter und mittheilend.“ Nach der Abreise der ziegesarschen Familie hielten sich Goethe und Riemer in gleicher Weise mit Pauline und ihrer Freundin Frau von Seckendorf aus Schleusingen zusammen. Abends beim Thee theilte der Dichter ihnen immer sehr artige Kleinigkeiten aus der Handschrift mit. Einer spätern Aeußerung Paulinens entnehmen wir, daß darunter sich auch die launige Ballade „Wirkung in die Ferne“ befand, welche Goethe im Januar Riemer, nach des letztern eigenem Zeugnisse, diktirt hatte, also zu einer Zeit, wo wir uns ihn nach dem neuen Minna-mythus von tiefer Leidenschaft durchwühlt denken müßten. Unter den andern „Kleinigkeiten“ waren ohne Zweifel die Sonette, die er ja auch Knebel vorgelesen, die er Zelter hatte senden, ja in der Zeitschrift „Prometheus“ wenigstens größtentheils hatte veröffentlichen wollen, zum deutlichsten Beweise, daß sie nicht in die heilige Tiefe seines Herzens griffen, nicht die Frucht einer leidenschaftlichen, ihn unglücklich machenden Liebe waren. Pauline erzählt weiter, Goethe habe viel Güte für sie gehabt und sich auf alle Weise ihrer angenommen; oft sei er früh gekommen, ihr botanische Stunden zu geben, einigemal habe er sie allein zu weiten Spaziergängen abgeholt. Wer Goethe kennt, weiß, daß es ihm unmöglich gewesen, ein so heiteres Wesen anzunehmen zu einer Zeit, wo er den gewaltsamsten Entsagungskampf bestand, da eine derartige Erschütterung seine ganze Seele ergreifen mußte, sein Herzensweh sich nicht verstecken ließ. Und der Beweis für Goethes gewaltsamen Entsagungskampf zu eben dieser Zeit? Obgleich der durch ein glückliches Familienereigniß veranlaßten, nur auf kurze Zeit berechneten Entfernung Minnas schwerlich [vielmehr ganz gewiß nicht] eine gegen Goethes Verhalten gerichtete Absicht zu Grunde gelegen, so zeigten doch schon [was denn weiter?] die noch im Jahre 1807 (1808), wohl in Karlsbad, gedichteten leidenschaftlichen Klagen des Epimetheus um seine entschwundene Pandora und besonders das in

‚Die Wahlverwandtschaften‘ so mächtig eingreifende Motiv der Entfernungen sowohl Eduards als Ottiliens, wie tief Goethe solche mehr äußerliche und zufällige Abwesenheiten als nothwendige ewige Trennung vorempfunden und als tragisches Schicksal sich gegenüber gestellt habe." Vor dem Hauche des thatsächlich Feststehenden stürzt dieser seltsame Luftbau zusammen. Wir wissen, daß „Pandoras Wiederkunft", und somit auch die nothwendig im Plane liegende Entfernung Pandoras nebst den Klagen des Epimetheus über die Entschwundene, bereits im Jahre 1806 Goethe vorschwebte, daß er am 11. November 1807 auf dem Wege nach Jena die ganze Idee des Gedichtes Riemer umständlich vortrug, daß er die Ausführung noch in demselben Monate begann, ja daß die betreffenden Klagen bereits im Anfange des Jahres 1808, also lange vor Minnas Entfernung, im ersten Hefte des „Prometheus" erschienen waren. Jene vermuthete Beziehung auf Minna ergiebt sich demnach als eine baare Unmöglichkeit. Ebenso verhält es sich mit der Heranziehung des Motivs der Entfernungen in den „Wahlverwandtschaften". Den Hauptgedanken zu dem Romane hatte Goethe bereits ein paar Jahre vor 1809 gefaßt, wobei ihm schon Eduards und Ottiliens Entfernungen vorschweben mußten; der Plan ward gleich nach seiner Ankunft zu Karlsbad, Mitte Mai 1808, ernstlich bedacht und entworfen, zu einer Zeit, wo Minna nach der eigenen Angabe ihres neuen Anwaltes, Jena noch nicht verlassen hatte. Aber abgesehen davon, sind die Entfernungen der Liebenden offenbar aus dem Plane der Dichtung hervorgewachsen, nicht aus rein äußerlicher Veranlassung eingeschoben. Ueberhaupt entbehrt die ganze Beziehung des Inhaltes des Romans auf Minna und ihr Verhältniß zu Goethe jeder Berechtigung, muß als ein arges Unrecht sowohl gegen den Dichter, als gegen das liebreizende Mädchen von Züllichau zurückgewiesen werden, für welches man doch ein so zartes Gefühl verräth, das sie aber leider gegen ganz unerwiesene Behauptungen nicht schützt.

Daß Goethe manche Züge Ottiliens in seiner bekannten Weise von Minna hernahm, geben wir gern zu, nur wissen wir dies eben nicht von allem einzelnen genau zu bestimmen. Minnas Vertreter läßt sich also vernehmen: „Ottiliens gesammtes inneres wie äußeres

Wesen: die schlanke, leise wandelnde Gestalt; das dunkle Haar und Auge; das einseitige Kopfweh; die Mäßigkeit im Essen; die Innigkeit der Geberden; das zugleich Weiche und Zähe, Schwankende und Gehaltene, Ausweichende und Zuvorkommende ihres Benehmens; bei Unentschlossenheit im Handeln eine plötzlich hervorbrechende Entschiedenheit des Gefühls, der Neigung und Abneigung; bei Langsamkeit und Ungeschicktheit im wissenschaftlichen Begreifen eine treffende Schärfe stiller menschlicher Beobachtung; bei geselliger Schüchternheit und Befangenheit ein allen Glanz und Witz anderer weiblicher Reize überbietender Magnetismus des Liebreizes — alle diese Züge hat Goethe, wie sich aus Schilderungen und Bildnissen, brieflichen und mündlichen Mittheilungen heute mit Sicherheit nachweisen läßt, den Zügen Wilhelminens, wenn auch im ganzen nicht ohne dichterische Verklärung, doch im einzelnen getreu nachgezeichnet." Wir stehen an, dieses alles ohne weiteres zuzugeben; wir müßten die Zeugnisse selbst prüfen, und können die im besten Falle aus später Erinnerung an die jugendliche Minna geflossenen Schilderungen, die zum Theil durch die in neuester Zeit aufgekommene Beziehung Minnas auf Ottilien beeinflußt sein mögen, nicht als durchaus getreu gelten lassen. Von der schlanken Gestalt und dem dunklen Haar giebt Goethe keine bestimmte Andeutung; ob das einseitige Kopfweh und manches andere wirklich für Minnas Jugendzeit genugsam bezeugt sei, lassen wir auf sich beruhen. Aber wie kann man Goethes eigenes Zeugniß unbeachtet lassen, daß ihm bei Ottilien das Bild der heiligen Ottilie vorgeschwebt, das er im Jahre 1770 nach der anmuthigen Legende sich von ihr gemacht und so lange Zeit mit sich herumgetragen, eine Aeußerung, die er bereits im Jahre 1813 that, und auf deren sonstige Bestätigung wir früher hingewiesen haben! Nur einzelne Züge wird er von Minna genommen, die Gestalt im großen Ganzen nach dem Phantasiebilde jener Heiligen und der zu Grunde liegenden Idee des Romans geschaffen haben. Aber auch, wenn man alle Grundzüge Ottiliens von Minna herleiten wollte, so fehlt doch jedwede Berechtigung, deshalb in der Geschichte Ottiliens irgend eine Aehnlichkeit mit Goethes Verhältniß zu Minna anzunehmen. Dafür fordern wir im Namen der geschichtlichen Wahrheit um so mehr ganz un-

verdächtige Zeugen, als Goethe selbst es entschieden ausgesprochen, er habe diesen Roman nach einer Idee gearbeitet. Die ganze Dichtung ist, wie es bei Goethes Künstlernatur nicht anders sein konnte, aus dieser hervorgewachsen, hat sich nicht nach persönlichen Verhältnissen und Erlebnissen gebildet, wie oft er auch solche als Einschlag benutzt, Persönlichkeiten und Vorfälle der Wirklichkeit, wie bei seinen meisten Dichtungen, verwerthet haben mag. Hier liegt der Angelpunkt der Frage über „Die Wahlverwandtschaften“. Man beweise einen wirklichen leidenschaftlichen Kampf Goethes gegen die Neigung zu Minna, deren Herz selbst unter diesem Verhältnisse gelitten, oder man nehme eine haltlose Behauptung zurück, welche die Würdigung der Personen, ja des Romans selbst bedauerlich trübt.

Wußte man ja zu jener Zeit, wo der Roman die Welt in Bewegung setzte, von einer solchen Beziehung desselben auf Goethes Neigung zu Minna weder in Jena, noch in Weimar, wo man doch andere vorschwebende Persönlichkeiten sehr wohl kannte.*) Knebel, der bei Frommanns aus- und einging und Goethe, wenn er zu Jena weilte, immer sah, hatte davon keine Ahnung; er würde sich sonst gegen seine Schwester darüber geäußert haben. Riemers Andeutungen über den Roman lassen nicht im geringsten daran denken. Auch Pauline Gotter, die viel zu Drackendorf bei Jena verweilte und Minna kannte, wußte nichts davon. Sonst würde sie auf Schellings Frage, ob sie etwas von Goethes Gedanken bei diesem Romane wisse, besonders auch wann und wo er geschrieben sei, mit einer so merkwürdigen Enthüllung nicht zurückgehalten haben; sie behielt sich aber, eben weil sie nichts Wichtiges zu entdecken hatte, die Antwort für ein andermal vor, da sie schon so viel geschrieben habe. Doch der Vertreter Minnas versteigt sich sogar zur Behauptung, dem Dichter hätten zu seinem Romane keine andern unmittelbaren Verhältnisse zu Gebote gestanden, als der Verkehr im frommannschen Hause und die Besuche zu Drackendorf,

*) Späterer Zusatz: Ja wir wissen jetzt aus dem Briefe, welchen Frau Frommann am 18. Oktober 1809 ihrem Gatten über Goethes Roman schrieb, daß ihr nicht einfiel, jemand könne bei Ottilien an Minna denken.

worüber uns die Briefe von Pauline Gotter manche neue Auskunft geben. Das Leben zu Weimar und der an Bekanntschaften so reiche Aufenthalt zu Karlsbad, wo Goethe gerade manche Studien und Beobachtungen zu unserm Roman machte, ja viele „Repräsentanten" seiner Romanfiguren fand, wie Riemer ausführlich berichtet, sollen nichts gelten, nichts die volle Vorrathskammer von Erfahrungen, Erlebnissen und Beobachtungen aus dem langen Leben eines so lebhaft die Welt aufnehmenden Dichtergeistes! Oder soll etwa der Dichter bloß aus der allernächsten Vergangenheit schöpfen müssen? Bei einer solchen beschränkten Ansicht ist es nicht zu verwundern, wenn hier auch die ganze Oertlichkeit des Romans in Drackendorf gesucht wird, obgleich man sie schon längst richtiger in Wilhelmsthal gefunden hat. Freilich auch an Kochberg hat man gedacht, worauf aber kaum etwas anderes als die Kapelle passen dürfte. Sehen wir von andern hier gewagten Behauptungen ab (Charlotte soll gar Frau von Stein mit einigen Zügen der Frau Frommann sein, obgleich sich auch für sie eine willkommene Repräsentantin zu Karlsbad fand), unser Verklärer Minnas bildet sich gar ein, der geheime Reiz derselben habe sich in der ganzen Erfindung und Anlage des Romans (die doch vor den nachhaltigen Eindruck Minnas auf den Dichter fällt) in der denselben durchziehenden Stimmung des Gemüths und Schicksals abgedrückt, er bilde gleichsam die himmlische Musik, welcher der Dichter seinen Text anzupassen versucht habe, Minna sei dessen Muse gewesen. Als ob auch die vollkommenste Offenbarung der Tiefe und Würde einer weiblichen Seele den Geist der Dichtung schaffen, diese mehr als eine mächtige Anregung der gestaltenden Dichterkraft bieten könnte, welche von der geheimnißvollen Macht der Natur gegründet, im mannigfachen An- und Abklingen der Welt gebildet, gleichsam besaitet wird? In solchem Sinne waren selbst Lotte und Frau von Stein nicht die Musen von „Werther" und „Iphigenie", obgleich diese Dichtungen aus dem mächtigen Eindrucke beider Frauen hervorgingen. Höchstens kann man behaupten, Ottilie habe viel von Minna, wie Goethe dasselbe einmal in ähnlicher Weise von der Giovanna seines beabsichtigten Dramas „der Falke" in Bezug auf Lili sagt, wenn sie

nicht etwa bloß „mit einigen Tropfen ihres Wesens tingirt“ ist, oder gar nur einige äußere Züge von ihr hergenommen sind.

Aber die Sonette? Wir hören von unserm Anwalt Minnas, Goethe habe, da er die künstliche Sonettform zum Ausdrucke seines Gefühls sich gewählt, dieser den Gehalt anbequemt, und daher weniger der Erguß als der stauende, zum See zurückgeteichte Stillstand seiner Liebe, weniger seine wirkliche Leidenschaft als ein heiteres Spiel mit demselben zum Ausdruck gelangen müssen. Seltsam! Wäre der Dichter wirklich von einer gewaltigen Leidenschaft ergriffen gewesen, würde er nicht die unbequeme Sonettform, die „breite, langsame Bewegung dieses dreigliederigen Gedankenschlags“, zur Seite geworfen und sich solcher Versarten, worin er sich frei ergießen konnte, bedient haben? Wir haben gezeigt, daß die Sonette des Dezembers 1807 eben aus der theoretischen Beschäftigung mit dieser Dichtform und dem Wettstreit mit Zacharias Werner hervorgegangen*), daß es dem Dichter eben um Uebung darin zu thun gewesen, ihn hier nicht der dichterische Drang, der nothwendige Erguß seines wogenden Gefühls getrieben, sondern er vielmehr zu dieser Kunstform passende Empfindungen gesucht. Unserm Vertreter Minnas war, wie er sich ausdrückt, „die Bezugnahme vergönnt auf die freundschaftliche Offenheit dieser an Tochter [Minna Herzlieb] und Pflegemutter [Frau Frommann] zugleich gerichteten Uebersendung [der Sonette] und auf die heitere, unbefangene Weise, in welcher der begleitende Brief die Sonette als Erzeugniß mehr äußerlicher Anlässe, als ein heiteres Gegengewicht gegen die zugleich übersandten leidenschaftlichern wernerschen aufzuführen weiß“. Wir wünschten, den hier so bedeutenden Wortlaut des goetheschen Briefes zu kennen.*) Aber hat anders Minnas Anwalt den Sinn

*) Die von dem Vertreter Minnas gegebene Schilderung des frommannschen Abendkreises paßt eben nicht auf die Zeit, von welcher dieser spricht, auf die Zeit vor Minnas Aufenthalt in einer Mädchenpension zu Gotha, dessen hier zuerst gedacht wird, mit der ungefähren Zeitbestimmung des Jahres 1805. — Späterer Zusatz. Frommanns Darstellung scheint geradezu einem solchen Aufenthalt in einer Pension zu widersprechen.

**) Späterer Zusatz. Wie sehr dies Noth that, hat sich später gezeigt. Der Bericht ist eine arge Entstellung.

des goetheschen Briefes richtig angegeben, warum will er denn nicht jenem Briefe vollen Glauben schenken, besonders da er zu allem, was wir sonsther wissen, sehr wohl stimmt? Hat Goethe wirklich die Sonette an Frau Frommann und Minna zugleich geschickt und sie als heiteres Gegenspiel den leidenschaftlichern von Werner entgegengestellt, können wir dann noch einen schlagendern Beweis dafür fordern, daß kein wildes, leidenschaftliches Feuer damals seine Brust durchwühlte? Ein solches würde ihm ganz andere Töne erpreßt haben, die er vor der besorgten Pflegemutter geheim gehalten hätte, er würde sich nicht als minder leidenschaftlich Werner gegenübergestellt, sondern sein ganzes Herz in brandenden Wogen ergossen, nicht in künstlich klingenden Sonetten gespielt haben. Hatte Minna wirklich, was wir freilich nicht entschieden in Abrede stellen wollen, die tiefsten Saiten seines Herzens gerührt, jedenfalls hat er gleich am Anfange sein Herz, dem er nicht, wie einem kranken Kinde, jeden Willen that, zur Ruhe verwiesen.

Wir haben gezeigt, daß Goethe zur Zeit, wo ihm Minna im reichsten Jugendglanz aufging, und in den nächsten Monaten darauf nicht leidenschaftlich gespannt, sondern in liebenswürdigster Heiterkeit erscheint, zum vollsten Beweise der Haltlosigkeit jener Annahme. Von den Sonetten soll sich, wie wir hier vernehmen, nur eines noch vorgefunden haben, wenn wir recht unterrichtet sind, nur eine Hälfte des „Wachsthum" überschriebenen, was erklären würde, weshalb Minna später gerade von diesem besonders sprach. Liegt aber nicht darin, daß Minna die Sonette so wenig sorgfältig bewahrte, gerade der sprechendste Beweis, wie wenig Werth sie auf diese legte, die sie, wäre sie wirklich einer leidenschaftlichen, von ihr nicht unerwiederten Liebe Goethes sich bewußt gewesen, als ein unersetzbares Heiligthum gepflegt haben würde! Außerdem soll sich, so vernehmen wir hier, noch eine landschaftliche Zeichnung Goethes, wie er sie Abends auch in Gesellschaft, und gerade auch in jenen jenaischen Tagen, zu zeichnen pflegte, und eine getrocknete, im Juni 1807 gepflückte Blume von dem „lieben alten Herrn" vorgefunden haben. Die Zeitbestimmung ist bedenklich; denn im Juni 1807 befand sich Goethe zu Karlsbad, wohin er am 25. Mai

von Jena aus gegangen war. Wir wollen gern die Möglichkeit einräumen, daß Goethe im Mai 1807 bei einem zufälligen Zusammentreffen mit Minna ihr die Blume gegeben; daß er sie von Karlsbad 1807 gesandt, ist kaum glaublich, da ihm Minna damals noch nicht so bedeutend erschienen war. Wichtiger ist für uns ihre Bezeichnung Goethes als des „lieben alten Herrn", die auf einen leidenschaftlich wiedergeliebten Liebhaber gar nicht passen will. Gerade so wird Goethe auch von Pauline Gotter bezeichnet, die, wie ihre Freundin Silvie von Ziegesar, mit ihm auf dem vertrautesten Fuße stand, ohne daß je ein leidenschaftlicher Anflug sie hingerissen hätte. Beide Freundinnen nennt Goethe in seinen Briefen, ebenso wie Minna, liebes Kind. Von dem herzlichen Tone zeuge folgendes Briefchen Goethes an Paulinen: „Da ich nicht hoffen konnte, daß mein Dank für Ihre letzten lieben Worte, daß ein freundliches Lebewohl Sie noch in Weimar erreichen könnte, so soll es Ihnen bei dem schönsten Sonnenschein auf dem Fuße folgen. Leben Sie recht wohl und heiter! Wie Ihr Reisetag, sei Ihr Leben, liebe, gute Pauline! Und wenn es so recht hell Mittag ist, dann lassen Sie die Freunde in der Camera clara Ihres feinen Gemüths auf- und abspazieren, und seien Sie den wandelnden Bildern freundlich. Lassen Sie einmal wieder von sich hören und erlauben Sie, daß ich Ihnen manchmal ein Büchelchen oder sonst etwas unterschiebe. Adieu, liebes Kind!" Ein andermal bittet er sie, bei Uebersendung der Ballade auf Johanna Sebus, die er in ihre Hände und an ihr Herz lege: „Lassen Sie den Verfasser nicht fern sein!" Pauline sagt von ihm, er habe sich bald als Lehrer und Vater, bald als Freund und Liebhaber ihr gezeigt; an ihm fand sie den einzigen, der auch in wehmüthigen Augenblicken sie verstand. Als Goethe und Knebel einmal nach Drackendorf kamen, putzten sich Silvie und Pauline, um sie recht aufgeträumt zu machen, auf das zierlichste und gewählteste, und zeigten sich so liebenswürdig, daß die alten Herren äußerten, nicht ihre Füße, aber ihre Herzen hätten getanzt.

Goethe erfrischte sich gern im vertrauten Umgange mit reizenden, gemüthlichen und geistig begabten jungen Mädchen, wobei er sich aber von leidenschaftlicher Erregung frei zu halten wußte. So zog

es ihn auch zu der in wundervoller Schönheit strahlenden Minna Herzlieb hin, deren zartes, etwas scheues, zurückhaltendes Wesen ihn besonders ansprach, so daß er in seiner Sonettenzeit ihr seine dichterische Huldigung darbrachte. Aber ein dauerndes Verhältniß herzlicher Vertraulichkeit, wie zu Silvie Ziegesar und Pauline Gotter, bildete sich nicht, da Minnas Herz sich ihm nicht zu heiterm Leben erschloß. Freilich sah Goethe sie noch mehreremal in den ersten fünf Monaten des Jahres 1808, aber ohne ihr näher zu treten. Als er aus Karlsbad zurückkam, fand er sie nicht mehr in Jena, ohne daß ihm ihre Abwesenheit besonders aufgefallen wäre. Bei ihrer Rückkehr im Herbst 1812 beobachtete Goethe, auch nach Minnas Anwalt, eine väterlich freundschaftliche Haltung. Minna habe auch Goethes gedruckte Huldigungen (das soll heißen, die Sonette, als sie später gedruckt waren) nur sehr bedingt sich anzueignen gewagt, und kaum die letzten, persönlich auf sich gehenden Sonette [die erst viel später gedruckt wurden] ganz auf sich bezogen, den Gegenstand derselben weniger in sich als in einem dichterischen Ideale gesehen, welche Anschauung ihr wohl zuerst von ihrer trefflichen Pflegemutter angedeutet worden. Aber sollte Frau Frommann dies nicht schon gleich bei der Sendung der Sonette gethan haben, die zugleich an sie oder durch ihre Hände gingen? Dadurch wäre denn von vornherein jeder übermäßige Eindruck der Sonette auf Minna verhindert worden. Und wer sagt uns, daß Goethe dies nicht gerade beabsichtigt, da er Frau Frommann zur Mitwisserin machte? Möchte nur sein betreffender Brief zur Feststellung des Sachverhältnisses uns nicht vorenthalten bleiben!*) Unser Anwalt Minnas meint freilich, diese möge später in den „Wahlverwandtschaften" sich persönlich in Ottilien wiedererkannt und im Anblick dieses tragischen Spiegelbildes den Sinn und Muth nicht nur des eigenen Lebens, sondern auch, in Folge ihrer unglücklichen Vermählung, des eigenen Werthes verloren haben, und was er weiter an diese haltlose An-

*) Späterer Zusatz. Frommann hat später den Brief mitgetheilt, aus dem sich ergibt, daß die Sonette bloß an Frau Frommann gesandt wurden, und Goethe zugleich andeutete, daß sie rein dichterisch seien.

nahme knüpft. Das sind Alles nur Phantome, die in dem Halbdunkel, woraus sie hervorgegangen, auch verschwinden werden.

Dergleichen Märchen sah ich oft entstehn,
Und plötzlich wieder untergehn.

Wir haben keine Lust auf alle sonstigen wunderlichen, oft mehr als spielenden Einfälle des überfein geschriebenen Aufsatzes einzugehen. Den Gipfel ersteigt dieses Haschen nach seltsamen Beziehungen in den Behauptungen, „Die Wahlverwandtschaften“ griffen darin auf den lyrischen Lebensstoff der Sonette zurück, daß der See und das Feuerwerk, die in zwei Sonetten als Gleichniß verwandt werden, im Roman in einen wirklichen See und ein wirkliches Feuerwerk verwandelt würden, und „Wilhelm Meister“ stehe mit dem Romane durch den Zufall des Namens Wihelmine in geheimem Zusammenhange. Von einer solchen Anschauung kann man natürlich keinen Sinn für einfache geschichtliche Wahrheit und keine besonnene Beurtheilung thatsächlicher Verhältnisse erwarten, die dem Dichter nnd der Dichtung gerecht würde. Daß ein Beweis für ein leidenschaftliches Verhältniß zwischen Goethe und Minna und die Beziehung der „Wahlverwandtschaften“ darauf auch hier nicht erbracht sei, das hoffen wir klar gestellt zu haben.

III.

Bei Hermann Grimms feiner Auffassung sieht man jedem neuen Versuche des gewandten Darstellers, auf dem Gebiete der Dichtung und Kunst neues Licht zu verbreiten, mit gespannter Erwartung entgegen; steigern muß sich diese, wo ihm der Gegenstand desselben persönlich nahe liegt. So griffen wir denn mit hastiger Freude nach dem Novemberhefte der „Preußischen Jahrbücher“, das von seiner Hand einen Aufsatz bringt: „Goethe, Minna Herzlieb und Bettina Brentano.“*) Wir hofften besonders über Bettina

*) Verändert abgedruckt 1874 in seinen (ersten) „Fünfzehn Essays“.

neue Aufschlüsse zu erhalten, die wir so lange von Seiten der Familie erwarteten, fanden aber, einzelne geistreiche Gedanken abgerechnet, nichts, was die Sache wesentlich fördert, Bettinens Vertheidigung parteiisch gefärbt und unsere Erwartung, endlich die echten Briefe zu empfangen, bedauerlich getäuscht.

Grimms Hauptergebniß läuft darauf hinaus, daß bei dem Verhältnisse Goethes zu Minna ebensowenig wie bei dem zu Bettinen Leidenschaft mit in's Spiel gerathen sei, während wir väterliche Zuneigung in so hohem Grade dabei annehmen könnten, wie es uns nur immer genehm sei. Persönlich können wir damit sehr zufrieden sein, da dies nahezu ganz mit der von uns entwickelten Ansicht stimmt: aber, abgesehen von einigen Einzelheiten, in denen wir anderer Ansicht sind, ist der Weg, auf welchem er dazu gelangt, gar sonderbar: statt mit sicherer Klarheit zwischen den Parteien zu entscheiden, verwickelt er, in der Absicht, keinem Unrecht zu thun, die Sache erst recht, um sie dann in neuer Weise zu lösen. Nach Grimm fällt Stahrs Ansicht, was Minna anlangt, in den Bereich der Möglichkeit, stimmt aber nicht zu Goethes Charakter. In Folge dieser getrennten und doch nicht als solche streng durchgeführten Verhandlung gesteht er im ersten Theile einzelnes Stahr zu, was er im zweiten geradezu leugnet. Eine gewisse Stütze glaubt er in einer ungedruckten, ihm zufällig bekannt gewordenen Kunde zu finden, welche die Sache mit einem Schlage anders wende. Es entging ihm aber, daß dieselbe Mittheilung bereits in denselben „Preußischen Jahrbüchern" im Juniheft 1870 in einem Aufsatze von F. K. M(eyer): „Goethe, die Wahlverwandtschaften und Wilhelmine Herzlieb", in den wesentlichsten Punkten vollständig gegeben und von mir in einem ihm greichfalls unbekannt gebliebenen Artikel in diesem „Magazin" vom 23. Juli 1870 außführlich erörtert worden war.

Unter den von Minna Herzlieb ihrer Jugendfreundin Fräulein Allwine Frommann hinterlassenen Andenken befand sich eine vertrocknete Blume; auf das Papier, in welches diese gewickelt war, hatte Minna die Worte geschrieben: „Mit großem Bedacht und gewiß mit manchem schönen Gedanken im Innersten der Seele vom alten lieben theuern Herrn den 20. Juni 1807 im traulichen Kreise von wenig Menschen bei uns in der blauen Stube gepflückt". Daß bei

dem Datum ein Irrthum obwalte, ist von Grimm selbst bemerkt. Ich hatte im angeführten Artikel die Möglichkeit angedeutet, daß Minna den Juni mit dem Mai verwechselt habe. Eine andere Möglichkeit wäre, daß auf dem Papiere 1817 stünde oder etwa bei Minnas Abschrift von einem ältern zufällig ein Schreibfehler sich eingeschlichen hätte. Das Jahr 1817 würde dazu wohl passen. Hatte ja die von der Jagemann durchgesetzte Aufführung des „Hundes des Aubry“ Goethe bereits am 20. März dieses Jahres nach Jena getrieben, wohin er schon früher zu längerm Aufenthalte sich zu begeben gedachte, und er weilte dort den größten Theil des Sommers. Freilich war er am 10. Juni nach Weimar zurückgekehrt, wo eine Woche später die Vermählung seines Sohnes still gefeiert wurde. Aber am 20. konnte er schon wieder in Jena gewesen sein, von wo er den 23. an Voigt schrieb. Grimm meint, Minnas Ausdrücke „mit großem Bedacht“ und „im Innersten der Seele“ deuteten entschieden auf etwas hin, was nicht ausgesprochen werden sollte: aber dies scheint uns nicht nur an sich unberechtigt, sondern durch das zwischengesetzte, von ihm übergangene „gewiß mit manchem schönen Gedanken“ geradezu ausgeschlossen. Wie sollen wir uns überhaupt Goethes Abpflücken der Blume denken? Wir wissen, daß dieser in Gesellschaften oft still, seinen Gedanken nachhängend, saß, und der jüngere Frommann berichtet, man habe ihn, so oft er in seinem elterlichen Hause verstimmt dagesessen, ruhig sitzen lassen und, wenn auch mit einiger Beklommenheit, gewartet, bis er sich wieder zurechtgefunden. Dasselbe berichtet Stephan Schütze von den Abendgesellschaften der Schopenhauer. Ein ähnlicher Fall scheint auch hier vorzuliegen. Goethe verweilte vor einem am Fenster oder auf dem Tische stehenden Blumentopfe, ganz vertieft in botanische Gedanken, und brach dann endlich halb unwillkürlich eine Blume ab. Diese auffallende Szene machte auf Minna einen solchen Eindruck, daß sie die später von Goethe liegen gelassene Blume aufhob, und als theures Andenken bewahrte. Nach dieser Vermuthung (auf eine solche sind wir hier allein angewiesen, und wir geben sie ganz anspruchslos nur als solche) erklären sich wenigstens die Worte Minnas ungezwungen. Schon der Ausdruck „mit großem Bedacht“ und die Bezeichnung „des alten theuern Herrn“ dürften eigentliche

Liebesgedanken ausschließen. Eine Beziehung auf sie selbst konnte Minna auch schon deshalb im Abpflücken der Blume nicht sehen, weil Goethe sie ihr nicht übergab, und eine Hindeutung auf etwas, was nicht ausgesprochen werden sollte, liegt deshalb fern, weil sie in diesem Falle jede Erwähnung gemieden haben würde, daß Goethe unter besondern Gedanken die Blume gepflückt habe. Die Bemerkung dürfte Minna überhaupt wohl erst, als sie die Andenken ihrer Freundin übergab, nicht für ihre Erinnerung aufgeschrieben haben; nur das bestimmte Datum, daß Goethe am 20. Juni 1807 (?) sie gepflückt, hatte sie sich wohl gemerkt: wozu aber sollte sie noch eine Hindeutung hinzugefügt haben, die auf eine besondere Beziehung dieser abgepflückten Blume auf sie hätte führen können? Wann Goethe ihr die Landschaft in Sepia schenkte, wissen wir nicht; es kann dies ebenso wohl später als früher gewesen sein, und der Gegenstand derselben scheint doch keine Beziehung auf Minna zu haben, da man sonst nicht verfehlt haben würde, diesen Umstand hervorzuheben. Wenn endlich Minna das Sonett „Wachsthum" von Goethes Hand geschrieben besaß, so beweist dies nicht im geringsten, daß sie es von Goethe erhielt, selbst wenn dasselbe, wie wir glauben, nicht ohne Bezug auf Minna gedichtet wurde. Eine Bestätigung dieser Deutung finden wir außer dem gleichfalls auf sie gehenden, bestimmt durch sie veranlaßten Sonett „Epoche" in der Aeußerung Goethes an Zelter vom 15. Januar 1813: „Herrn Pfund [Minnas Verlobten] hab' ich gern und freundlich, obgleich nur kurze Zeit [in Weimar] gesehen. Er empfiehlt sich mir besonders durch seine Anhänglichkeit an dich. Seine Braut fing ich als Kind von acht Jahren an zu lieben und in ihrem sechzehnten liebte ich sie mehr wie billig." Stimmt dies nicht ganz zu jenem Sonett? Freilich, das sechzehnte Jahr trifft so wenig zu wie das achte, da Minna im Mai bereits achtzehn Jahre alt wurde und sie nicht vor ihrem neunten Jahre Goethe bekannt geworden sein kann. Dieser hielt sie merkwürdigerweise für zwei Jahre älter, als sie wirklich war. Von Goethe selbst scheint Minna das Sonett nicht erhalten zu haben; wenigstens sollte man denken, sie würde dies sonst auf demselben bemerkt haben. Auch der merkwürdige Umstand, daß der obere Theil des Blattes, der die Ueberschrift nebst den ersten vier Versen

enthielt, weggeschnitten ist, dürfte dagegen sprechen. Wir wissen, daß Goethe am 26. Dezember 1807 zur Erwiderung des Geschenkes, welches Frau Frommann ihm mit einer von ihr selbst gestickten prachtvollen Brieftasche gemacht hatte, dieser den größten Theil der in Jena gedichteten Sonette in seiner eigenen Abschrift als „alte Bekannte" schickte, wogegen er die Urschrift der Sonette „voll feuriger himmlischer Liebe," wie er sie nicht ohne Laune nennt, in dieser Brieftasche verwahrte. Daß er das Sonett „Wachsthum" allein vorher Minna geschenkt, ist höchst unwahrscheinlich, viel eher würde man dies von den beiden andern, ganz entschieden sich auf Minna beziehenden Sonetten, von denen eines gar ein Räthsel auf ihren Namen bildet, erwarten dürfen; und doch befand sich keines in Minnas Besitz. Selbst wenn wir annehmen müßten, daß Goethe später das Sonett Minna geschenkt hätte, würde man daraus nicht auf ein dauerndes leidenschaftliches Verhältniß des Dichters schließen dürfen. Wie aber? wenn Minna die von Goethe abgebrochene und im Hause ihrer Pflegeeltern liegen gelassene Blume aufhob und sich bewahrte, könnte sie auch nicht zufällig das Sonett gefunden haben? Wenn man mit solchen reellen Dingen etwas beweisen will, so muß man sich auch eine reelle, freilich nicht streng zu beweisende, aber immer mögliche, in sich nicht unwahrscheinliche Vermuthung gefallen lassen. Wie sollen wir es uns erklären, daß der Anfang des Sonetts abgeschnitten ist? Dies könnte entweder von Goethe selbst oder von Minna oder gar von einer dritten Hand geschehen sein, in welche es gelangte, ehe Minna es erhielt. Welchen Zweck hätte Goethe bei dem Abschneiden des Anfangs haben sollen? „Wie lautet die Ueberschrift?" fragt Grimm. In der Abschrift, welche Zelter bald darauf erhielt, heißt diese „Wachsende Neigung" und die Anfangszeilen weichen nicht ab. Wollten wir auch annehmen, der Anfang habe ursprünglich anders gelautet, daß er keinen von dem jetzigen wesentlich verschiedenen Inhalt gehabt haben könne, muß für jeden, welcher die folgenden zwölf Verse vergleicht, unzweifelhaft sein. Demnach konnten diese Verse unmöglich so anstößig sein, daß Goethe selbst zum Wegschneiden derselben veranlaßt worden wäre, vielmehr hätte das Folgende viel bedenklicher scheinen müssen, wo von heißem Liebestoben die Rede ist. Auch hätte ja

sein Geschenk durch diese Verstümmlung seinen Werth verloren. Derselbe Grund aber, welcher gegen die Annahme streitet, Goethe habe den unbedenklichen Anfang weggeschnitten, spricht gegen den andern, Minna oder ein Dritter habe dies gethan. Werden wir da nicht zu der Vermuthung gedrängt, ein äußerer Unfall habe das Wegschneiden des Anfangs veranlaßt? Konnte nicht Goethe in Frommanns Hause zufällig das Sonett aus seiner Brieftasche verloren und Minna es in beschmutztem oder zerissenem Zustande auf dem Boden gefunden und sich dadurch veranlaßt gesehen haben, den schadhaften Theil abzutrennen, um den unbeschädigten als theures Andenken aufzubewahren? Wir hören von Grimm, daß das Sonett die Unterschrift trägt: „D. 13. Dec. 1807. Mitternacht." Schon am 6. hatte Goethe ein allgemein gehaltenes Sonett eines liebenden Mädchens gedichtet. Am Morgen des 9., 11. und 13. war er mit Sonetten beschäftigt, wonach unseres, das er in der Nacht des 13. dichtete, nachdem er Mittags in größerer Gesellschaft bei Knebel gespeist hatte, zu den spätern gehört. Hier wagte er bereits Züge aus seinem Verhältnisse zu Minna zu benutzen, doch war das Ganze so allgemein gehalten, daß es nicht nothwendig auf sie bezogen werden mußte. Die von Grimm als möglich ausgegebene künstliche Deutung des Sonettes wird schon durch die dann unerklärliche Schlußwendung verboten. Selbst das Charadensonett deutet nur schalkhaft auf sie, nachdem Werner bereits das etwas plumpe gemacht hatte, das geradezu auf ihren Namen geht und mit dem Wunsche, sie zu küssen, endet. Nur in einem Sonette spricht Goethe entschieden den Eindruck aus, den Minna an dem Adventsabend auf ihn gemacht, aber auch dies Sonett verliert eigentlich allen realen Gehalt dadurch, daß es sich als eine Nachahmung Petrarcas darstellt, und so als eine poetische Huldigung erscheint. Es ist gerade der eigentliche Höhepunkt dieser Sonettendichtung, und wenn Goethe eines Minna hätte schicken wollen zur Andeutung seiner leidenschaftlichen Liebe, so wäre es dieses gewesen. Aber jede Spur, daß er ihr eines der in Jena gedichteten Sonette geschenkt, fehlt völlig. Er schickte von diesen „alten Bekannten," die er demnach in Jena vorgelesen haben muß, erst von Weimar aus eine Abschrift an Frau Frommann. Freilich schrieb Goethe auch von dort an Minna,

und sandte ihr ein Gedicht, was Grimm ganz übersehen haben muß, sonst hätte er es für seinen Zweck verwendet: aber freilich gerade dieses widerspricht der Annahme Stahrs, es habe eine geheime Verbindung zwischen Goethe und Minna bestanden. In dem Dankbriefe an Frau Frommann, welchen Goethe dem Gatten derselben mitgeben wollte, heißt es am Schlusse: „Unterstützen Sie meine Bitte an Minchen." Das kann sich offenbar nur auf einen Brief beziehen, in welchem Goethe eine Bitte an Minchen gestellt hatte, zeigt aber zugleich, daß dieser voraussetzte, Minchen werde seinen Brief ihrer Pflegemutter mittheilen. Daß das Sonett „Christgeschenk", wie ich vermuthet habe, eine Weihnachtsbescherung von Süßigkeiten an Minna begleitete, spricht so für sich selbst, daß dies kaum weiterer Begründung bedarf. Auch als Goethe vom 16. bis 18. Januar 1808 mit seiner Frau in Jena gewesen war, erhielt Minna aus seinem Hause eine Schachtel, welche Goethes Frau zur Besorgung Riemer übergab, der sie mit den schönsten Grüßen von ihr und Goethe absandte. Wahrscheinlich fehlte auch hier ein freundliches Wort des Dichters nicht. Demnach steht es freilich fest, daß Goethe an die junge liebenswürdige Freundin Gedichte Briefe und kleine Geschenke von Weimar aus sandte, aber nicht heimlich, sondern mit Vorwissen der Pflegemutter; ja er richtete auch Briefe an beide zugleich, die er unter dem Namen der Freundinnen zusammenfaßte.

Wenn Grimm weiter behauptet, Stahr sei vollständig berechtigt gewesen, den Bericht Boisserées, nach welchem Goethe in der Nacht des 5. October 1815 von seinem Verhältnisse zu Ottilien gesprochen, wie sie ihn so lieb gehabt und wie sie ihn unglücklich gemacht, so auszunutzen, wie er gethan, so glauben wir hiergegen doch im Namen jeder besonnenen Kritik Einspruch einlegen zu müssen. Wie konnte Goethe in dem Gespräche über „Die Wahlverwandtschaften" Minna, die Boisserée ganz unbekannt war, ohne weiteres mit dem Namen der Heldin des Romans bezeichnen? Freilich nahm Boisserée dies an und dachte an eine unglückliche Liebe, aber er selbst gesteht, Goethes Worte hätten ihm „ahnungsvoll räthselhaft" geklungen. Die Sache klärt sich leicht dadurch auf, daß Goethe, was Boisserée entging, seinen Roman einfach Ottilie, wie „Die natürliche Tochter"

Eugenie, zu nennen pflegte. Grimm gesteht auch im zweiten Theile seines Aufsatzes zu, daß Stahr diese Stelle falsch verstanden habe, aber seine eigene dort gegebene Deutung, Goethe habe unter Ottilien nur das endlich in Minna gefundene Urbild zu seiner Ottilie verstanden, geht ganz fehl: nicht die Darstellung Ottiliens und ihrer Leiden machte ihn unglücklich, sondern die lebhafte Erinnerung an seine eigenen mannigfachen Entsagungen, die ihn besonders auch bei Eduards Unglück und den tragischen Schicksalen aller Hauptpersonen ergreifen mußte, wie er dies mehrfach bestimmt ausgesprochen hat. Einen ganz ähnlichen Widerspruch gestattet Grimm sich darin, daß er Stahr zu Liebe behauptet, Goethe habe Haltung genug gehabt, seine Gefühle zu verheimlichen und Minna vor den Leuten gleichgültig zu behandeln, obgleich er mit ihr in einem leidenschaftlichen Verhältnisse gestanden, wogegen er im zweiten Theile gesteht, diesem sei es ganz unmöglich gewesen, gegen eine Natur wie Minna eine solche Rolle zu spielen. Hätte die Liebe Goethe so in ihre Wirbel gezogen, daß er sich rücksichtslos Minna hingegeben, ganz von ihr verschlungen worden, so hätte er sich unmöglich so ruhig, heiter und nach allen Seiten frisch theilnehmend zeigen können, wie wir ihn gerade zu Jena in den beiden letzten Monaten von 1807, auch gleich nach seiner Rückkehr in Weimar und weiterhin finden. Welche Gewalt eine ihn hinreißende Leidenschaft auf ihn übte, zeigt, früherer Verhältnisse nicht zu gedenken, sechzehn Jahre später die gewaltige Erschütterung, in welche den Greis die in der „Trilogie der Leidenschaft" dargestellte Liebe versetzte. Uebrigens habe ich keineswegs, wie Grimm behauptet, geradezu geleugnet, daß Goethe eine leidenschaftliche Regung für Minna empfunden, sondern entschieden die Möglichkeit bestehen lassen, daß er eine solche gleich im Anfang mit Gewalt unterdrückt; nur in den Sonetten konnte und kann ich noch immer keinen Ausdruck leidenschaftlicher Glut erkennen. Minna war ihm in der ganzen Herrlichkeit ihres Wesens am Mittage des 29. November aufgegangen, wo er in größerer Gesellschaft bei Frommanns speiste, aber die Gewalt leidenschaftlicher Neigung kämpfte er bald in sich nieder. Berichtet ja Riemer, dieser habe vom 29. an immer morgens ihm von der „Pandora" das diktirt, was er fertig

gehabt; erst die Ankunft von Zacharias Werner am 2. Dezember habe dieses Fortarbeiten gestört. Es waren dies dieselben Tage, wo er mit seiner Neigung im Streite lag, und es bleibt sehr die Frage, ob Goethe nach dem 29. noch fortarbeitete, oder das schon damals Ausgearbeitete mehrere Tage hintereinander diktirte. Dichtete er wirklich an diesen Tagen weiter, so daß er, wie er pflegte, das eben Konzipirte Riemer auf- und abgehend diktirte, so kann der Kampf unmöglich hart gewesen sein. Wenn Riemer die Sonette schon am 29. November beginnen läßt, so scheint ihn hierzu bloß die Erwähnung jenes Tages im Sonette „Epoche" verleitet zu haben. Das Sonett, dem er das bestimmte Datum des 6. Dezembers gibt, gehört zu den ungewandtesten, so daß es wohl das erste von allen sein dürfte. Schon hatte er den Sieg über seine Leidenschaft davongetragen, als er es wagte, in seinen Sonetten mit der Liebe zu spielen: aber längere Zeit dauerte es, ehe er so ganz sich wiedergefunden hatte und sich gegen jeden Rückfall gesichert fühlte, daß er Minna selbst, wenigstens in einzelnen persönlichen Andeutungen, in den Kreis seiner Sonette zu ziehen wagte. So fällt die kurze wirkliche leidenschaftliche Glut zu Minna ganz vor diese Sonette, und nichts kann verfehlter als die Annahme sein, Goethe habe sich noch mehrere Jahre später dadurch unglücklich gefühlt. Hettners Berufung auf die oben angeführte Stelle des Briefes an Zelter vom 15. Januar 1813 zum Beweise, daß Goethe sogar noch damals nicht ohne einige Erregung von Minna habe sprechen können, scheint uns zu übersehen, daß in der Aeußerung mehr leichter Humor als leidenschaftliche Erregung liegt. Dies ist unverkennbar, wenn man eine bis dahin, so viel ich weiß, noch nicht benutzte Stelle hinzunimmt. An seine und Minnas Freundin, die Malerin Luise Seidler, schreibt Goethe noch keine sechs Wochen später: „Grüßen Sie Minchen. Ich habe immer geglaubt, dieses Geistchen gehöre einem treuen Elemente an. Doch soll man sich überhaupt hüten, mit der ganzen Sippschaft zu scherzen." Luise Seidler wird dem Dichter die Lösung des Verlöbnisses von Minchen mit Pfund berichtet und sich darüber geäußert haben. Unmöglich hätte Goethe so scherzen können, wenn ihn die Liebe zu Minna noch unglücklich gemacht und er sich ihr gegenüber schuldig gefühlt hätte.

Nachdem Grimm im ersten Theile der stahrschen Auffassung eine gewisse Berechtigung in Bezug auf Minnas Wesen eingeräumt hat, wobei er doch auch schon bereits auf Goethes Charakter einige Rücksicht nimmt, soll der zweite ausführen, nach Goethes Charakter sei der von Stahr angenommene Lauf der Dinge in sich unmöglich. Die Unabhängigkeit der Dichtung der tragischen Katastrophe der „Wahlverwandtschaften“ von Minna behauptet er mit vollem Recht gegen Stahr; wir glauben die Sache in unserm zweiten Artikel ausführlich erwiesen haben. Dagegen meint er, als Goethe für seine dichterische Ottilie Leben gesucht, habe Minna dazu den Ausschlag gegeben; erst als diese ihm in vollem Reize ihrer natürlichen Erscheinung aufgegangen, sei ihm Ottilie zu einer festen, ihm selbstständig gegenüber stehenden Erscheinung geworden, wie er in Italien, als er nach Fleisch und Bein für seine Iphigenie gesucht, deren Umrisse nur schwankend in ihm gewesen seien, dies endlich in der Heiligen des Guercino gefunden. Dabei ist sonderbar übersehen, daß „Iphigenie“ längst in einer schon ein paarmal umgeschriebenen Fassung vorlag, ja bereits auf der Bühne gewirkt hatte, die jambische Vollendung, welche das Stück in Italien erhielt, keinen neuen wesentlichen Zug zum herrlichen Bilde der die Schuld der Vorfahren durch ihre Reinheit sühnenden Priesterin hinzuthat, der Dichter nur bemüht war, wie er das ganze Drama zu höherer Reinheit und Würde im Ausdruck erhob, so auch seine Priesterin kein Wort sagen zu lassen, das nicht jener heiligen Agathe würdig sei, deren Bild zu Bologna sich so mächtig in seine Seele geprägt hatte.

Etwas Aehnliches können wir aber von Minna in Bezug auf Ottilien nicht behaupten. Diese Ottilie ist, bei manchen einzelnen Uebereinstimmungen mit Minna, doch in vielen bedeutenden Zügen von ihr verschieden. So fehlen Ottilien völlig jeder Humor, der als eine Gabe Minnas bezeichnet wird, und jede innige Theilnahme am Leben; sie ist von Hause aus eine tragische Natur, die gleichsam den Schatten des grausen Schicksals, dem sie geweiht ist, vor sich her wirft. Statt aller eingehenden Beweise lesen wir bei Grimm nur den Ausdruck seiner Ueberzeugung: „So zweifellos ist meinem Gefühle nach Minna Herzlieb der wilde Stamm, an dem

Goethe das Senkreis seiner Ottilie zur Blüthe brachte, wie Bettina Brentano und Charlottens Tochter Luciane ein und derselben Wurzel entstammten", womit er sich den Uebergang zu Bettinen bahnt. Welcher Wurzel aber entstammen die Charaktere selbsterfundener Dichtungen? fragen wir. Entwickeln sie sich nicht alle organisch aus dem dichterischen Keime? Wären bei Ottilien die Eigenschaften, welche ihr Wesen gründen, rein aus Minnas Bilde geflossen, das ihn zufällig ergriffen hatte, so wäre es doch ein eigener Zufall, wenn dieses den Anforderungen des Romans als eines dichterischen Kunstwerks entsprochen hätte. Goethe hatte den Grundstoff der Dichtung, die so unglücklich sich entwickelnden Wahlverwandtschaften, längst in sich getragen und ihn in sich ausgebildet; mit ihm waren ihm die Grundzüge der Hauptpersonen, besonders Ottiliens, Charlottens und Eduards, gegeben. Und er sagt uns ja selbst, im Dezember 1770 habe das Bild und der Name der Heiligen auf dem elsässischen Odilienberg sich so tief bei ihm eingeprägt, und er habe es seit jener Zeit mit sich herumgetragen, bis er endlich eine seiner zwar spätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausgestattet, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen worden sei.*) Soll diese Außerung, welche Goethe drei Jahre nach Vollendung der „Wahlverwandtschaften" schrieb, etwa ohne weiteres verworfen werden einer selbstbeliebigen Vermuthung zu Ehren, die mit ihr in Widerspruch tritt? Denn wenn bei Ottilien jenes in Goethes Seele versenkte Bild der elsässischen Heiligen vorschwebte, so konnte er die Grundzüge derselben eben nicht von Minna hernehmen, es bedurfte Minnas nicht, um dasselbe zu einer lebendigen Gestalt zu beseelen. Daß er zur Ausführung dieser ihm länger vorschwebenden Erzählung noch nicht gekommen war, lag nicht am Mangel eines Modells zu seiner „seltsam unglücklichen Heiligen", sondern eben daran, daß der Plan, da ihn so manches andere beschäftigte und drängte, er insonderheit mit andern Erzählungen sich trug, die, wie auch die Geschichte von Ottiliens Entsagung, den „Wanderjahren" einverleibt werden sollten, sich noch

*) In Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" heißt Ferdinands ungemein reizende Geliebte, „eine Zierde der Gesellschaft", gleichfalls Ottilie.

nicht lebendig in ihm entwickelt hatte. Und wie konnte Grimm übersehen, daß, hätte Goethe wirklich in Minna endlich das langersehnte Urbild zu Ottilien gefunden, auch der Roman dadurch mit einemmale zur vollen Gestaltung hätte gelangen müssen. Aber erst während des Aufenthaltes in Karlsbad im nächsten Sommer kam er dazu, den Plan bloß des ersten Theils des Romans zu entwerfen, in Karlsbad, wo er im vorigen Jahre noch an andern Erzählungen zu den „Wanderjahren" gearbeitet hatte; der dichterische Trieb war aber so wenig leidenschaftlich, daß er „Die Wahlverwandtschaften" bald ganz liegen ließ; erst im folgenden April kehrte er zu ihnen zurück und führte sie dann in der jenaischen Einsamkeit, die von jeher seine dichterische Thätigkeit so sehr begünstigt hatte, in raschem Flusse aus. Gerade die Entsagung, welche er seiner Leidenschaft für Minna aufgelegt hatte, war sein Sporn zur endlichen Ausführung gewesen, wenn wir auch immer zugeben können, daß zu Karlsbad die Erinnerung an Minna und seine Entsagung eine Mitveranlassung gewesen, den Roman vorzunehmen; doch war diese so wenig nachhaltig und leidenschaftlich, daß er die Dichtung bald bei Seite legte.

Wie ganz anders war es einst bei „Werthers Leiden" gewesen, die aus der Theilnahme an der von ihm geliebten Mutter Bettinens, deren Unglück er vor sich sah, so reiche Nahrung sogen, daß sie in wenigen Wochen vollendet wurden! Und ähnlich war es mit „Stella". Wir gönnen jeder geistreich Thatsachen verknüpfenden und aus ihnen sich herausbildenden Vermuthung ihr Recht, aber mit der feststehenden Ueberlieferung darf sie nie und nimmer in Widerspruch treten. Dies ist eben bei Grimms Auffassung der Fall, die vollständig übersieht, daß bei Ottilien nach Goethes eigenem Berichte jene elsässiche Heilige vorschwebt, von welcher sie den Namen führt, und daß der Eindruck, den Minna auf den Dichter machte, keineswegs so bedeutend für die Vollendung des Romans gewesen sein kann, weil dieser sonst die Dichtung viel rascher gefördert haben müßte. Grimm aber versteigt sich gar zur Vermuthung, der Gegensatz der Naturen Minnas und Bettinens, den er treffend ausführt, sei vielleicht das Entscheidende für die äußere Gestaltung der „Wahlverwandtschaften" gewesen, da er sich beiden Mädchen

zu gleicher Zeit hingegeben. Als ob Luciane irgend so bedeutend für das Ganze hervorträte, und diese ihn zur Ausführung der so lange ihm im Geiste schwebenden Dichtung hätte veranlassen können. Luciane kommt auch erst im zweiten Theile des Romans vor, zu welchem der Plan nicht vor 1809 entworfen wurde. Und worin anders liegt denn die Aehnlichkeit Lucianens mit Bettinen als in ihrer wirbelhaften, wilden, muthwillig tollen Natur, während sonst beide grundverschiedene Wesen sind, die eine ein Naturkind, die andere eine Tochter der Welt? Wer könnte die schwärmerisch bis zu halbem Wahnsinn hingerissene, von ihrer Einbildungskraft himmelhoch getriebene, feurig glühende, gleichsam mit ihrem Herzen denkende Bettine mit der durchaus äußerlichen, für das Scheinwesen der vornehmen Welt geborenen, selbstsüchtigen, innerlich flachen Luciane für dieselbe Person halten mögen? Ihr Bild ergab sich Goethe mit künstlerischer Nothwendigkeit als gerader Gegensatz zu seiner Ottilie, und wenn er zu ihr einige Züge Bettinens so glücklich herausgriff und frisch belebte, daß deren nähere Bekannte darin ihr Bild erkannten, so spricht dies eben nur dafür, daß er diese Züge von Bettinen entnommen, nicht daß diese das Urbild seiner Luciane gewesen. Und nicht anders verhält es sich mit den freilich bedeutendern Zügen, welche seine Ottilie mit Minna theilt. Die Aehnlichkeit war so wenig auffallend, daß Minnas Bekannte sie gar nicht in dieser entdeckten, was erst der neuesten Zeit aufbehalten war, deren Bestreben, persönliche Züge herauszufinden, an sich freilich berechtigt ist, aber sich stets der in den Thatsachen gegebenen äußern Schranken bewußt bleiben sollte. Uebrigens entgeht Grimm auch, daß zu derselben Zeit, in welcher Goethe so lebhaften Antheil an Minna und Bettinen nahm, er nicht weniger herzlich der heitern Pauline Gotter zugethan war, was ich S. 247 ausgeführt habe. Gegen die sonderbare Annahme, der Dichter könne seine Sonette in jener Zeit zwischen beiden Mädchen getheilt, sie könnten, wie seine Neigung, ihnen beiden gehört haben, ist zu bemerken, daß einzelne derselben mit Beziehung auf Minna gedichtet sind, was von keinem einzigen in Bezug auf Bettinen zu erweisen steht, vielmehr das Gegentheil. Auch Pauline Gotter las er seine Sonette vor, während er sie Bettinen, die sich an ihn herangedrängt und

einen Briefwechsel mit ihm angeknüpft hatte, brieflich übersandte; ja die meisten Sonette waren so rein dichterische Erzeugnisse, griffen so wenig in das Geheimniß einer glühenden Liebe, daß er nicht allein sie an Zelter sandte, sondern auch sie gleich zu veröffentlichen gedachte.

Am Schlusse seines Aufsatzes übernimmt Grimm die Vertheidigung der durch Freundschaft und innige Familienbeziehung mit ihm verbundenen Bettina, wobei er freilich den Parteistandpunkt nicht verleugnen kann. Das Sonett „Wachsthum" gab Bettina in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" nach dem Briefe Goethes vom 4. Mai 1808, mit der Ueberschrift: „Sonett im Brief an Goethes Mutter eingelegt". Grimm fragt, ob Bettina die Sendung nicht so habe auffassen dürfen, daß das Gedicht für sie beigelegt worden. Gewiß nicht, wenn Goethe in seinem Briefe an die Mutter dies nicht ausdrücklich bemerkte. Lesen wir nun gar: „Warum aber, wenn Goethe Minna Herzlieb jenes Sonett ‚Wachsthum' in einer Weise schenkte, daß sie, an die es ursprünglich nicht gerichtet war, mit vollem Rechte, es ihr Leben lang als an sie gerichtet ansah, sollte er es Bettinen nicht zu gleichem Irrthum geschenkt haben?" so war Bettina hier vorsichtiger als ihr Anwalt; denn daß es nicht an sie gerichtet sein könne, zeigt es selbst ja so deutlich, wie man nur wünschen kann, da Goethe doch nicht sagen konnte, daß er mit ihr, als sie noch klein war, auf das Feld gegangen, daß er sie später, als sie heranwuchs, mit dem Verlangen, eine solche Schwester zu besitzen, angeschaut, sie aber neulich, wo sie in ihrer vollen Entwicklung ihm entgegengetreten, ihn zu heißer Liebe hingerissen, weil er sie eben vor dem Jahre 1807 gar nicht gesehen hatte. Daß der Vordersatz nicht richtig sei, haben wir gesehen. Wie aber Grimm mit Goethes ehrenhaftem Charakter die Annahme reimen kann, dieser habe jedes der beiden Mädchen zu dem Glauben verleiten wollen, daß er das Sonett für sie gedichtet, wonach sie es als leidenschaftliche Liebeserklärung hätten fassen müssen, das ist uns unverständlich. Weiter fragt er: „Warum sollte Goethe ihr nicht ebenso jene Charade gesandt haben, deren Auflösung freilich ‚Herzlieb' war, ohne ihr die Auflösung jedoch mitzutheilen?" Die Möglichkeit der Uebersendung leugnen auch wir nicht, aber wohl, daß Goethe mit diesem Gedichte einen

Brief vom August 1808 begonnen und dadurch zu verstehen gegeben habe, dasselbe sei an sie gerichtet. Daß sie wirklich das Sonett „Mächtiges Ueberraschen" besessen, steht freilich fest, aber es war auf einem besondern Blatte geschrieben, stand nicht mit dem Sonett „Abschied" vor einem Briefe vom 7. August 1807, da beide erst im Dezember desselben Jahres gedichtet sind. „Das allerdings ist zweifellos", gesteht Grimm selbst zu, „daß sie bei der Herausgabe zu ihren frühern Briefen andere später hinzudichtete [sowie ältere mit Zusätzen versah], welche den Anschein erweckten, als seien Verse Goethes direkt nach ihren Worten geschmiedet worden." Damit ist Bettina denn absichtlicher Täuschung überführt, wenn sie auch der Tragweite dieses ihrer Eitelkeit schmeichelnden Truges sich nicht bewußt sein mochte. Sonderbar meint Grimm, Goethe habe dazu vielleicht selbst den Anstoß gegeben. Bettinens Brief an Goethe vom 15. Mai 1807 hat Grimm freilich in der Urschrift gesehen, aber diese trägt das Datum des 15. Juni, und der Brief ist nicht, wie es im „Briefwechsel mit einem Kinde" der Fall, ihr erster Brief an diesen; auch weicht der gedruckte allerdings von diesem ab, dagegen stimmt er in den bei Grimms beabsichtigtem Beweise entscheidenden Worten. Nach diesen Worten hätte Goethe sie bei ihrem Besuche angeredet: „Mein Kind! mein artig gut Mädchen! liebes Herz!" Wenn nun im Sonett „Sie kann nicht enden", das in den Dezember desselben Jahres fällt, das liebende Mädchen sagt, es habe sie entzückt, mündlich von ihm die Anrede zu hören:

Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Wesen,

so muß Grimm meinen, Goethe habe diese Anrede aus Bettinens Brief genommen und dadurch Bettinen zu einer gleichen Benutzung seiner Sonette in ihren Briefen veranlaßt. Aber sind denn die beiden Anreden der Geliebten so ganz gleich und liegt nicht die wirkliche Aehnlichkeit in der Sache begründet? Sollte denn etwa Goethe jenen Brief Bettinens nach einem halben Jahre noch so gut im Gedächtniß gehabt haben, daß er ihn bei seinem Sonette benutzte? Dies scheint Bettina selbst nicht geglaubt zu haben, da sie später einen andern Brief an Goethe erdichtete, aus dem dieser jenes Sonett herausgefingert habe. Wenn von den andern Sonetten, in welchen

Goethe das liebende Mädchen sprechen läßt, keine Spur von einem echten zu Grunde liegenden Briefe Bettinens sich findet, so dürfte auch hier Grimms Annahme, Goethe habe sich jenes Briefes zu seinem Sonette bedient, um so weniger zu billigen sein, als dieser einer solchen Beihülfe zur Erfindung und zum Ausdruck dieser Situation nicht bedurfte.

Grimm erklärt es für unrichtig, daß man Goethes damaliges Verhältniß zu Bettinen so auffasse, als habe dieser ihre Liebe nur geduldet, sich ablehnend dagegen verhalten, während er in Wirklichkeit alle ihre Anhänglichkeiten erwiedert und ihre Briefe herausgefordert habe. Wir dürfen uns dagegen auf das Zeugniß Riemers berufen, Bettina selbst habe bei ihrem zweiten Besuche in Weimar, am 10. November 1807, sich bei ihm darüber beklagt, daß Goethe so wunderlich und sonderbar sich gegen sie zeige, dieser selbst sich bei ihm nur als Bewunderer ihres geistreichen, aber auch barocken Wesens erklärt. Freilich hat Grimm darin Recht, daß es in Goethes Charakter lag, eine überraschend neue Natur zur Entfaltung eher zu reizen als sie zurückzuhalten, aber Bettina war so exzentrisch, daß sie Goethe wirklich unbequem wurde und er mit aller Freundlichkeit suchen mußte, ihr Enthusiasmusfieber nur nicht noch stärker aufzuregen, sondern es zu beschwichtigen. Er hatte mit ihr alle mögliche Nachsicht, erkannte aber wohl, daß er nichts weniger als sie reizen und sie in ihrer tollen Liebeskomödie bestärken dürfe. Warum aber säumen diejenigen, denen es am Herzen liegen muß, Bettinens Andenken möglichst von allem Verdacht zu reinigen, den echten Briefwechsel endlich der Welt vorzulegen? Die Sache steht eben sehr bedenklich. Wir hören, daß Grimm selbst gleich nach dem Angriff von Lewes den handschriftlichen Briefwechsel mit Goethe von Bettinen auf einen Nachmittag erhielt, um sich zu überzeugen, wie grundlos die gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen seien, doch sei es nur ein Theil der gedruckten Briefe gewesen; die übrigen müßten verloren gegangen sein oder nie existirt haben. Die wirklichen von ihm gesehenen hat er genau mit dem Drucke verglichen, wo sich denn ergab, daß sie sowohl im Inhalte als im Datum von diesem abwichen. Warum aber versäumt er durch Mittheilung seiner Vergleichung oder vielmehr durch einen

Abdruck der wirklich von ihm gelesenen Briefe den wahren Stand der Dinge darzulegen, warum weist er, statt diesen einfachen und sichern Weg einzuschlagen, uns darauf hin, wir sollten „an der Hand des seitdem publizirten Materials die echte Korrespondenz auf eigene Hand herstellen", was wir, gegenüber seiner Behauptung, dies dürfte nicht schwer fallen, geradezu für unmöglich erklären müssen.

Grimm geht so weit zu behaupten, nur der einzige Vorwurf treffe Bettinen, daß sie später, wie wir schon längst durch Varnhagen wußten, an ihre freie Schöpfung von Goethes „Briefwechsel mit einem Kinde" als an eine Reihe durchaus wahrer Thatsachen geglaubt habe. Aber gerade dies dürfte am wenigsten als Vorwurf gegen sie gelten dürfen; denn sie war darin wie in so manchem andern damals völlig unzurechnungsfähig, da jener Glaube eben ein Wahn ihrer Einbildung war, dem sie sich nicht entziehen konnte. Dagegen können wir ihr den Vorwurf nicht ersparen, daß sie Goethes und ihre eigenen Briefe willkürlich geändert und vieles ganz erfunden hat, mit der Absicht, daß die Welt diese Briefe für durchaus echte halte. Höchst wunderlich ist Grimms Aufstellung, erst nach der Erscheinung des „Briefwechsels mit einem Kinde" habe man an die Herausgabe von Briefen den Anspruch erhoben, daß sie durchaus unverfälscht seien; denn ein anderer Sinn kann doch unmöglich in seinen Worten liegen: „Als später denn die Welt andere Ansprüche an die Herausgabe von Briefwechseln stellte." So weit läßt sich der geistreiche Anwalt einer schlechten Sache verleiten! Also vor dem Jahre 1834 hätte man an die Herausgabe wirklicher Briefwechsel nicht die Forderung gestellt, sie müßten unverfälscht, nicht überarbeitet, das Datum nicht willkürlich verändert, die Reihenfolge der Briefe nicht verwirrt, nicht ganze Briefe zugedichtet, nicht zu den wirklich geschriebenen die entstellendsten Zusätze gemacht, nicht Personennamen vertauscht, kurz, die vorhandenen Briefe nicht zur bloßen Unterlage eines völlig phantastischen Gebäudes der eigenthümlichsten, launenhaftesten Einbildung mißbraucht werden. Bettina gab die Briefe unter dem Scheine, daß sie wirklich in dieser Weise zwischen ihr und Goethe gewechselt seien; denn sie selbst nannte sich unter der Zueignung an den Fürsten Pückler,

und in der Vorrede spricht sie von den Briefen so, daß man glauben muß, sie habe sie nur geordnet, und der Rath des Faktors Klein, dessen sie gedenkt, deutet darauf, daß sie eben in den Briefen nichts geändert habe, was gerade dem Buche seinen Werthe gebe. Und alle Welt nahm sie so auf. Die berühmte Beurtheilung Meusebachs hielt sich deshalb auch allein an die Frage der geschichtlichen Wahrheit. Bettina hütete sich, über diesen Punkt Aufschluß zu geben; sie freute sich, daß der Welt die Briefe, in welchen sie sich selbst nicht weniger als ihren Abgott verherrlicht hatte, für echt galten, und das Urtheil über Goethes wirkliches Verhältniß zu ihr nachhaltig zu ihren Gunsten trübten. Die Fälschung selbst hat Bettina in ihrer Weise schlau berechnet. Die Kühnheit, mit der sie vorschritt und endlich sogar wagte, Goethes Sonette als Plagiate an ihren Briefen darzustellen, wuchs immer mehr, und so schritt ihre Eitelkeit, die sich hier ihren Triumph bereitete, immer schrankenloser vor, ohne zu bedenken, wie leicht es sei, das sorglos gesponnene Truggewebe aufzulösen. Treue und Wahrheit hat Bettina nie gekannt; sie lebte eben nur in der Einbildung und der Eitelkeit ihrer sich in den größten Geistern der Zeit gern bespiegelnden Natur; selbst ihr Herz stand nur im Dienste ihrer gefallsüchtigen Einbildung. Das Trugspiel ihres gedruckten Briefswechsels habe ich mehrfach, zuerst in meinen „Frauenbilden“ (1852), dann in der „Allgemeinen“ und in der „Kölnischen Zeitung“ aufgedeckt, zu ihrem ausgesprochenen Aerger, da sie selbst zuletzt an das Evangelium ihres „Briefwechsels mit einem Kinde“ glaubte, endlich ihr wunderliches Wesen in dem Aufsatze „Bettina und Varnhagen“ im „Bremer Sonntagsblatt“ 1865 Nr. 28 aufgezeigt.*) Eine neue Beleuchtung giebt ihr eben erschienener Briefwechsel mit dem Fürsten Pückler, worin sich auch manche Aeußerungen über den „Briefwechsel mit einem Kinde“ bei denen man bald an eine bloße Ordnung und Durchsicht ihrer Jugendbriefe bald an eine freie Bearbeitung denken muß. Grimm meint, niemand sei im Stande gewesen, den „Briefwechsel mit einem Kinde“ kritisch zu behandeln; vollständig freilich nicht, aber doch konnte man leicht durch Vergleichung feststehender Thatsachen,

*) Derselbe findet sich am Ende dieser Abhandlung.

Bettinens tolles Umspringen mit der Wahrheit enthüllen. Jetzt wäre es endlich Zeit, daß die Familie der Wahrheit die Ehre gäbe. Freilich muß die Sache seltsam bestellt sein, wenn Bettinens Schwiegersohn selbst gesteht, daß ihm die Briefe seit jenem Nachmittage, an welchem ihm Bettina einen Theil derselben zur Durchsicht gab, „nicht wieder zugänglich gewesen": aber seine Vergleichung mit dem Drucke sollte er doch nicht länger zurückhalten, da sie das Urtheil über Bettinens Verhältniß zu Goethe fester bestimmen würde.*) Wenn er darauf Gewicht legt, daß Bettina sich immer Goethes Kind genannt habe, so übersieht er, daß Goethe ihr, wie allen jungen Mädchen, denen er herzlich zugethan war, diesen freund-

*) Späterer Zusatz. Den Abdruck der wenigen noch vorhandenen Briefe, so weit die Familie diesen gestattete, wurde mit großer Sorgfalt sechs Jahre später von Herrn von Loeper besorgt. Wir erhielten aber bloß den ersten Brief Bettinens vom 15. Juni 1807 und vierzehn von Goethe. Und nur drei der letztern lagen in der Urschrift vor, die übrigen, sowie Bettinens Brief nur in Abschriften, welche diese selbst im Mai 1858 anfertigen ließ, um damit die Angriffe auf die Glaubwürdigkeit ihres Briefwechsels zurückzuweisen, obgleich gerade diese Abschriften zeigen, wie frei sie mit den Briefen umgegangen. Dabei könnte man noch immer argwöhnen, obgleich selbst die Adresse, die Art des Verschlusses und was von Goethes, was von des Schreibers Hand herrührt, angegeben ist, einzelnes sei unterdrückt, was wir aber nicht glauben. Bemerkenswerth ist, daß Briefe des Jahres 1808 ganz, mit Ausnahme der Unterschrift G., von einer andern Hand (wohl Riemers), die übrigen, mit Ausnahme des größten Theils des Briefes vom 11. September 1809 eigenhändig sind. Höchst seltsam erscheint es, daß von den Briefen Bettinens vom 18. Juli [im „Briefwechsel" vom 20. Juni] 1808 und vom 16 Juni 1809 der Herausgeber nur den Anfang vergleichen durfte, was doch sonderbare Gedanken, auch den Verdacht erregt, daß noch andere Briefe Bettinens erhalten sind, die seiner Einsicht völlig entzogen worden. Ohne hier auf die weitern Bemerkungen des Herausgebers über Bettinens Verfahren einzugehen, sei bemerkt, daß dieser auf Wilhelm Grimms Aeußerung: „Mehrere Briefe hat Goethe in Gedichte übersetzt, wie er selbst scherzhaft sagt", einen Werth legt, den sie gar nicht besitzt. Wie konnte er übersehen, daß Wilhelm Grimm, der in seiner Arglosigkeit nicht auf den Verdacht einer Fälschung seiner Freundin gerieth, nicht Goethes Briefe in der Urschrift, sondern bloß die Handschrift des von Bettina zurecht gemachten „Briefwechsels mit einem Kinde" vorlag, und gerade diese Aeußerung ohne allen Zweifel zu Bettinens gewissenlosen, wenn wir Hermann Grimm und von Loeper glauben sollen, bloß aus künstlerischen Rücksichten gemachten Fälschungen gehört!

lichen Namen gab, wie Minna und Pauline Gotter. Uebrigens bedarf es zum Beweise, daß auch Minna Briefe von Goethe erhalten habe, nicht der Hindeutung auf Goethes Briefe an Bettinen, da wir davon sonst unterrichtet sind; auch würde dies nichts beweisen können, da das Verhältniß des Dichters zu Bettinen, die selbst zu ihm gereist war, sich ihm aufgedrungen, selbst an ihn geschrieben hatte, ganz anderer Art war. Wenn Fräulein Allwina Frommann Minnas Angabe, sie habe Briefe und Gedichte Goethes verbrannt, bezweifelt, so ist sie dazu ohne Zweifel durch ihre nähere Kenntniß derselben berechtigt. Und warum sollte Minna diese verbrannt, aber andere Andenken an Goethe aufbewahrt haben? Viel näher liegt die Annahme, daß diese ihr verkommen waren, mochte sie nun keinen besondern Werth darauf legen oder der Zufall bei ihrem mannigfachen Ortswechsel es gewollt haben. Fest steht die Thatsache, daß Goethe wenigstens einen Brief ihr sandte und höchst wahrscheinlich ist, daß das Gedicht „Christgeschenk" eine wirkliche Bescheerung an sie begleitete: aber diese Sendungen erfolgten mit Wissen ihrer Pflegemutter, und sie bezogen sich nicht auf ein geheimes Liebesverhältniß, wie man uns hat glauben machen wollen, sondern waren ganz unschuldiger Natur.

IV.

Die beiden ersten Artikel waren vor dem Erscheinen der Schrift „Das Frommannsche Haus und seine Freunde. Von F. J. Frommann" geschrieben, deren Vorrede vom 9. September 1870 datirt ist; die zweite vermehrte Ausgabe folgte zwei Jahre später. Der höchst verdiente Buchhändler Johann Friedrich Frommann hat hier aus den Familienpapieren und seiner Erinnerung ein getreues Bild seiner Eltern und ihres schönen Familienlebens entworfen, dem wir auch da, wo es sich nicht auf urkundliche Belege stützt, den vollsten Glauben schenken müssen. Er war in alle Verhältnisse seiner Eltern eingeweiht, die keinen Rückhalt vor ihm kannten, und selbst ein guter Beobachter. Von ihm stammten auch Stahrs Angaben über Minna Herzlieb, die aber nicht zur Benutzung in einer in die weitesten Kreise dringenden Monatsschrift, sondern für dessen

neue Ausgabe von „Goethes Frauengestalten" gegeben waren. In Westermanns „Monatsheften" sprach Frommann nicht allein seinen Unmuth über diesen Mißbrauch aus, er erklärte auch, Stahrs Darstellung des Lebensganges von Minna Herzlieb, besonders ihrer Beziehungen zu Goethe, laufe der Wahrheit zuwider, wesentlich richtig sei das Verhältniß von mir aufgefaßt. Bei Frommann findet sich fast alles, was über Minna thatsächlich feststeht, nur die an Allwina Frommann hinterlassenen Geschenke (S. 250 ff.) und einige Briefstellen werden nicht erwähnt. Im Jahre 1874 erhielten wir weitere Berichte über sie in den von Uhde herausgegebenen „Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler". Die Jugendfreundin Minnas, die 1866 starb, hatte sie im höchsten Alter diktirt; sie zeugen aber von einer seltenen Frische der Erinnerung.*) Sie gedenkt „des schönen und anmuthreichen Minchen Herzlieb, mit einem artigen Wortspiel meistens Minna Herzlieb (Minne, Herz, Lieb) genannt," als der Pflegetochter von Frau Frommann. „Minna war die lieblichste aller jungfräulichen Rosen, mit kindlichen Zügen, mit großen, dunkeln Augen, die, mehr sanft und freundlich als feurig, jeden herzig unschuldsvoll anblickten und bezaubern mußten. Die Flechten glänzend rabenschwarz, das anmuthige Gesicht vom warmen Hauche eines frischen Kolorits belebt, die Gestalt schlank und biegsam, vom schönsten Ebenmaß, edel und graziös in allen Bewegungen: so steht Minna Herzlieb noch heute vor meinem Gedächtniß. Ihr Anzug war stets einfach, aber geschmackvoll; sie liebte schlichte weiße Kleider. Gewöhnlich trug sie auch beim Ausgehen keinen Hut, sondern nur ein kleines Knüpftüchelchen, unter dem Kinn zugebunden. Und wie herzgewinnend war sie mit der Musik ihrer Stimme, dem melodischen Organ! Wie völlig gleich der goetheschen Ottilie. Ihr Gesang war nicht bedeutend, aber, im Einklang mit ihrer ganzen Erscheinung, einfach anmuthig. Sie sang Goethes von Reichardt komponirte Lieder zum Klavier oder zur Guitarre, oft zweistimmig mit Frau Frommann. Es konnte nicht fehlen, daß die herrlich zur Jungfrau gereifte Minna im frommannschen Hause bald der Gegenstand zahlreicher Huldigungen war. Bei aller Aufmerksamkeit jedoch, welche man ihr bewies, blieb ihr Auftreten anspruchslos, bescheiden, natürlich, heiter, oft neckisch. Alles Hervor-

treten war ihr zuwider; sie war eine innerliche Natur und stets blieb ihr Augenmerk darauf gerichtet, wie sie sich durch Schönes und Edles, das in ihrem Gesichtskreis trat, weiter fortbilden könne. Bei aller Unbefangenheit indessen, mit der sie sich andern mitteilte, verschloß sie dennoch ihr tiefstes Innere; ganz in dasselbe einzublicken mochte kaum irgend jemand gelingen. Für Goethe, den ältern Mann, den berühmten Dichter, der sie der freundlichsten und zartesten Aufmerksamkeit würdigte, empfand sie eine tiefe Verehrung; allein daß diese sich zur Leidenschaft gesteigert habe, wie einige nach dem Erscheinen der Sonette [1814], namentlich der vielberufenen Charade [1827] muthmaßen wollten,*) wurde von allen, die Minchen kannten, in Abrede gestellt. Sie nannte Goethe ihr ganzes Leben lang nur ‚den lieben alten Herrn'. Wenn ich sagte, Minna Herzlieb habe Goethe als Urbild zu seiner Ottilie in den ‚Wahlverwandtschaften' vorgeschwebt, so soll das nicht heißen, der Dichter habe wie ein mittelmäßiger Maler lediglich nach dem Modell gearbeitet. Minna Herzlieb und Goethes Ottilie haben wohl viele Züge mit einander gemein, allein der Dichter hat an frei erfundenen Verhältnissen und Situationen den Charakter der Ottilie weiter entwickelt. Der weibliche weiche, hingebende Grundzug dieser Gestalt, dessen wohlthuendes, aufopferndes Walten für andere jeglicher Selbstsucht entkleidet ist, war auch Minchen Herzlieb eigen."

Was Frommann, mit dem dieser Bericht der Seidler übereinstimmt, über Minna Herzlieb sagt, ist durchaus zuverlässig, jede widersprechende Annahme unberechtigt. Und doch hat August Hesse in dem 1878 in Virchows und von Holtzendorffs „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" erschienenen Hefte „Minchen Herzlieb. Erläuternde Bemerkungen zu Goethes Wahlverwandtschaften und Sonetten" in das, was Frommann über seiner Mutter Verhältniß zu Minna sagt, Zweifel gesetzt; auch hat er wunderliche Sachen zu ihren und Goethes Ungunsten aus ihren brieflichen Aeußerungen herausgebracht. Die ganze Schrift ist ein Gewebe willkürlicher, meist auf vollem Mißverständnisse oder Un-

*) Die Greisin scheint sich zu irren, wenn sie die „Muthmaßung" schon so frühe setzt. Erst gegen die vierziger Jahre dürfte eine solche aufgetaucht sein.

kenntniß beruhenden Behauptungen. Leider fordert die Wahrheit, daß wir Hesses seltsame Irrgänge verfolgen, besonders da die Art ihrer Veröffentlichung in weitern Kreisen das Urtheil irre zu führen droht; denn wie wenige nehmen sich die Mühe, solche mit größtem Selbstbewußtsein ausgesprochene Behauptungen gründlich zu prüfen!

„Die Beziehungen zwischen Goethe und Minna Herzlieb", lesen wir S. 14, „entwickelten sich nach des erstern Rückkehr von Karlsbad im Jahre 1806. Er war zu dieser Zeit, wie die Briefe der Frau Frommann vom 20. und 29. August 1806 ergeben, häufig in dem Frommannschen Hause und beschäftigte sich viel mit Minchen, deren Zeichnungen hervorgeholt werden mußten. . . . Goethe ließ an diesen Abenden, seine Stellung als Minister ganz vergessend, sich so herzlich und gemüthlich gehen, sprühete wie ein Edelstein, im Lichte gedreht, die prächtigsten Farben nach allen Richtungen spielt, so im Glanze seines Genius, daß man sich unwillkürlich fragt: wem galt das Aufleuchten, wer hat es hervorgerufen, wem wollte er gefallen?" Wir bemerken zunächst, daß Hesse sich durch einen Druckfehler hat irren lassen; denn wenn es bei Frommann heißt, Goethes Besuche seien bei Goethes längerm Besuche im Winter 1806/1807, wo Minna im neunzehnten Jahre gestanden, häufig gewesen, so muß es offenbar 1807/1808 heißen. Goethe war nach der Mitte August 1807 nach Jena gekommen, wo er die damals erkrankte Frau Frommann in den ersten drei Tagen nicht sehen konnte. Erst am 20. hatte er bei ihr Zutritt, wo er „freundlich gut" war. „Dann mußte Mine ihre Werke vorzeigen", schreibt Frau Frommann. An seinem Geburtstag kam er wieder, wo er „mit den Kindern äußerst freundlich war". Unter den Kindern ist ihre Pflegetochter mit verstanden. Früher, als er gedacht, mußte er wieder nach Weimar, doch eilte er, sobald er konnte, nach Jena zurück, um die eben angekommene karlsbader Gebirgsfolge aufstellen zu lassen. Dort blieb er, bis die Noth der Zeit am 6. Oktober seine Anwesenheit in Weimar verlangte. Während dieser Tage, wo er Mittags bei der Tafel des Fürsten Hohenlohe immer von der Politik hören mußte, war es ihm ein Bedürfniß, Abends in traulichem Kreise sich zu ergehen. „Gern kam er auf andere Gegen-

stände," berichtet Frau Frommann bald nach der Schlacht bei Jena; „die aufgeregten Seelenkräfte wurden bei allen dadurch besänftigt. An einem Abend, der mir unvergeßlich sein wird, fingen wir mit Zeichnen und komischen Geschichten bei Mainz, wo er mit dem Herzoge im Felde war, an, dann ging es auf andere Gegenstände über; wir endigten beim wahrscheinlichen Laufe der Ceres. [Fr. Aug.] Wolf war auch da; wie Blitze erleuchteten die Gedanken dieser Männer ihren Kreis." Man braucht sich nicht zu fragen, wem das Aufleuchten gegolten, wem er habe gefallen wollen, um zu der tollen Auflösung zu kommen, Minchen zu Liebe sei er so aufgeräumt gewesen, vor ihr habe er sich zeigen wollen, da doch die Liebe in größern Kreisen vielmehr stumm macht. Wir wissen, wie sehr Goethes Stimmung wechselte, wie er bald verschlossen, bald von sprudelnder, ja oft übermüthiger Laune ergriffen war, und an diesem Abende wurde er gerade durch die Gegenwart seines stark vom Widerspruchsgeist getriebenen geistreichen Freundes Wolf aufgeregt. Minchen wird freilich auch bei der Gesellschaft gewesen sein, aber doch ohne besondern Antheil zu erregen. Wahrscheinlich besuchte Goethe auch noch am Abend des 5. Oktober das frommannsche Haus; denn auf diesen muß sich wohl seine Bemerkung vom 28. November beziehen: „An den letzten Abend, den wir noch so froh zusammen zubrachten, habe ich oft gedacht." Als er am Morgen des 6. auf der Rückreise nach Weimar bei Frommann vorbeifuhr, sah er dessen Gattin und Minchen am Fenster stehen; „er hielt und schickte noch [zu uns] herauf, uns ein Lebewohl sagen zu lassen", berichtet Frau Frommann. Von einer Neigung, ja einer Leidenschaft für Minchen zeigt sich nicht die geringste Spur. Da sie wie das älteste Kind des Hauses gehalten wurde, war er freundlich gegen das reizende Mädchen, wie gegen alle Kinder seiner Bekannten; an ihren Zeichnungen nahm er Antheil, wie an denen von Knebels Sohne Karl. Zu Hesses Vermuthung, er habe auch Mitleid mit der Waise empfunden, fehlt jeder Anhalt; wissen wir ja vielmehr, daß Frau Frommann sie ganz wie ihr eigenes Kind hielt; in frühern Jahren hatte sie Minna auf den Schoß genommen und ihr dieselben plattdeutschen Lieder vorgesungen, die sie selbst einst von ihrer Mutter gehört. Hesse scheut sich nicht, eine leidenschaft-

liche Liebe Goethes zu dem anmuthigen Kinde schon damals voraus- zusetzen, ja er faselt (S. 32), dieser habe vielleicht deshalb sich am 19. Oktober 1806 mit Christiane Vulpius kirchlich trauen lassen, weil er „damit gewissermaßen ein unübersteigliches Hinderniß zwischen sich und seiner schon damals lebendigen Leidenschaft für Minna Herzlieb habe errichten wollen“, und er denkt sich die Möglichkeit, „Minna, die fromme Predigertochter aus Züllichau, habe diesen Entschluß geflissentlich hervorgerufen, dieses Opfer verlangt und zur Bedingung ihres fortgesetzten Verkehrs mit Goethe, im Interesse von Christiane Vulpius und im Interesse der Goetheschen Kinder, gemacht“. Freilich kann niemand Hesse zwingen zu wissen, daß Goethe nur ein Kind, seinen schon jahrelang legitimirten August, noch besaß, und er längst schon den Entschluß gefaßt, sich mit Christianen trauen zu lassen, wozu er nur den passenden Zeitpunkt abwartete, der ihm eben damals, als diese so viel von der französischen Einquartierung gelitten und ihm selbst das Leben gerettet hatte, eingetreten zu sein schien. Hesses willkürlichen Annahmen muß sich alles beugen, feststehende Thatsachen ihnen zu Gefallen sich ändern wenn nicht anders die Unwissenheit gegen diese schützt. Doch bleibt er sich so wenig gleich, daß er, während er einen so leidenschaftlichen Liebesverkehr mit Goethe schon im September 1806 voraussetzt, anderswo gesteht (S. 53), dieser habe das Verhältniß im Jahre 1807 angeknüpft, doch sei es ihm bis zum Dezember gelungen, „seine Neigung zu bemeistern und zurückzudrängen“.

Von Goethes „tiefer Theilnahme für das liebliche Kind“, von einer „zurückgedämpften Flamme“ zeigt sich im Jahre 1806 nicht die geringste Spur. Das Zirkular, das er am 18. Oktober an alle seine jenaischen Bekannten gelangen ließ, mit der Bitte um nähere Nachricht über ihr Befinden, kam auch natürlich an das frommannsche Haus. Ein „tröstliches Blättchen“ ließ Frau Frommann darauf an Goethe gelangen. „Unerlaubt froh sind Minchen und ich gestern Abend über die guten Nachrichten von Ihnen gewesen,“ schreibt sie, „da es doch noch so viel anderes Unglück giebt. Ach, als Sie [am 6.] fortfuhren, war es, als wenn unser Schutzgeist wäre nun gewichen; die Worte, die durch Sie in unsere Herzen geschrieben waren, haben uns in den Stunden der höchsten Noth

gehoben und gehalten. Dank dem Lehrer und gütigen Freunde!" Minchen hatte sich tapfer in den bösen Tagen bewiesen. Frau Frommann spricht von ihr wie von ihrer eigenen Tochter, die mit ihr gelitten und sich an Goethes Wort gestärkt. Am 28. November fragt dieser „wieder einmal" (an andere Briefe als das Zirkular ist nicht zu denken) bei Frau Frommann an. Er schreibt: „Meine Sehnsucht, die lieben jenaischen Freunde wieder zu sehen, wird immer größer, und doch kann man sich nicht losmachen: einladen kann man auch nicht; denn jedes ist bei sich gefesselt." Auch ihren Gatten und ihre Pflegetochter läßt er grüßen, was schon die Höflichkeit forderte. Hesse will mit der Äußerung, der Inhalt sei auch für eine dritte Person bestimmt gewesen, unglücklich genug auf ein näheres Verhältniß zu Minchen hindeuten. Hätte Goethe ein solches gewünscht, so würde er es nicht an Einladungen nach Weimar haben fehlen lassen, er würde trotz seines Unwohlseins nicht Monate lang von Jena weggeblieben sein, hätte wenigstens etwas von sich hören lassen. Aber er freute sich damals der Gesellschaftsabende der Schopenhauer. In den Geschäftsbriefen, die Riemer in diesem Winter an Frommann schickte, findet sich seiner Gattin und Minchens gar nicht gedacht, doch ist von einem beabsichtigten Besuche Frommanns in Weimar die Rede. Erst Mitte Mai 1807 zu Pfingsten kam Goethe mit Riemer nach Jena, wo er sich trotz des schönen Wetters nicht behaglich fühlte. Freilich wird er auch diesmal das frommannsche Haus besucht und Minchen gesehen haben, aber von einer leidenschaftlichen Aufregung wissen wir nichts. Schon Ende Mai war er in Karlsbad. Nur kurze Zeit verweilten beide auf der Rückreise zu Jena, wo Goethe Minchen ein kleines Geschenk überreichte, das er ihr von Karlsbad mitgebracht. Darin liegt doch nichts weniger als ein Beweis leidenschaftlicher Liebesneigung. Frommann versprach nach dem Briefe Riemers an ihn, den 12. September, zum Feste des Empfanges der rückkehrenden Großfürstin, nach Weimar zu kommen. Ein paar Tage später*) schreibt Goethe selbst an Frommann: „Das liebe Minchen wird sich mit

*) Das Datum des 18. scheint nicht richtig, da dieser auf einen Freitag fiel; wahrscheinlich ist der Brief den 16. geschrieben. Der Mittwoch war ein Botentag.

dem kleinen Andenken von mir herausputzen. Möchten Sie uns auf den Sonnabend zur Eröffnung des Theaters besuchen, zusammen oder einzeln, so sollten sie uns bestens willkommen sein. Wir wissen selbst aber noch nicht, womit wir aufwarten können. Indessen wird ein seltsamer Prolog vorbereitet. Die besten Grüße.“ Es ist dies die erste förmliche Einladung der Familie Frommann, bei welcher aber noch immer die Rückfahrt nach der Vorstellung vorausgesetzt wird. Auch diese Erwähnung Minchens beweist nur, daß Goethe ihr wohl wollte.

Wann Minna zuerst eine mächtige Wirkung auf diesen geübt, wissen wir genau; statt aber diese Thatsache einfach hinzustellen, bahnt sich Hesse den Uebergang zu Goethes Sonetten durch Anführung des goetheschen Briefes an Frau Frommann vom 26. Dezember 1807, indem er alles dazwischen liegende übergeht; das ist freilich der rechte Weg, die Untersuchung zu verwirren, besonders wenn man Äußerungen so mißversteht, wie wenn Hesse Goethe sagen läßt, er werde den nächsten Sommer eigennütziger Weise in Jena zubringen, während es wirklich heißt, bei seinem Vorschlage, aus einer Samenhandlung einiges mit für Frommanns zu bestellen, sei er nicht so ganz uneigennützig, da er diesen Sommer, wo er ganz ernsthaft ein Bewohner von Jena sein werde, manches davon (die daraus gezogenen Blumen) bei ihnen zu genießen hoffe. Aber nicht Minna zog ihn nach Jena, sondern, wie er ausdrücklich angibt, die Herstellung des verwüsteten Schlosses.

Von Goethes Sonetten wird mit Recht bemerkt, daß sie poetische Uebungen gewesen; höchst ungenau dagegen ist die Angabe, durch Gries, Werner u. a. sei auch Goethe zu dieser Form hingezogen worden. Werners Sonette wurden die erste Veranlassung zu diesem poetischen Wettstreite. Völlig verkehrt behauptet Hesse: „Nun aber brachten die unseligen Sonettübungen ihn abermals in einen nähern Kontakt [mit dem lieblichen Kinde], — und die so lange zurückgedämpften Flammen schlugen in um so mächtigerer und ergreifenderer Lohe auf. Wohl fühlte der damals 58 Jahre alte Dichter die Kluft, welche ihn von der jugendlichen Geliebten trennte — aber sein Ringen und Kämpfen war vergebens. Schon hatte der Zauber, welchen der geniale Mann auch in spätern Jahren

auf diejenigen, welche in seine Nähe kamen, ausübte, auch die Geliebte mit dämonischer und unwiderstehlicher Gewalt ergriffen." Doch er scheut sich nicht zu behaupten: „Dies alles klingt deutlich, und ohne daß ein Mißverständniß möglich wäre, aus den Sonetten selbst heraus." Freilich, wenn man von dem Satze ausgeht, alle diese Sonetten seien persönlich an Minna gerichtet, wenn man nicht beachtet, daß sie bloße dichterische Uebungen sind und in welcher Folge sie gedichtet sind,*) kann man so etwas für möglich halten. Wir wissen, daß Goethe zuerst das vierte Sonett dichtete, das er einem liebenden Mädchen in den Mund legt, darauf das fünfte, erst mehrere Tage später das Charadensonett auf den Namen Herzlieb, und auch das bedeutendste dieser Sonette „Epoche" muß kurz vor die Abreise von Jena (18. Dezember) fallen; es ist in jeder Beziehung die vollendetste Blüte der Sonette, während das vierte wohl das steifste von allem. Doch solchen windigen Deutungen und Schlüssen, wie sie Hesse sich gestattet, ist die Klarheit gefährlich; drum gilt es, den Thatbestand möglichst zu verdunkeln. Darin freilich hat er Recht, daß die Beziehung des Sonettes „Wachsthum" auf die Prinzessin Karoline, die Frommann von andern Erklärern annahm, höchst ungeschickt ist; auch geben wir zu, daß Goethe die Veranlassung dazu im allgemeinen von Minna hernahm, die vor seinen Augen sich entwickelt hatte, ihm aber nun auf einmal in aller Majestät vollendeter jungfräulicher Schönheit entgegentrat, dennoch ist es nicht persönlich an

---

*) Dieser Vorwurf trifft auch Schöll (Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens S. 422 ff.), der nicht blos die Sonette, sondern auch die „Pandora" auf Minna bezieht. „Ihm war in Jena eine lebendige Erscheinung der Schönheit begegnet, hatte ihn mit tiefer und erwiederter Neigung ergriffen und in dem Spätjahr, wo er den ersten Theil der ‚Pandora' dichtete war es diese Leidenschaft, die ihn in den Aether der idealen Poesie erhob." Er sieht in den Sonetten „einzelne Momente und Austausche dieser Liebe vom ersten Erkennen, welches wahrscheinlich im ersten Frühjahr 1807 zu denken ist (?!), bis zur Trennung und Abschied, zum zarten Verkehr in der Ferne, Spielen der Dichtung mit dem Gefühl und Unterwerfung des Gefühls unter die Kunst." Ein einheitliches Ganzes sollten die Sonette nicht bilden, es sind nur Versuche in dieser Dichtung mit mehr oder weniger glücklicher Ausführung verschiedener Situationen.

diese gedichtet, auf die schon der Anfang nicht paßt, wie Frommann bemerkt, da sie nie als Kind mit Goethe auf Feld und Auen gegangen, und auch das Liebesleben und Zurückweichen vor ihr ist dichterische Zuthat. Die Beziehung, daß er sich durch seine späte Liebe dem Gespötte aussetze, hat Hesse widerrechtlich in das elfte Sonett hineingetragen. Ebenso wenig wird in dem fünfzehnten der verderbliche Einfluß der Uebung in der Sonettform auf das Heranwachsen der leidenschaftlichen Herzensneigung ausgesprochen; auch ist es eine ganz windige Voraussetzung, Minna habe ihm den vom Mädchen ausgesprochenen Vorwurf gemacht. Das zweite Sonett soll gar eine wunderliche Allegorie sein, wenn es nicht auf ein wirkliches Ereigniß gehe. Für die sinnbildliche Deutung wird der Umstand angeführt, daß auch das vorhergehende erste Sonett sinnbildlich sei: aber dort wird eine Naturerscheinung als Sinnbild der plötzlich die Seele erfassenden Liebe dargestellt, kein Auftritt zwischen einem Liebespaare, wobei man eine sinnbildliche Bedeutung gar nicht ahnen kann. Ueber den eigentlichen Sinn jener Sonette darf ich auf meine Ausgabe der Gedichte und auf meine Erläuterungen verweisen. Am ärgsten ist das Mißverständniß des Sonetts „Epoche", worin als Zeit, in welcher die Geliebte, hier wirklich Minna, sein Herz so mächtig ergriffen, der Advent 1807 angegeben wird. Hesse scheint es nicht zu wissen, daß A d v e n t der erste Sonntag im Advent heißt und daß gerade an diesem Sonntage Minna bei dem großen Mittagessen in Frommanns Hause diesen wunderbaren Eindruck auf Goethe geübt. Statt dessen nimmt er an: „Es muß um diese Zeit [im Advent, der bis Christtag dauert] ein Besuch der Familie Frommann und Minnas bei Goethe, der damals meistens in Jena weilte, sei es in dessen Wohnung hier oder in Weimar, fallen." Daß die Familie Frommann im Advent weder nach Weimar kam, noch Goethe auf dem Schlosse zu Jena besuchte, ist unzweifelhafte Thatsache, und es ergibt sich als wunderlichste Mißdeutung, d e r H e r r i n A n k u n f t, die als Gegensatz zur A n k u n f t d e s H e r r n gedacht wird, wie der e w i g e M a i t a g dem trüben Novembertag entgegensteht, auf einen Besuch Minnas bei ihm zu beziehen. Doch es kommt noch ärger! Riemer schreibt am 23. Dezember 1807 an Frommann: „Goethe

hat schon vorauf mit Zuversicht darauf gerechnet, daß Sie zum zweiten Feiertag herüber kommen würden, und nunmehr ladet er Sie förmlich durch meine Hand dazu ein. Bittet aber zugleich, daß Sie sich einrichten möchten, bei ihm zu wohnen und auch den ganzen Sonntag hier zu bleiben. Sie kämen Sonnabends zu Tische, sähen den Abend die artige und sehr gut exekutirte Oper ‚Die Wegelagerer‘, hörten Sonntags früh bei uns die Sänger [das Singkonzert in Goethes Hause] und was es sonst gibt, und gingen des Abends mit zur Schopenhauer, und möchten dann Montags früh nach Belieben Ihre Rückreise machen. Die Damen logiren im blauen Zimmer, welches gerade unter mir ist, und Sie, mein Theuerster, neben mir an, in meinem ehemaligen Zimmer. So sind Sie ganz für sich und ungenirt, und können ungesehen und unvernommen mit Ihren Frauen verkehren. Ich zweifle nicht, daß Sie uns die Freude machen, Sie auch einmal bei uns zu sehen und Ihnen einiges Artige zu erzeigen, da wir schon so lange her in Ihrer Schuld sind. Wir hoffen darauf." Nach einigen anderen Mittheilungen kommt er wieder auf den gewünschten Besuch zurück. „Nicht wahr, mein Guter, Sie kommen, und dann wollen wir vor Schlafengehen noch eins mit einander schwätzen." Nach dem „freundlichen Adieu" fällt ihm ein, vielleicht wolle Frommann Montags ganz früh zu Hause sein, und so fügt er hinzu, um einen solchen Einspruch zu beseitigen: „Selbst auf den Fall, daß Sie nur eine Nacht wegbleiben könnten, so kommen Sie doch. Sie fahren dann von der Schopenhaner unmittelbar fort, und bilden sich ein, als wäre es aus dem Schauspiel. Wir kommen doch so bald nicht wieder zusammen." Jeder Verständige wird in diesem Briefe nur eine sehr dringende Einladung sehen, die aus dem Verlangen hervorgegangen, die befreundete Familie, die besonders seit 1806, vor allem in den zwei letzten Monaten, so gastfrei gegen sie gewesen (Riemer selbst hatte schon früher wiederholt bei Frommann gewohnt), nun auch einmal ein paar Tage zu bewirthen und ihr den Aufenthalt zu Weimar angenehm zu machen. Hesse dagegen, der überall spionirt, um Verdachtsgründe gegen Goethe aufzubringen, findet den Ton des Briefes „fast unangenehm zudringlich", er komme in „unzähligen" (?) Wendungen in „offenbar diplomatisch-interessirter

Weise“ auf die Einladung zurück, er werde, um durchaus verständlich zu werden, am Schlusse sogar witzig, indem er die schopenhauerschen Theeabende mit einem Schauspiele vergleiche. Das letztere ist ein grobes Mißverständniß; denn in den Worten, „als wäre es aus dem Schauspiel“, steht Schauspiel in gangbarer Weise für Theater, und sie beziehen sich darauf, daß viele Jenaer noch Abends nach dem Ende des Theaters, das deshalb auch möglichst früh begann, nach Jena zurückfuhren. So konnte auch die Abfahrt nach der gegen neun endenden Abendgesellschaft nicht bedenklich sein. Hesses Beweis der „diplomatisch-interessirten Weise“ beruht einzig auf seinem offenbar. Der Grund dieser glücklich hereingebrachten ungeschickt-zudringlichen Einladung soll darin liegen, daß Goethe sehnlichst Minchens Besuch gewünscht. Aber was konnte dieser, wäre er wirklich so verliebt gewesen, wie Hesse uns einreden will, von einem zweitägigen Besuche in Gegenwart der beiden Pflegeeltern und seiner eigenen Gattin für sich hoffen, als daß er auch ihr sich freundlich erweisen könne, wobei er sich hüten mußte, es in gar zu auffallender Weise zu thun; auch war Minna ja immer an der Seite ihrer Pflegemutter. Das Großartigste aber, was in der Verdächtigung zu leisten war, tritt in der Behauptung hervor: „Offenbar war Riemer vollständig in den ganzen Liebeshandel eingeweiht.“ Der Beweis dieser Annahme, welche Goethe die Albernheit zuschreibt, in ein solches gefährliches Herzensgeheimniß seinen jungen Hauslehrer einzuweihen, ist wieder offenbar, das aber dadurch gestützt wird, daß dieser fortwährend (?) um Goethe gewesen (er wohnte freilich in seinem Hause und diente dem Dichter auch neben seiner Beaufsichtigung des Sohnes und eigenen Arbeiten als Sekretär) und er nach einer Äußerung in seinen „Mittheilungen“ mehr über die Entstehung der Sonette gewußt, als er habe verrathen dürfen. Das letztere spricht er Stahr nach. Aber sehen wir die Stelle Riemers näher an. Sie steht in dem Abschnitte über Bettina Brentano, in welchem er „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ für einen Roman erklärt, auch behauptet, die Sonette, welche Bettina sich aneigne, seien weder an sie noch auf sie gedichtet. „Der Stoff ist ganz wo anders her, und eine Menge in den Sonetten vorkommender Umstände kann schon dem Ort und der

Zeit nach, auch gewisser Verhältnisse wegen, gar nicht auf Bettinen bezogen werden.“ Wenn er hinzufügt: „Die nähere Auseinandersetzung dieser Unmöglichkeit kann hier nicht gegeben werden“, so deutet er darauf, daß er hier, wo es nicht darauf ankomme, Grund habe, die „andern“ nicht zu nennen, auf welche mehrere dieser Sonette gehen. Dieser Grund lag in dem Unglück von Minnas Ehe, deren Namen er nicht in den Mund der Menge bringen und dadurch zu manchen falschen Deutungen, wie sie später von Stahr ausgegangen und von Hesse weiter ausgesponnen worden, irgend Veranlassung geben mochte. Riemer wußte, daß die Sonette ein dichterisches Spiel waren, welchem nur der mächtige Eindruck zu Grunde lag, den Minna augenblicklich auf Goethe geübt, daß die leidenschaftliche Glut schon gekühlt war, als der Dichter das erste, keineswegs aus dem Herzen fließende Sonett, das ein Mädchen spricht, dichtete. Davon, daß Riemer von einer leidenschaftlichen Glut Goethes gewußt, die er verschweigen zu müssen glaubte, kann durchaus keine Rede sein.

Statt daß Hesse nach der Zeitfolge die Entwicklung des Verhältnisses zu Minna gäbe, das Leben Goethes vom Adventsonntag 1807 bis zum nächsten Frühjahr möglichst treu darstellte, irrlichtelirt er, weil nur in solchem Dunkel seine gewissenlos willkürlichen Aufstellungen nicht schon beim ersten Blick ihre Unmöglichkeit verrathen. So springt er denn von einem Briefe des 26. Dezember 1807 auf den vom 25. Januar 1808 über, um eine seltsame Entdeckung über Riemers Briefchen vom letztern zum Besten zu geben. Gries und Riemer hatten einen Wettkampf in Sonetten verabredet, dessen Schiedsrichter oder wenigstens Vertrauter Frommann war. Der erstere hatte ein vortreffliches Sonett gegen Riemer gemacht, das dieser selbst, wie er gegen Frommann am 20. Januar 1808 äußerte, im Sinn und Technischen ganz musterhaft fand, doch wollte er ein anderes darauf setzen, sollte auch darüber ein Sonettenkrieg entstehen. Fünf Tage später schickte er Frommann zwei Sonette gegen Gries (ein drittes war noch nicht fertig geworden), dazu auch eins auf den Namen Herzlieb, mit der Bitte, Frommann möge auch Gries zu einem auf diesen veranlassen, und ein anderes auf die Verlegenheit. Hesse hat nun die Kühnheit zu behaupten, das

Sonett auf den Namen Herzlieb, das Riemer damals an Frommann geschickt, sei nicht von diesem gewesen, sondern das bekannte Charadensonett Goethes; er habe dieses unter die seinigen eingeschmuggelt und als etwas Unverfängliches an Frommann gelangen lassen, „ohne selbstverständlich dasselbe jeder Kenntnißnahme derjenigen, für die es eigentlich bestimmt ist, zu entziehen“. Sehen wir zunächst von der Begründung dieser Vermuthung ab, was hätte es denn Goethe geholfen, wäre ein Sonett von ihm unter Riemers Namen Minna bekannt geworden, da diese gar nicht ahnen konnte, daß es von Goethe sei. Und wie war Hesse berechtigt, ein dummes Versteckspiel dem Dichter zuzuschreiben! Unwahr ist seine Behauptung, daß in Riemers Briefe „dem Sonette auf den Namen Herzlieb eine besondere Stellung eingeräumt wird, die es von den übrigen, von Riemer verfaßten und mitgeschickten abhebt“: es steht ganz auf gleicher Stufe mit dem auf die Verlegenheit, da beide nach den gegen Gries gerichteten erwähnt werden. Und welch eine Thorheit wäre es gewesen, hätte Goethe, der durch dies Sonett, das Minna für ein Gedicht Riemers halten mußte, auf sie wirken wollte, es zugleich veranlaßt, daß Gries ein ähnliches, vielleicht kunstreicheres machte! Ueberdies ist gar nicht nachzuweisen, daß der Sonettenkampf zwischen Gries und Riemer nicht ein bloß Frommann bekanntes Geheimniß war. Nach solchem jeder besonnenen Erwägung spottenden Wagniß bemerkt Hesse, es falle also das Charadensonett „in denselben Brennpunkt der Leidenschaft, also kurz nach der Adventszeit 1807“. Eine seltsame Zeitbestimmung! Seit dem Schlusse der Adventzeit war ein ganzer Monat verstrichen; die Leidenschaft aber hatte Goethe am ersten Adventsonntage, den 29. November, ergriffen und war von ihm in den nächsten Tagen beschwichtigt worden. Und, was alles entscheidet, Hesse übersah die feststehende Thatsache, daß Goethe das Charadensonett, das Riemer im Januar 1808 geschrieben haben soll, auf Veranlassung eines ähnlichen von Zacharias Werner in Jena am 17. Dezember 1807 gedichtet hatte (vgl. S. 219). So stürzt dieser ganze zu Goethes Ungunsten ersonnene Hypothesenbau vor dem Hauche der Thatsachen. Hesse weiß eben sehr vieles gar nicht; wahrscheinlich beschränkte sich seine ganze Kenntniß auf die Schriften von Stahr und Frommann.

Auch beim zwölften Sonett „Christgeschenk“ macht Hesse eine neue Entdeckung. Bisher hat man das Gedicht allgemein auf eine Sendung zu Weihnachten bezogen, worauf außer der Ueberschrift auch „die Früchte heil'ger Weihnachtszeiten“ (3) und „zum Fest“ (6) bestimmt hindeuten. Hesse weiß es besser. „Die Ergebnisse des Weihnachtstisches, Leckereien und Süßigkeiten wurden nachträglich der Geliebten zugesendet“, und zwar erst am 20. Januar 1808. Minna würde sich für eine solche Liebenswürdigkeit des Geheimeraths, ihr vier Wochen alte Süßigkeiten vom Weihnachtstische, der doch wohl nicht so lange stehen blieb, zu dem schon vergessenen „Feste“ zu senden, wohl bedankt haben. Aber was kümmert unsern Lynceus eine solche Ungehörigkeit! Er beweist sie aus Riemers Zettel vom 20. Januar, der mit den Worten schließt: „So eben bringt die Frau Geheimerath beikommende Schachtel, mit vielen schönen Empfehlungen an Minchen abzugeben, und außerdem an Sie allerseits die schönsten Grüße von ihr und Goethe.“ Wer kann zweifeln? Die Schachtel ist dieselbe mit den Schachtelwänden des Sonettes „Christgeschenk“. „Ob die gute Christiane Vulpius den ganzen Inhalt der Schachtel gekannt hat, verrieth freilich Riemer abermals nicht; möglich aber, daß auch die Frau Geheimräthin gar nichts von der Schachtel gewußt und Riemer abermals nur in diplomatischer Mission gehandelt hat.“ Schade, daß Hesse nicht auch die Schachtel selbst eskamotiren kann! Wenn diese in Jena ankam, so wird auch Frau Frommann ihren Inhalt erfahren haben, und die Vorgabe, eine von Goethe, man weiß nicht recht mit welchen Geschenken angefüllte Schachtel, sei von seiner Frau geschickt, wäre deshalb so einfältig wie möglich gewesen. Hesse wußte freilich nicht, daß Goethe mit seiner Frau vom 16. bis zum 18. Januar in Jena gewesen war, wonach es höchst wahrscheinlich, daß die Sendung vom 20. sich auf einen Putz, etwa einen Hut, bezieht, den Minna sich bei ihr aus Weimar bestellt hatte. Ueber die Verse vom 22. Mai 1817 finden wir nichts Neues, als daß das blaue Papier, in welches Goethe die beiden Bände gepackt hatte und auf welchem ihre Adresse stand, an den blauen Umschlag im zehnten Sonett erinnere. Aber Goethe brauchte eben blaues Papier durchweg zu Couverten und Verpackungen. Vgl. S. 295.

Doch Hesse ist so fest überzeugt, er habe aus den Briefen und den Sonetten den Beweis geliefert, letztere seien an Minna gerichtet, daß Frommann, wenn er dieses leugnen wolle, durch eine allzu pietätvolle Scheu gegen seine Eltern, unter deren Augen der Roman gespielt, und durch ein ungerechtfertigtes Bedenken gegen den allzufeurigen Inhalt der Sonette zu einem so irrthümlichen Urtheile getrieben worden. Aber dieser stützt sich nicht allein auf genaueste Kenntniß der Verhältnisse, die sich in ihrer ganzen Unmittelbarkeit schwer wiederlegen läßt, er erwog mit Besonnenheit den Thatbestand, den Hesse durch Mangel an Methode, Unkenntniß und die leichtfertigste Willkür verwirrt hat. Dabei hat er sich durch die Annahme verleiten lassen, Minnas späteres wunderliches Wesen müsse durch Goethes Verhältniß zur ihr in irgend einer Weise beeinflußt sein, und er hat deshalb auf Goethe eine Schuld gewälzt, obgleich diese ihm selbst später fast unter den Händen verschwindet. Auch Frau Frommann hat er zum Theil in die Schuld hineingezogen. Gegenüber der so bestimmten wie durchaus glaubhaften Versicherung ihres Sohnes, wagt er zu behaupten, Goethes Neigung zu Minna, wobei doch nur von einer leidenschaftlichen die Rede sein kann, sei ihr nicht unbekannt gewesen, da ihr „der eigentliche Grund der häufigen Anwesenheiten Goethes, der zahlreichen, dringenden Einladungen nach Weimar nicht entgehen konnte“. Aber in Jena war Goethe sehr häufig auch noch, als Schiller nach Weimar gezogen war, und nach dessen Tode, sowohl wegen seiner Geschäfte als wegen des Druckes seiner Werke und zu seiner Erholung, und bei Frommanns fand er einen der auserlesensten Kreise und die wohlwollendste Aufnahme. Wie hätte Frau Frommann eine besondere Absicht darin finden können, wenn er den schon lange zugesagten Besuch von Jena endlich im November 1807 ausführte und auch sonst, wenn er dort anwesend war, in ihrem Hause gern erschien! Von den „zahlreichen dringenden Einladungen nach Weimar“ liegt nur eine vor, und selbst mehrfache könnten keinen Verdacht erregen, daß es ihm um Minna zu thun gewesen. Aber Hesse bringt noch einen Beweis bei, daß Frau Frommann von den goetheschen Sonetten und ihrer Widmung an Minna Herzlieb genaue Kenntniß hatte. Selbstverständlich geht es dabei wieder nicht ohne ein

grobes Mißverständniß ab. Frau Frommann die ihm eine Brieftasche zu Weihnachten versprochen hatte, überraschte ihn durch eine außerordentlich schöne. Obgleich der Dankbrief Goethes vom 26. Dezember 1807 an sie allein gerichtet ist, die „Nadelstiche“ nur ihr allein zugeschrieben werden, erst am Schlusse ihrer Pflegetochter mit den Worten: „Unterstützen Sie meine Bitte bei Minchen!“ gedacht wird, glaubt Hesse ohne irgend einen auch nur scheinbaren Grund das Unwahrscheinlichste annehmen zu dürfen, daß Minchen mit an der Brieftasche gearbeitet! Um was Goethe Minchen gebeten, entzieht sich freilich unserer Vermuthung, doch kann es nichts Schlimmes gewesen sein, da Frau Frommann die Bitte unterstützen soll. Die Verleumder Goethes könnten sich darunter etwa denken, dieser habe um einen Besuch Minchens in Weimar gebeten, aber dieses wäre so auffallend gewesen, daß es auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit hat. Vgl. dagegen oben S. 278. Der Dichter dankt weiter Frau Frommann launig dafür, daß sie ihn auf ewig von der Versuchung gerettet, seine liebsten Papierschätze auf eine so wunderliche Weise, wie Beireis seinen großen Diamanten, Werner seine Sonette, zu verwahren und zu produziren (in und aus der Hosentasche). „Eben diese Sonette, voll feuriger, himmlischer Liebe, sind nun an der einen Seite des Portefeuilles eingeschoben, das sich auf diesen Gehalt schon sehr viel einzubilden scheint. Jetzt bleibt uns nichts übrig, als an der andern Seite durch ein zwar irdisches und gegenwärtiges, aber doch auch warmes und treues Wohlmeinen und Lieben eine Art von Gleichgewicht hervorzubringen. In der Mitte mag dann Fremdes Platz finden, heiter, gefühlvoll — wie's zutrifft. Sehr angenehm ist mir dieses Zusammensammeln und Anreihen in der Hoffnung, bald etwas davon mittheilen zu können.“ Wir haben schon S. 245 gesehen, wie F. K. Meyer diese damals ihren Wortlaute nach noch nicht bekannte Stelle auslegte. Seine Behauptung, der Brief sei an Minna und die Pflegemutter zugleich gerichtet, ergibt sich als irrig, aber noch schlimmer widerspricht dem Wortlaute seine Deutung, Goethe bezeichne seine Sonette als Erzeugnisse mehr äußerlicher Anlässe im Gegensatz zu den zugleich übersandten (?) leidenschaftlichern Werners. Einer nicht weniger falschen Auslegung macht sich Hesse

schuldig. „Die feurig himmlische Liebe, sie ward dem schönen Pfleglinge Johanna Frommanns gewidmet, das gegenwärtige Wohlmeinen und Lieben ward der wackern Hausfrau Goethes, der einfachen, schmucklosen Waldblume. . . . zugetheilt.“ Hat er sich auch recht vorgestellt, was aus einer solchen Auffassung folgt? Wenn nach seiner Annahme an Minna gerichtete Sonette auf der einen Seite liegen, so müßte er die andere für Gedichte an seine Gattin bestimmt haben. Als ob er solcher noch damals gedichtet hätte und gar in größerer Zahl! Dachte denn Hesse nicht an den eigentlichen Gebrauch der Brieftasche? Wenn an der einen Seite die feurigen, himmlischen, in den Himmel sich versteigenden, von der Schwungkraft der Dichtung getragenen Sonette liegen, so an der andern die Freundesbriefe, die von irdischem und gegenwärtigem, aber doch warmem und treuem Wohlwollen und Liebe sprechen. In der Mitte liegt allerlei Interessantes von Fremden, das er ansammelt, um gelegentlich davon etwas mitzutheilen. Die Sonette werden also als etwas rein Dichterisches, nicht der Wirklichkeit Angehöriges, einzig im Aether idealer Liebe Athmendes dargestellt, jede Beziehung auf die Verwirklichung dieses idealen Traumes ihnen abgesprochen. Deshalb durfte er sie auch Frau Frommann als Gegengeschenk für ihre Brieftasche abschreiben und ihr übersenden, zum offenbaren Beweise, daß es sich dabei nicht um die Gewinnung von Minnas Liebe handelte. Nicht dieser schickt er die Sonette, „die alten Bekannten“, oder vielmehr nur einen Theil derselben, da er die übrigen bald nachsenden zu können hofft. Frau Frommann sah also, daß die Sonette nur ein dichterisches Spiel waren, selbst das Charadensonett auf Minnas Zunamen und dasjenige, welches die neue, mit Advent 1807 für ihn angebrochene Epoche bezeichnet. Hesse gibt selbst zu, Frau Frommann habe von der Neigung des Dichters für ihre Pflegebefohlene gar nichts fürchten können. Und doch war damals Goethes Sonettendichtung schon abgeschlossen, ja die leidenschaftlich aufflammende Liebe liegt bereits vor der Dichtung des zuerst entstandenen Gedichtes dieser Form, das sehr nüchtern die Stimmung des liebenden Mädchens ausdrückt. Hesses Versetzung der persönlich auf Minna deutenden Sonette in die zweite Hälfte des Januars beruht, wie wir gesehen, auf den ärgsten

Mißverständnissen und dem Uebersehen einfacher, feststehender Thatsachen.

Minna ging im Mai 1808 nach Züllichau zur Hochzeit ihrer jüngern Schwester, wo sie sich länger aufhielt, als sie beabsichtigte. Vgl. oben S. 239. Hesse weiß davon nichts, wodurch er sich in der gefährlichen Lage findet, wieder eine durchaus falsche Vermuthung ausspinnen zu können. Goethes Aeußerung im Briefe aus Karlsbad vom Juni: „Doch ist es eine eigene Empfindung, wenn die Abwesenheit geliebter Personen uns verdrießlich fällt, so können wir uns sie und ihre Umgebungen niemals ganz heiter vorstellen“, hat er wieder zu Gunsten seiner Ansicht mißverstanden. Goethe spricht allgemein; er sagt, unsere eigene Verdrießlichkeit über die Abwesenheit geliebter Personen tragen wir auf diese über, sehen ihren Zustand als einen trüben an, bis wir durch ihre eigenen Versicherungen vom Gegentheil überzeugt werden. Unser Schwarzmaler dagegen sieht in diesem allgemeinen Satze eine Andeutung, daß Minnas Abreise durch Umstände veranlaßt worden, die Goethe, obgleich er sie nicht näher erfahren, bekümmert hätten. Da nimmt er nun ohne weiteres an, es habe sich ein böses Gerede über Minchens Verhältniß zu Goethe verbreitet, das Frau Frommann veranlaßt habe, auf ihre Entfernung zu dringen; oder Minna habe durch ihre Abreise dem laut gewordenen Gerüchte und den daran geknüpften Vorwürfen entgehen oder dem Zauberkreise Goethes, der sie dämonisch umzogen, entfliehen wollen. Aber wäre böses Gerede damals in Jena umgegangen, wie wäre es möglich gewesen, daß bei der Klatschsucht, die gegen Goethe immer geschäftig war, keine Spur eines solchen sich erhalten? Und wenn Frau Frommann wirklich Ursache hatte, das Wiederaufleben eines solchen Gerüchtes oder einen verderblichen Einfluß von Goethes Neigung für ihre Pflegetochter zu fürchten, wie ist es begreiflich, daß sie, wie wir wissen, deren längeres Verweilen in Züllichau bedauerte und ihre Rückkunft wünschte. Nach Frommann hatte sie in Züllichau schon früher mehrere Anträge zurückgewiesen. In einem wohl 1809, jedenfalls vor dem Februar 1810 geschriebenen Briefe hatte Frau Frommann es gebilligt, daß sie darin der Stimme ihres Herzens gefolgt sei, auf die sie allein hören müsse. Unbegreiflich ist es, wie

Hesse darin etwas Herbes finden konnte. Unter den Bewerbern war ein gewisser J., dessen Familie wie ihn selbst, Frau Frommann wohl kannte, und sie hatte nichts gegen sie. Lieb war es ihr aber, daß Minna sie nicht um Rath gefragt, weil sie sonst nach ihren Aeußerungen leicht hätte denken können, sie wünsche, daß sie nicht immer Nein sage. Auch hier legt Hesse etwas ganz Falsches in die Worte, wenn er Frau Frommann ihre Ueberzeugung andeuten läßt, Minna werde einmal später über ihre ewigen Ablehnungen sich selbst Vorwürfe machen. Diese sprach sich gegen Minna immer mit größter Offenheit aus, wollte nur in Herzensangelegenheiten ihr keinen Rath ertheilen. Minna blieb immer bei den Ihrigen in Züllichau, wo ihre verheiratete Schwester und die Familien wohnten, die sich ihrer und ihrer Geschwister angenommen hatten, besonders die des Kriegsrath Pappritz und der Brüder Müller. Vergebens waren die Einladungen ihrer Pflegeeltern, zu ihnen zurückzukehren. Während Frau Frommann zu Weihnachten 1809 ihre Mutter verlor, hatte Minna dieses Fest fröhlich gefeiert. „Auf dir, auf Fritz und Allwine," schrieb diese ihr bei Mittheilung ihrer Trauerkunde, „ruht Hoffnung und Glück. Täusche mich keins von euch! Laß dich nichts in der Welt blenden, liebe Mina."*) Daß sie sich im Jahre 1811 zur Rückkehr nach Jena entschlossen hatte, zeigt ein Brief Goethes an die Malerin Seidler vom 25. September 1811. „Hatte ich nicht das Vergnügen, Sie in Dresden zu besuchen", schrieb er, „so sollen Sie mir desto mehr erzählen, von sich, von den Freunden und von dem guten Minchen, von der ich so lange nichts gehört und deren bevorstehende Wiedererscheinung

*) Von Loeper behauptet (Goethes Gedichte II, 291), der verkürzte Namen habe nur Minna geheißen, aber auch in Mina wird Wilhelmine verkürzt (es ist keine von mir gekünstelte Form, sondern eine wirklich gebrauchte, wie Lina, Tina, Bina, Dina, Fina, Pina), und auch Mine, Minchen wurde sie genannt. Sie selbst unterschrieb sich Minna, aber auch mit dem vollen Namen Wilhelmine, (Zeitschrift für deutsches Alterthum. XXVI, 377) mit dem sie auch Goethe 1817 bezeichnete. Minna ist der den Dichtern beliebte und dadurch bevorzugte Name geworden, den man sogar für solche wählte, die durch ihre Taufnamen keine Berechtigung dazu hatten, wie z. B. Körners Braut, Anna Marie Jakobine, Minna genannt wurde.

mich angenehm überrascht.“ Diese Aeußerung dürfte beweisen, daß er sich ihr gegenüber nichts vorzuwerfen hatte und von jeder leidenschaftlichen Neigung zu ihr frei war. Aber Minna kam nicht zur Ausführung ihres Entschlusses. Ihr Wunsch, in ihrer Heimat eine für sie passende Verbindung zu finden, schien sich bald darauf in schönster Weise erfüllen zu sollen. Ein junger schlesischer Edelmann, von Schweinitz, faßte eine herzliche Neigung zu ihr. Es kam zur Verlobung, aber die Mutter verweigerte hartnäckig ihre Einwilligung, wodurch die ersehnte Verbindung unmöglich ward. Diese Täuschung ihrer schönsten Hoffnung erschütterte Minnas Seele. In der Verzweiflung, daß ihr eine erwünschte Verbindung, die ihr, wie ihrer Schwester, Selbständigkeit gebe, versagt zu sein schien, verlobte sie sich nach Vollendung ihres dreiundzwanzigsten Lebensjahres mit einem Landsmanne, dem zweiunddreißig Jahre alten berliner Gymnasiallehrer Pfund, aber schon kurz nach der Verlobung wurde ihr diese leid. In diesem Zustande trieb es sie zu ihren Pflegeeltern zurück. Sie war schon entschieden, das Verhältniß aufzugeben. In Leipzig traf sie ihren eben auf der Messe anwesenden Pflegevater, bei dem es ihr himmlisch wohl war, da sie nun ihren Pflegeltern wieder ganz angehören könne. „Du hast mir wohl angesehen,“ schreibt sie diesem von Jena aus, „wie mir bei dir wurde; aber ich habe wenig darüber gesprochen, weil ich fühlte, daß es keine Sprache für solche Gefühle gibt. Jetzt bin ich hier, sitze bei der Mutter und Allwinen und schreibe an dich. Es ist mir unmöglich, ernsthaft an etwas zu denken, was außer diesem Kreise liegt. Ich bin unbeschreiblich glücklich. Wie wohl ist mir bei der Mutter, bei meiner geliebten Schwester Allwine, wie fühl' ich von neuem, wie ich euch allen ans Herz gewachsen bin! Wie habe ich es nur aushalten können, so lange in der Fremde herumzuirren! Gottlob, daß ich hier bin!“ Was macht aber Hesse aus diesem gemüthlichen, herzlichen Briefe! Er ist ihm „ganz der Ausdruck einer gewissen geistigen Leere, einer moralischen Abgespanntheit, eines traumseligen Gefühlswesens“, da doch nichts als die unendliche rührende Freude aus ihm spricht, er weder an eine voraufgegangene „wirre Thränenflut“ erinnert, noch „etwas Gedrücktes und Geknicktes“ zeigt: es ist die unendliche Wonne des Gefühls, daß sie von ihren Pflegeeltern unzertrennlich

sei, sie ein glückliches Heim bei ihnen habe. Bei ihren Großeltern in Weißenfels hatte Frau Frommann die zurückkehrende Pflegetochter erwartet. Diese hielten sie länger, als ihr lieb war, da es sie drängte, Minchens Bekenntnisse zu vernehmen. „Sie waren sehr, sehr freundschaftlich,“ schreibt sie ihrem Gatten an demselben Tage, wo Minchen ihre Freude diesem verkündete, „und es hat doch so etwas aus dem Zeitalter der Patriarchen, Rechtes und Wohlthätiges, wenn der Aelteste der Familie die Jüngern und Jüngsten in Einigkeit um sich versammelt sieht. Ich hatte Augenblicke, wo ich mich in meine frühste Jugend froh versetzt fühlte, wo ich Minchen die plattdeutschen Lieder wieder vorsang, die ich ihr, auf meinem Schooße sitzend, vorsang und die sie so glücklich machten, an die sie sich noch mit Freuden erinnerte.“ Hesse meint, für die Wehmuth, mit welcher sie sich ihrer Kinderzeit erinnere, trete äußerlich kein anderer Grund hervor, als die Theilnahme für ihre Pflegetochter; diese aber kann unmöglich jene Erinnerung begründen, und was sie veranlaßt hat, wird ja unmittelbar vorher erwähnt. Auch ist es ein offenbares Mißverständniß, wenn er sagt, die Pflegemutter habe jetzt Minchen die plattdeutschen Lieder wieder vorgesungen, um sie die schwere Vergangenheit wieder vergessen zu machen und ihre Gedanken in die glückseligen Tage der Kindheit zurückzuführen. Bei den Augenblicken, „wo ich Minchen die plattdeutschen Lieder wieder vorsang“, ist nur das geistige Versetzen in jene Zeit gedacht, welches so lebhaft war, daß sie ihr wieder jene Lieder vorzusingen glaubte; dies folgt entschieden aus dem Zusammenhange.

Einen sehr erwünschten Tummelplatz zu Vermuthungen bieten natürlich die für uns nothwendig etwas dunkeln Aeußerungen über Minna in demselben Briefe: „Ihre Freude ist so wahr — ich theile sie; sie überdeckt und verhehlt mir oft unsere bis jetzt doch so unentschiedene und gepreßte Lage [in Folge der Verlobung, die ihr schon leid geworden]. Du weißt, wie unwohl mich die Nähe eines Unrechts macht. Es ist mehr wie ein Unrecht geschehen; ich kann weder mit Gedanken noch mit Worten schelten; denn ich kenne die Gefühle eines jugendlichen Herzens.“ Das Unrecht besteht darin, daß Minna in der Verzweiflung sich vorschnell verlobte, und auch dem Bräutigam scheint sie vorzuwerfen, daß er Minnas Verweiflung

benutzte, um sie für sich zu gewinnen. Durchaus willkürlich ist es, wenn Hesse aus den von ihm aus dem Zusammenhange gerissenen Worten: „Doch ich muß, ich kann mit dir noch nicht über eine Sache sprechen, die mir selbst noch nicht klar ist,“ auf einen „unseligen Erfolg“, auf einen „mitleiderweckenden, beklagenswerthen Eindruck“ Minnas schließt; gerade das Gegentheil liegt vor. Wenn Hesse sich einbildet, den Schlüssel dazu in der Annahme gefunden zu haben, daß „bei Minna damals in Prittagk [Prittag, bei Züllichau, wo ihr Bruder wenigstens später Pfarrer war] die ersten Anzeichen eines getrübten Seelenzustandes hervorgetreten seien, und man sie, um ihre Melancholie zu zerstreuen, in die frühern anmuthigen und ihr so lieb gewordenen Umgebungen zurückzuversetzen“ beschlossen habe, so bedürfen wir eines solchen Schlüssels keineswegs, ja es widerspricht dieser willkürlichen Voraussetzung der Umstand, daß Minna sich kurz vorher verlobt hat. Der Kern des gesuchten Geheimnisses soll nach Hesse in der unmittelbar an die S. 289 angeführten Worte der Frau Frommann sich anschließenden Aeußerung liegen: „Manchmal ist mirs, als wünschte ich diese Helena zu verdoppeln, und dem schönen Paris das Blendwerk zu geben, damit er den Wunsch seines Herzens erfüllt glaubt. Erwacht, im reifern Besinnen würd' er mirs vielleicht danken. Das wirkliche häusliche, sittliche Weib scheint mir bei dem andern noch immer recht und gut angebracht. Aber es kann auch sei, daß die erste Liebe ein treues Herz bewahrt; wie ist man dann befugt, wozu soll man etwas stören, was so schön und heilig ist!“ Es ist hier offenbar von zwei Bewerbern die Rede, und zwar von den zwei letzten, dem schlesischen Edelmann, der ihre wirkliche erste Liebe war, und dem berliner Gymnasiallehrer. Von dem einen glaubt sie, daß er für sein höheres Gesellschaftsleben nicht das in Minna finden werde, was die schwärmerische Liebe ihm vorspiegle, wogegen sie eher dem bürgerlichen Bewerber, der ohne überspannte Ansprüche nur ein häusliches, sittliches Weib sich wünsche, genügen werde. Eine Helena nennt sie Minna, weil sich alle Männer von ihr angezogen fühlen; das mythologische Bild von der doppelten Helena, der wirklichen in Ilios und ihrem bloßen Bilde in Aegypten, ist freilich etwas sehr frei und will nicht ganz passen, doch deutet es

wohl darauf, daß von Schweinitz seine Ansprüche noch nicht aufgegeben hatte. Der schöne Paris bezeichnet den vornehmen reizenden Jüngling, der, von ihrer Anmuth bezaubert, in ihr sein Ideal gefunden zu haben glaubte. Entsetzlich ist es, wie Hesse bei diesem an Goethe denken konnte, der noch immer nach ihr verlange, der ihre erste Liebe gewesen sei: nicht allein ist beides nicht wahr, sondern der Zusammenhang spricht deutlich dafür, daß es sich um die beiden letzten von Minna angenommenen wirklichen Bewerbungen handelt. Aber Hesse geht so weit, unter dem „wirklichen häuslichen, sittlichen Weib“ an Christiane Vulpius zu denken, so daß Frau Frommann urplötzlich, nachdem sie des Unrechts, das Minna gethan, und ihrer letzten Bewerbungen gedacht, auf Goethe überspringe, der sich vier Jahre lang von Minna ganz fern gehalten und dessen Anziehung Frau Frommann so wenig gefürchtet hatte, daß sie diese Zeit über immerfort Minnas Rückkehr wünschte. Und wie faßt denn Hesse die Bezeichnung dem andern, die den Gegensatz zu dem schönen Paris bildet, auf, und wie stimmt der Gegensatz aber es kann auch sein zu dem unmittelbar vorhergehenden Satze, wenn man diesen so fabelhaft mißversteht!

Aber darüber macht sich Hesse keine Gewissensbisse. Seine Entdeckung verfolgt er frohgemuth weiter. Ohne Zweifel, meint er, liegt einer von folgenden vier Fällen vor. Entweder hat „die selbstlose Christiane Vulpius, die Leidenschaft Goethes begreifend, sich zum Opfer dargeboten und brieflich gegen Minna Herzlieb erklärt, daß sie bereit sei, in eine Trennung von Goethe zu willigen“, oder „Goethe hat selbst der Geliebten, das Fernsein derselben unerträglich findend, diesen Vorschlag gemacht, und Minna Herzlieb ihn verworfen, verworfen mit gebrochenem Herzen“, oder „Goethe hat die Entfernte mit Briefen und Gedichten bestürmt und sie dadurch elend gemacht“, oder „die frommannschen Eheleute haben, durch Goethe aufmerksam gemacht, oder von anderer Seite benachrichtigt, daß die krankhaften Erscheinungen in dem Gefühlsleben Minna Herzliebs lediglich auf ihre Trennung von Jena und Goethe zurückzubeziehen, die Zurückführung der Erkrankten an die Stätte, wo sie verwundet worden, beschlossen“. Das letztere scheint Hesse das Natürlichste; das Unrecht soll auf der Seite der Frommanns ge-

wesen sein, weil sie ihre Entfernung für nöthig gehalten, ohne zu berechnen, welche Folgen diese auf Minnas Herz haben müsse. Jeder der angenommenen Fälle aber ist so toll und widerspricht so geradezu Goethes Charakter, dessen S. 287 f. erwähnter Aeußerung an die Seidler vom September des vorigen Jahres, der liebevollen Besonnenheit der Pflegeeltern und allem, was wir von dem ganzen Verhältnisse wissen, wie das Mißverständniß der Aeußerung, aus der sie gefolgert worden, ungeheuer ist. Von irgend einem Anspruche Minnas auf den Dichter zeigt sich nicht die geringste Spur, ja wenn sie auch Goethe innigst geneigt war, an seinen Besitz dachte sie so wenig wie irgend eines der andern jungen Mädchen, die von ihm bezaubert waren. Wenn der junge Frommann sie im Jahre 1808 aus Goethes Liede „Trost in Thränen" bis zum Ueberdrusse die Strophe singen hörte von den Sternen, die man nicht verlange, an deren Schein man sich freue, so mag man darin immer den Ausfluß einer Neigung zu dem „lieben alten Herrn" sehen, aber zugleich das Bewußtsein, daß der Dichter, abgesehen von seiner noch bestehenden Ehe, zu hoch über ihr stehe, als daß sein Besitz ihr in den Sinn kommen könne: aber Hesse setzt das Gegentheil voraus und findet darin später auch einen Beweis ihrer krankhaften Natur. Goethe selbst mag sie kurze Zeit, wie er an Zelter schreibt, mehr als billig geliebt haben, aber er hatte bald seine Leidenschaft überwunden, noch ehe er sein erstes Sonett dichtete, ja von einem tragischen Kampfe, von einer Verdüsterung seiner Seele kann keine Rede sein: es war dies nur ein reines Phantasiebild Stahrs, das nicht entschieden genug zurückgewiesen werden kann. Froh und heiter war er bald nach dem Adventsonntag 1807 in Jena; in bester Stimmung kehrte er am 18. Dezember nach Weimar zurück; bald darauf brachte er seine Frau nach Jena zum Ball, auf dem auch wohl, wie die meisten jungen Damen, die neunzehnjährige Minna gewesen sein wird, und niemand merkte an ihm irgend eine leidenschaftliche Spannung. Bei Minna, der anmuthigen Pflegetochter des ihm liebwerthen frommannschen Hauses, zeigte er sich anmuthig freundlich, aber gegen eine leidenschaftliche Aufwallung schützte ihn der sittliche Ernst seines Entschlusses. Eine Regung zu Minna hatte er so wenig verrathen, daß es damals niemand in Jena und

Weimar einfiel, in seinem „Wahlverwandtschaften“ habe ihm deren Bild vorgeschwebt, während man Modelle zu andern Personen des Romans in der schopenhauerschen Abendgesellschaft erkannte. Minna war beim Erscheinen des Romans freilich noch nicht in dieser gewesen; sie befand sich schon länger als ein Jahr in Züllichau, aber in Jena war sie doch sehr bekannt und auch, daß ihr Goethe seine Huldigung dargebracht hatte, kein Geheimniß. Hätte Frau Frommann von einer Neigung Goethes zu Minna gewußt, jedenfalls hätte sie in Ottilien ihr Bild sehen müssen: aber jeder Gedanke daran lag ihr fern.

Wir wissen, daß ihr Verlobter Pfund mit Minna im Dezember 1812 in dem Abendkreise der Schopenhauer erschien, ohne Zweifel in Begleitung von Frau oder Herrn Frommann. Damals muß sie auch bei Goethe gewesen sein, der sich ihrer Verlobung gefreut haben wird, aber bald darauf zu seiner Ueberraschung hörte, daß diese wieder aufgehoben worden, da, wie Frau Frommann dem Verlobten versicherte, ihr abstoßendes Benehmen gegen ihn keine augenblickliche Laune sei, sondern sie ihn nicht liebe, der Gedanke an die Verbindung mit ihm sie unglücklich mache. Hätte sich Goethe irgend gegen Minna schuldig gewußt, er würde nicht bald darauf in einem Briefe an Luise Seidler gescherzt haben (oben S. 257), er habe immer geglaubt, dieses Geistchen gehöre einem treuen Elemente an; wobei die Bezeichnung als „Geistchen“ durch die kurz vorher erwähnten „Geisterchen“ veranlaßt ist, die, wie Knebel geäußert hatte, zu Jena an seinem Gartenzaun plätscherten und schwatzten und das treuloseste Geschlecht in der Zauberwelt seien.

Kaum war Minna von ihrer drückenden Last befreit, so fühlte sie sich heiter und wohlgemuth. Stahir spricht irrig von zwei kurz darauf eingegangenen Verlöbnissen in Jena, die sich rasch zerschlagen hätten.*) Die bewegten Tage der Schlacht bei Leipzig und Jenas darauf folgende Beunruhigung bestand sie mit starkem, vaterländisch begeistertem Muthe. Im Dezember schrieb Frau Frommann an die

*) Luise Seidel sagt, zweimal sei sie Braut gewesen, ohne daß die Verlobung zu einer ehelichen Verbindung geführt: aber sie setzt diese offenbar in die Zeit, wo Minna von Jena nach Züllichau gegangen war.

Gattin von Steffens: „Minchen und Allwina führen ein herrliches Leben zusammen. Sie lieben sich, wie ich fast nie Schwestern sich lieben sah, und so liebten sie sich immer.“ Auch was sie sonst in demselben Briefe schreibt, deutet auf eine entschieden glückliche, durch keine bösen Erinnerungen und keine Sorge für die Zukunft getrübte Stimmung. So hören wir, selbst Minchen und Allwina seien an Münchow zu Rittern geworden, wenn Kleingläubigkeit und Furcht in jenen gespannten Tagen sich seiner bemeistert hätten. Minchen grüße sie alle auf freundlichste, heißt es weiter, habe ihr auch so viel Hübsches für Frau Steffens und ihre Schwester gesagt, sei aber aus leidiger Dintenscheu nicht dahin zu bringen gewesen, es aufs Papier zu bringen. Derselbe herzliche Frohsinn spricht aus Minnas Dankbriefe an Hofrath Stark vom 28. Mai 1814, der, da er aus Jena nach Berlin berufen worden war, vor seinem Abgange ihr einen schönen Orangenbaum zurückgelassen und ihr von Berlin die besten Wünsche zu ihrem Geburtstage gesandt hatte. Sie schreibt ihm von der allerfreundlichsten Ueberraschung, die sie an ihrem Geburtstage gehabt, als sie morgens in die blaue Stube getreten sei und die reichen Geschenke gesehen habe. „Ich sage Ihnen nicht, was ich dabei empfand; ob ich aber das recht dachte und fühlte, das mögen Sie enscheiden.“ Bei dem nachmittägigen Ausflug nach der Kunitz sei sie recht in sich heiter gewesen, ob sie gleich noch froher hätte sein können. Der ganze Brief ist mit recht kindlichem Wohlwollen einer freilich nicht zu mutwilliger Lust gestimmten, aber in sich zufriedenen, dankbaren Seele geschrieben. Auch in den folgenden Jahren hielt diese heitere Zufriedenheit vor. Das herzliche Familienleben und der rege Verkehr mit so vielen alten Bekannten waren ihr sehr erfreulich.

Ende 1814 kam Goethe wieder einmal nach Jena, dann im November und im Dezember 1815, acht Jahre nach der schönen Zeit seiner Sonettendichtung. Er hatte jetzt in Frankfurt seine wetteifernd mit ihm dichtende Suleika gefunden und trug gern Lieder seines weströstlichen „Divan“ vor. Beim zweiten Besuche fühlte er sich freudig gehoben durch seine Ernennung zum ersten Staatsminister. Auch Frommanns blieben nicht unbesucht, und gegen Minna, deren sonderbares Liebesgeschick er bedauern mußte, konnte

er sich nur freundlich wie immer zeigen. Tief ergriffen durch den Tod der Kaiserin von Oesterreich und die schrecklichen Leiden seiner dem Tode verfallenen Gattin kam er am 11. Mai 1816 nach Jena, von wo ihn die Krampfanfälle derselben an Minnas Geburtstag zurückriefen. Der 6. Juni erlöste Christianen von ihren schweren Leiden. Goethe wurde durch diesen Verlust schwer betroffen. An Minnas Freundin, die Malerin Luise Seidler, schrieb er zwei Tage später: „Den lieben jenaischen Freunden und Nachbarn tausend Dank für ihre tröstlichen Worte. Bei dem großen Verluste, den ich erlitten, kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben.“ Nach Jena kam er erst wieder, als die Verlobung seines Sohnes sich entschieden hatte, gegen den 20. März 1817; er war damals in großer Aufregung wegen des Theaters. Seine Vorschläge zur Ordnung der Theaterverhältnisse fanden beim Herzog nicht die gewünschte Anerkennung. Als er von der Theaterleitung entlassen war, eilte er gleich am 13. April nach Jena. Auch dort war die Aufregung über dieses Ereigniß allgemein. Er beschäftigte sich jetzt mit den Anstalten für Kunst und Wissenschaft. Zu Minnas Geburtstag sandte er ihr die beiden Bände der neuen Ausgabe seiner Gedichte, in welche er zuvor Verse zur Widmung geschrieben (vgl. S. 222).*) Die beiden wirklich auf Minna bezüglichen Sonette fanden sich darin noch nicht; von den hier gedruckten spielt nur das Sonett „Wachsthum“ darauf an, daß er sie von Jugend an habe sich entwickeln sehen. Darauf ist es denn wohl zu beziehen, wenn Goethe sagt, finde sie hier Bekannte, so habe sie sich vielleicht erkannt. Die Bekannten sind die Sonette, in welchen sie sich wiederfinde.**) Hat erkannt steht freilich hier etwas sehr frei für

---

*) An Fräulein Wilhelmine Herzlieb.

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
Sei dieser auch Ihr zugewandt,
Und wenn Sie hier Bekannte findet,
So hat Sie Sich vielleicht erkannt.

**) Goethe selbst scheint die Beziehung nicht mehr verstanden zu haben, wenn er im Jahre 1827 dem unter der Ueberschrift: „Zum Geburtstag mit

erkennt; mag man auch das Perfekt auf das rasche, augenblickliche Erkennen beziehen wollen, so hat doch besonders der Reim es zu verantworten. Im Grunde konnte es Minna Goethe fast verdenken, daß er die eigentlich auf sie gedichteten nicht aufgenommen hatte. Dieser blieb, bis ihn die am 17. Juni im engsten Kreise gefeierte Vermählung seines Sohnes nach Weimar zog, kam aber bald zurück und verweilte bis zum 8. August wieder daselbst. Im November siedelte er auf längere Zeit nach Jena über, da die ihn Jahre lang beschäftigende Vereinigung der dortigen Bibliotheken seine fast dauernde Anwesenheit forderte.

Am 11. November wurde im Hause Frommanns die silberne Hochzeit im Familienkreise gefeiert. Frau Frommann that es leid, daß von den 11 Erwachsenen, die sie umgaben, noch keines ein glückliches Loos in der Ehe getroffen. „Aber wir waren vergnügt“, schreibt sie ihrem Sohne. „Ich kann sagen: die beiden lieben Mädchen [Minchen und Allwina] habe ich nie liebenswürdiger gesehen. Wenn sie der Rührung ihres Gemüths einen Ausbruch gönnen wollten, faßte mich eins von hinten um und küßte mich, oder sie drückten mir die Hand oder sahen mich zärtlich an.“ Sechs Wochen später beschreibt Minna dem in Berlin studierenden jungen Frommann ihren glücklichen Weihnachtsabend. „Ich fühlte mit unbeschreiblicher Gewalt das Glück einer Familie, die sich ganz versteht. Allwina und ich saßen vor ihnen [Vater und Mutter] mit recht vollem Herzen; nur zuweilen ein Blick und wir verstanden uns, wie du und [sein Freund] Scheidler auf eurem Heimgange.“ Hesse ist sehr im Unrecht, wenn er darin Mangel an Frische, an Gedankenfülle, ihr altes träumerisches Wesen findet; er übersieht, daß wir nur eine Stelle aus diesem Briefe kennen, nicht was sie sonst ihrem brüderlichen Freunde schrieb.

Die ganze Zeit verfloß ruhig, ohne jede Störung; nicht die leiseste Spur, daß die Erinnerung an Goethes Liebe und die

---

meinen kleinen Gedichten“ unter den „Inschriften, Denk- und Sendblättern“ gedruckten Gedichte die Erläuterung hinzufügt: „Wo sie sich auf manchem Blatt wie im Spiegel wieder finden konnte“, wonach die „Bekannten“ wohl andere von ihm besungene anmuthige Gestalten sein sollen, die ihr ähnlich sehen.

Sehnsucht nach ihm ihre Seele bekümmert, ihren Sinn getrübt hätte; auch ihr wirklich geliebter von Schweinitz war vergessen. Aber freilich mußte, trotz aller liebevollen Behandlung, zuweilen ein gewisser Unmuth sie ergreifen, daß sie ohne jede Bestimmung im Hause ihrer sie wie ihr eigenes Kind liebenden Pflegeeltern lebe. Frau Frommann schreibt ein paar Wochen nach ihrer silbernen Hochzeit: „So heiter Minchen im ganzen ist und so wohl es ihr bei und unter uns gefällt, so fühlt sie doch oft, und ich könnte sie nicht lieben, wenn sie es nicht fühlte, daß sie auf der Welt mehr Gutes stiften und nützen könnte." Einmal äußerte sie; als in Züllichau ein Trauerfall eintrat: „Ach, wenn ich in Züllichau wäre, ich wüßte, was ich thäte." Aber es fehlte ihr eben eine entschiedene Willenskraft. Als ihr Onkel Borsch in Berlin seine Gattin verlor, dachten Allwina und Frau Frommann, sie könnte bei diesem wohl die Sorge für die Kinder übernehmen, ohne daß eines von ihnen diesen Gedanken ausgesprochen hätte; aber Borsch fand bald andere Hülfe, ehe Minna einen solchen Entschluß äußerte. In ein ganz falsches Licht setzt Hesse den Brief, in welchem Frau Frommann ihrem Sohne mittheilt, daß sie bei dem Verluste von Borsch gedacht hätten, Minna würde sich gedrungen fühlen, die Sorge für die Kinder zu übernehmen, wozu sie bei ihrer Liebe zu Kindern sehr geschickt sei. Ohne zu bedenken, wie offen und frei sich Frau Frommann immer gegen ihren Sohn äußert, meint er, diese habe ihren Vortrag äußerst geschickt gehalten, um diesen zu veranlassen, Borsch auf Minna hinzuweisen, damit dieser ihre Hülfe in Anspruch nehme Hesse möchte hier herauslesen, daß die Frommanns ihre Pflegetochter gern los geworden wären, deren Zustand ihnen eben beschwerlich gefallen. Jeder Unbefangene erkennt, daß die Pflegeeltern nur eine solche Stellung für sie wünschten, zu welcher sie sich selbst gedrungen fühlte und in der es ihr behaglich werde. Wie kann man so plump mißverstehen und die edelsten Charaktere mit willkürlichem Verdachte entstellen! Aber die Worte „so heiter sie im ganzen ist" und der ganze Ton des Briefes scheinen ihm zu verrathen, „daß in der Familie noch immer etwas Gepreßtes, Unklares vorhanden war", obgleich das gerade Gegentheil offen vorliegt. Aus allem (woraus?) möchte er folgern, daß „noch immer eine außergewöhnliche, zwar

zu augenblicklichen Besorgnissen keinen Anlaß gebende, aber dennoch bedenkliche, jedenfalls mit dem frischen, gesunden Hauche innerhalb des glücklichen frommannschen Familienlebens sich schwer vermischende Gemüthsstimmung Minnas im Lauf der Zeit nicht zu beseitigen gewesen war". Diese Gemüthsstimmung ist eine bloße Erfindung Hesses; Minna war so heiter und zufrieden, wie es ihr bei einer gewissen Verschlossenheit und dem Träumerischen ihrer Natur möglich war, nur daß das Bedauern, keine Bestimmung gefunden zu haben, zu keiner Selbständigkeit gelangt zu sein, sie zuweilen mißstimmen mochte. Goethe, der diesen Winter größtentheils wegen der Vereinigung der Bibliotheken in Jena zubrachte, kam auch zuweilen zu Frommanns, wo er oft sehr heiter war, wie am Mittag des 7. Dezember, wo auch Minna mit Alwinen anwesend waren.

Von einer Störung ihrer Ruhe durch das Unglück der Liebe, durch den dämonischen Einfluß, den man mit gewissenloser Willkür der vor zehn Jahren entflammten, sie gewaltsam ergreifenden Neigung Goethes zuschreiben möchte, ist gar keine Spur. Frommann, der, wenn einer, es wissen konnte, hatte ganz recht, sie hat nie einen Gedanken gehabt, Goethe zu besitzen, sie ist nicht durch Liebessehnsucht nach Jena zurückgetrieben, ihr Geist nicht in Folge derselben gestört worden. Dieser widerstand selbst den gewaltigsten Aufregungen, in welche die ihr widerwärtige Ehe mit Walch sie setzte, bis nach vielen Jahren (es scheint, nach dem 1853 erfolgten Tode Walchs, der in seinem letzten Willen ihrer reichlich gedacht hatte) ihre Sinne sich verwirrten. Man brachte sie nach Sorau, dann in eine andere Heilanstalt, aus der sie genesen entlassen wurde. Jetzt kam sie auch wieder ein Jahr ums andere nach Jena zu dem jüngern Frommann (ihre Pflegeeltern waren längst gestorben), wo sie die mit ihrem eigenen Möbeln ausgestattete Stube bewohnte. Sie war gesund und heiter. Erst der Tod ihrer Schwägerin, mit der sie so lange zusammen gelebt hatte, verstörte 1864 den Geist der Fünfundsiebzigjährigen aufs neue. Das physische Uebel, die Verknöcherung der großen Adern im Herzen, das immer gestiegen war, führte ein Jahr später ihren Tod herbei. Hesse spricht von einer krankhaften Naturanlage Minnas, aber das Träumerische, welches sie ihr ganzes Leben behielt, und ihre Unfähigkeit zu anhaltender,

strengerer Verstandesarbeit sind noch keineswegs krankhafte Erscheinungen; sie war eben eine mehr im Gemüthe als im Verstande lebende Natur, von unendlicher Zartheit, herzlichem Wohlwollen und sinniger Anmuth. Ebenso wenig können wir Hesse zugeben, ihre Affekte seien „durch die Bevorzugung des größten Dichters" gesteigert worden. Daß er den wunderbaren Eindruck, den die vollendete Jungfrau am Advent 1807 auf ihn gemacht, in einem nach Petrarcas Weise ihr huldigenden, auf ihn sich beziehenden Sonette aussprach, konnte ihr nur schmeicheln. Die Charade auf ihren Namen bezog sich nicht eigentlich auf sie; eine viel sinnlichere und deutlichere, auf sie hinweisende von Zacharias Werner war ihr vorhergegangen. Auch das Sonett „Wachsthum" konnte sie nur im allgemeinen als eine dichterische Huldigung betrachten: zu gleicher Zeit war sie von manchen andern umschwärmt; Aeltere und Jüngere wurden von ihren Reizen angezogen und die Jüngern suchten ihr oft, wie es Riemer berichtet, einen Kuß zu rauben. Aber alle diese Huldigungen übten keine dauernde Wirkung auf sie. Daß Stahrs Legende von dem tragischen Kampfe Goethes und alles, was Hesse darauf gebaut, auf unglaublich leichtfertiger Ausdeutung und theilweiser Unkenntniß des thatsächlich Feststehenden beruht, haben wir gezeigt. Wenn letzterer von auf Ueberspannung deutenden „Symptomen" spricht, die „nach der Lösung dieses Verhältnisses [zu Goethe] schon äußerlich in ihren Briefen und Handlungen hervorgetreten", so fehlt jeder Nachweis solcher. Daß sie mehrfache Anträge abwies, gestattet keinen Schluß auf Ueberspannung; wirklich scheint sie den jungen schlesischen Edelmann geliebt zu haben, und daß sie sich mit dem nicht von Herzen geliebten, sich ihr freundlich nähernden, ihre Seelenstimmung benutzenden, ihr eine freundliche Zukunft sichernden Landsmanne verlobte, war ein übereilter Schritt der Verzweiflung. Schon Goethes Sickingen sagt: „Bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt sind, wird ein Heiratsantrag bald gar." Aber sie fühlte sogleich, daß sie ihn nicht lieben könne, und wohl wirkte die noch im Herzen glühende erste Liebe, auch wohl die sich schon regende Ehescheu fort, als sie gegen den zum Besuche gekommenen Bräutigam sich abstoßend zeigte. Die beiden ersten schriftlichen Bewerbungen des Oberappellations-

rathes Walch wies sie ab; als dieser aber, in der Hoffnung, eine günstigere Enscheidung zu erlangen, wenn Minna ihn näher kenne, um Zutritt im frommannschen Hause bat, war sie nicht dagegen; Nach einiger Zeit erneuerte er seinen Antrag und sie willigte ein. Der Hauptbeweggrund zu diesem Entschlusse war wohl das Verlangen, eine selbständige Bestimmung zu gewinnen; daneben erfreute sie die Aussicht, von dem geliebten Jena und von der mit ihr wie blutsverwandt verbundenen Familie Frommann nicht getrennt zu werden. Daß ihr Herz nicht für Walch spreche, verhehlte sie diesem nicht; dennoch ging sie die Verlobung mit ihm ein. Nach dieser trat ihre Abneigung gegen ihn scharf hervor, aber sie traute sich Kraft zu, diese durch Pflichtgefühl zu überwinden; auch scheute sie sich wohl, zum zweitenmal eine Verlobung rückgängig zu machen. So bestand sie denn auf der Heirat, obgleich Frau Frommann und Walch selbst ihr vorstellten, das Beste würde eine Lösung des Verhältnisses sein. Sie hatte sich zuviel zugetraut: Abneigung und Ehescheu machten es ihr unmöglich, bei Walch zu leben, ihr Widerwille gegen ihren Gatten steigerte sich so, daß selbst dessen Nähe sie in Schrecken setzte; dabei mögen auch der Vorwurf gegen sich selbst, daß sie nicht mehr sittliche Kraft über sich habe, und ihr Unrecht gegen Walch sie gequält haben. Das Gefühl dieses Unrechts verfolgte sie auch, als sie zu ihrem Bruder geflohen war; sie schrieb Walch freundliche Briefe und meinte doch noch den Widerwillen gegen ihre Ehe überwinden zu können, ja sie machte mehreremale den Versuch, „ob es nicht ginge“, aber mit immer schlechterm Erfolg, da der Zustand, in welchen sie sich versetzt fühlte, so oft sie Walchs Wohnung betrat, mit dem glücklichen, den sie eben verlassen, im schreiendsten Gegensatze stand. Wie viel zu ihrer Ehescheu die Erinnerung an ihre erste Liebe beigetragen, wer möchte es entscheiden! Jedenfalls haben die dichterische Huldigung Goethes und dessen augenblickliche, ihr selbst verborgene leidenschaftliche Neigung auch nicht den entferntesten Antheil an ihrem Unglücke. Das erweisen ihre eigenen Aeußerungen gegen von Loeper (oben S. 234 f.) und das vollgültige Zeugniß des jungen Frommann, dem wir für die Einsicht, die er uns in diese Irrgänge verschafft hat, zu vollem Danke verpflichtet sind. Stahrs Legende ist eines der

warnendsten Beispiele, wie leicht ein geistreich verfolgter Einfall zu ärgster Entstellung, ungerechtester Beschuldigung und völliger Verwirrung der Verhältnisse führt.

Die mir kurz vor dem Abdrucke dieses Aufsatzes zugegangene Schrift: „Aus Goethes Herzensleben. Wahrheitsgetreue Darstellungen von Fr. von Hohenhausen“ (Leipzig, A. Bergmann), entspricht leider so wenig der Verheißung des Titels wie der Aeußerung des Vorworts: „Das Gesammtbild, welches hier dargeboten wird, ist durchaus im Licht der geschichtlichen Wahrheit, ohne Ausschmückung, ohne Splitterrichterei, aber gewiß mit echter Pietät gezeichnet.“ Eine Darstellung von Goethes Liebesleben aus einem warm und rein empfindenden Frauenherzen wäre höchst erwünscht, sollte dieses ihm auch nicht ganz gerecht werden, die Strahlenbrechung ihm nicht durchaus günstig sein. Entschieden ablehnen müssen wir jede nicht aus der Gesammtheit der feststehenden Thatsachen hervorgegangene Schilderung. Wie schwer hält es oft einem am offenen Lichte des Tages unter uns sich frei bewegenden Manne ins Herz zu schauen, seine Absichten, sein innerstes Wesen zu erkennen! Viel schwieriger wird dies bei einem Abgeschiedenen, den wir selbst nicht gekannt, dem wir nie nahe gekommen, dessen Bild wir nur aus den Strahlen seines Wirkens und aus einzelnen durch umfassende Kenntniß und kritische Sichtung der Ueberlieferung mehr oder minder zuverlässig erhaltenen Zügen gewinnen. Hier kann die Ueberlieferung kaum reich genug fließen. Die erste Pflicht des Darstellers ist sich dieser möglichst vollständig und treu zu versichern. Ein einziger unvorsichtig aufgenommener falscher Zug kann das ganze Bild entstellen, ein übergangener echter sich an der Reinheit der Auffassung rächen. Bei der Verfasserin der „Unglücklichen Liebespaare“ ist nicht allein dir Kenntniß der Thatsachen unverantwortlich beschränkt, sie begeht auch die schlimmsten Versehen. So beruht z. B. dasjenige, was S. 241 als „das Merkwürdige“ bei der Dichtung der „Wahlverwandtschaften“ bezeichnet wird, „daß Goethe diesen Roman an Minna Herzlieb als Geburtstagsgabe sendete, mit folgender deutungs-

voller Widmung: ‚Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet u. s. w.‘“ (vgl. S. 295) auf arger Verwechslung; denn mit jenen Versen übersandte Goethe im Mai 1817 die beiden Bände seiner Gedichte, die schon vor zwei Jahren erschienen waren. Bedeutend ist es gerade, daß Goethe den Roman der entfernten Freundin nicht schickte, wogegen die Verse, wenn sie auf diesen sich bezögen, für Ottilien als Ebenbild Minnas zeugen würden, und dazu Goethe die Abgeschmacktheit der Aeußerung aufbürden würden, finde Minna im Roman Bekannte, so habe sie sich vielleicht erkannt. Auch die Bemerkung über das frommannsche Haus ist so wenig ganz richtig als die Behauptung, Frommanns Schrift habe schon mehrere Auflagen erlebt; wenigstens sind mir nur zwei bekannt. Aber hätte die Verfasserin auch nur die erste mehr als flüchtig benutzt, so würde sie vor manchen Unwahrheiten sich geschützt haben, die dem von einem ebenso unverdächtigen wie gutunterrichteten Zeugen Berichteten auf das schroffste widersprechen. So ist von der Behauptung: „Goethes Neigung für das holde Mädchen wurde in Jena indessen bald bemerkt und viel besprochen, Frau Frommann fühlte sich verpflichtet Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen“, das gerade Gegentheil wahr. Frommann sagt: „Goethes Neigung zu ihr wurde wärmer, ohne daß dies äußerlich hervorgetreten wäre. Im jenaischen und weimarischen Publikum hatte niemand eine Ahnung davon.“ Eine gleich starke Versündigung gegen die Wahrheit ist es, wenn es S. 241 f. heißt: „Minna reiste in demselben Jahre [1809 oder 1817? Wirklich 1808] auf Wunsch ihrer Pflegemutter nach ihrem Geburtsort Züllichau; wahrscheinlich fand man es nöthig, eine Trennung von Jena herbeizuführen, damit Goethe dem jungen Mädchen nicht mehr gefährlich werden konnte und auch das Gerede über seine Huldigung aufhörte. Denn letzteres mußte durch die Erscheinung des Romans verstärkt werden, da Minna unter der Maske von Eduards Geliebter Ottilie so leicht zu erkennen war.“ Aber thatsächlich steht nach Frommanns Mittheilung fest, daß niemand, auch nicht Frau Frommann, eine Ahnung davon hatte, bei der Romanheldin schwebe Ottilie vor, und die Reise nach Züllichau war nichts weniger als ein Sicherheitsventil. Auch alles, was die „wahrheitsgetreue Darstellung“ von Goethes Verhältniß zu Minna

weiß, widerspricht sichern Thatsachen. Wenn die Verfasserin meint, Goethe hätte, wenn er auch Minna nach dem Tode seiner Gattin nicht heiraten gewollt, „wenigstens etwas thun können, um ihre mittellose Lage zu erleichtern", so fragen wir: „Welches Recht hätte Goethe gehabt, sich in ihre Verhältnisse einzumischen? Wäre dies nicht eine Beleidigung für die Familie Frommann gewesen, die sie zu den Ihrigen rechnete? Und gesteht denn die Verfasserin, die übrigens mit der Zeitfolge sehr frei umspringt, auch nicht selbst, Minna habe Goethe schon „vergessen" gehabt, dieser durchaus nichts gethan, was ihr irgend einen Anspruch auf ihn gegeben? Aber Minna soll dann doch noch in ihrem Herzen an Goethe gehangen haben das wird aus der Lösung ihres Verhältnisses zu Pfund vermuthet. Freilich ist dies der Verfasserin „leicht", weil sie eben die wirklichen Verhältnisse nicht kennt. Nebenbei erhalten wir noch die Vermuthung ins Blaue, in den launigen, im Volkstone gedichteten Versen „Unüberwindlich" habe Goethe „den Vorgang verewigt", daß „Silvie von Ziegesar ihm eine ihrer schönen langen Locken schenkte, wofür er ihr einen ‚elenden kurzen Büschel Haare' gab oder sich nehmen ließ". Das ist eine saubere Mythendichtung aus den Worten eines Briefes von Goethe an die heitere Freundin: „Ein armseliges Büschelchen lege ich bei gegen die schöne geringelte Gabe. Sie sollen mirs aber gewiß nicht in allem so zuvorthun." Die Beziehung jener Verse auf diese Wechselgabe ist eben so willkürlich wie ungeheuerlich. Doch noch schlimmer ist es, wenn die Verfasserin trotz aller angeblichen Pietät schreiben konnte: „Minna Herzlieb mit Friederike von Sessenheim, die holden Mädchenblumen, welkten unter den Strahlen der Dichtersonne dahin, weil seine Liebe ohne Treue war." Was hat das sehr vorübergehende Verhältniß zu Minna mit der tiefen Herzensliebe zu Friederiken zu thun, gegen die Goethe sich schuldig fühlte, während er Minna seine keimende Neigung nicht verrathen, sondern sie gleich anfangs unterdrückt hatte! Und die Verfasserin sagt ja selbst, daß Minna auf ihn nicht gerechnet, daß er seine Neigung zu ihr überwunden habe. Aber eine solche Redewendung ist doch gar zu schön, wie unverantwortlich auch das damit Goethe angethane Unrecht sein mag. Das soll

Pietät sein! Eine schöne Pietät, die Goethe „Epikureismus der Leidenschaft“ Schuld gibt!

Leider ist es mit dem ganzen Buche nicht besser bestellt. So wird bei der allen Goethefreunden aus „Wahrheit und Dichtung“ bekannten Erzählung von des Dichters erster Liebe mit solcher Willkür verfahren, daß der Leser fast meinen muß, es lägen der Verfasserin neue, zuverlässigere Angaben vor. So läßt sie die Mutter bleich und zitternd ihren Wolfgang bei der Rückkehr von der draußen zugebrachten Nacht mit der Nachricht empfangen, sein Umgang mit Leuten niedern Standes sei entdeckt, und der „vergessene“ Hausschlüssel ist ihm vermuthlich auf Befehl des Vaters aus dem Rocke genommen worden, damit er in flagranti ertappt werde. Das Haus der Vettern, worin Wolfgang Gretchen zuerst sah, macht sie Goethes eigener Darstellung zum Trotz zu einem Wirthshause. Die apokryphe Erzählung vom „schönen“ Gretchen, der Tochter des Wirths zur Rose zu Offenbach, fehlt auch nicht. Und das nennt sich eine „wahrheitsgetreue Darstellung“! Sogar die durchaus kein Bild gebenden, aus einzelnen Stellen leicht zusammengewobenen zwei Bogen über Bettina segeln unter dieser Flagge, während sie gar keine der schwierigen Fragen berühren. Von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ weiß sie nur, daß er „trotz einiger Ungenauigkeiten eine Fundgrube für alle Goetheforscher ist, und als ein Meisterwerk von poetischer Prosa anerkannt werden muß“. Auf die von Bettinen in Anspruch genommenen Sonette Goethes geht sie eben so wenig ein als auf die übrigen Fälschungen der eitlen Liebesschwärmerin. Neu war mir die Behauptung (S. 256), die allerersten Gedichte im „Divan“ trügen allerdings Spuren ihres Einflusses auf Goethe. So etwas wird niemand auch nur von ferne zu vermuthen wagen, der die Entstehungsgeschichte desselben kennt, der weiß, wann dieser begonnen. Aber das ist gerade der Charakter dieser Darstellungen, daß die Verfasserin vieles ohne alle Kenntniß der Sache leichtfertig behauptet. Und doch kann man gerade bei der Beurtheilung so feiner Beziehungen, wie sie in Goethes Liebesleben zu Tage treten, kaum gewissenhaft genug sein. Und ist denn Goethes Ehre vogelfrei, daß jeder sich sein Liebesleben in seinem Kaleidoskop zusammenrütteln darf, wie er will! Wir verlangen

Wir verlangen für den großen Dichter nur die geringste Gunst, wenn es eine solche zu nennen ist, daß man nicht nach Willkür, sondern nach strenger geschichtlicher Prüfung auch seine Liebe darstelle; urtheilen darüber mag jeder nach seinem Sinne, nur die Thatsachen soll niemand fälschen oder mit seiner Schere beschneiden. Am bedauerlichsten ist es, wenn derartige auf weitere Kreise berechnete Schriften ein Trugbild der Wahrheit unterschieben, und so das Urtheil der arglos einer solchen Stimme Horchenden dauernd irre führen. Da ist es die Pflicht der Wissenden rücksichtslos die Wahrheit zu sagen und vor einer solchen Geschichtsmacherei, solcher durchgängigen Entstellung von Goethes Liebesleben zu warnen. Von einer anschaulichen, aus tiefer Erfassung des Bildes hervorgehenden Schilderung kann hier um so weniger die Rede sein als die Kenntniß der gerade in Betracht kommenden Thatsachen, um von Goethes ganzem Sein und Wesen nicht zu reden, die allerungenügendste ist, die Hauptquellen der Verfasserin unbekannt waren; und doch wagt sie Vermuthungen aufzustellen, zu welchen nur die genaueste Einsicht des vollständigen Thatbestandes berechtigte, die gerade so manche hier versuchte als rein unmöglich herausstellt. Die Wahrheit sollte jedem Deutschen zu hoch und der Dichter zu lieb sein, als daß er dessen Geist und Herz sich roh verleumden und von der Unkenntniß sein Bild sich verpfuschen lassen wollte. Wenn die Deutschen sich von August Hesse und Frau von Hochhausen über Goethes Liebesleben belehren lassen, so sind sie wohl berathen: der eine wendet allen sophistischen Scharfsinn auf, ihn zu verdächtigen, die andere beschuldigt ihn mit ärgster Leichtfertigkeit, um den Leser zum Mitleid gegen die arme Minna zu bestimmen, für die der Dichter, weil er eine arge Schuld gegen sie auf sich geladen, wenigstens etwas hätte thun müssen.

Anhang.

Bettine und Varnhagen.*)

Hermann Grimm hat in seinen „Neuen Essays über Kunst und Literatur", die überall den geistreichen Kopf und feinen Darsteller zeigen, ein bitter scharfes Urtheil über Varnhagen von Ense ergehen lassen. Man ist in neuester Zeit gegen Varnhagen viel zu verstimmt, als daß eine unbefangene Würdigung durchdringen könnte, aber eine so völlig einseitige Herabsetzung und schiefe Beurtheilung hätte man Hermann Grimm, der sonst so geschickt Charaktere auszulegen weiß, am wenigsten zutrauen sollen. Wir hören von ihm selbst, er habe ihn viele Jahre, nicht oft, aber, zusammengerechnet, viel gesehen, lange und gern mit ihm gesprochen: aber er hat ihn nur rein äußerlich in geselliger Unterhaltung gekannt, von seinem edlen, herzlichen, innigen Wesen, von seinem Gemüthe ist ihm keine Ahnung aufgegangen. Was er Varnhagen mit Unrecht vorwirft, er habe vor den Menschen gestanden, wie der Astronom vor dem Monde, habe nur die ihm zugekehrte Seite gesehen, dessen macht er selbst sich vollauf gegen jenen schuldig, wenn er seine Verstimmung einzig aus unbefriedigtem Ehrgeiz und Trieb nach Thätigkeit erklärt. Es wird eine Zeit kommen, wo man Varnhagens „Tagebücher" vorurtheilslos prüft, wo man aus ihnen in Verbindung mit seinen Schriften und sonstigen Mittheilungen ein vollständiges Bild dieser denkwürdigen Persönlichkeit in ihrer ganzen geistigen Entwicklung zu gewinnen sich gedrungen fühlt: dann wird man, wir zweifeln daran nicht, als den Pulsschlag seiner Seele

*) Bremer Sonntagsblatt 1865 Nro. 28.

die Liebe zum großen deutschen Vaterlande und zu dessen eigenstem Führer Preußen erkennen und seinen Aerger, seine Bitterkeit, seine Schmähworte, die bei einem so feinen Geiste doppelt auffallen, weniger aus persönlichen Rücksichten, die freilich nie ganz schweigen, als aus der Enttäuschung seiner heiligsten vaterländischen Hoffnungen herleiten. Wenn in den „Tagebüchern“ manche Personen bloß von der Varnhagen widerwärtigen Seite erscheinen, so liegt dies in der Natur jener Aufzeichnungen, die keine Charakterbilder von Personen liefern, sondern Varnhagens geistige Begegnisse, das, was auf ihn wirkte, und wie es in seiner Seele sich spiegelte, vergegenwärtigen sollten. Aber gerade die herben Urtheile über manche von Grimm verehrte Personen haben seinen Angriff auf Varnhagen wesentlich bestimmt, wenn er auch selbst einen andern Umstand stärker betont. Der Hauptinhalt der „Tagebücher“ bestehe aus dem, was andere ihm gesagt; er habe dies aufgezeichnet und lasse es durch testamentarische Anordnung zum Drucke gelangen. „Alexander von Humboldt und Bettine von Arnim waren 30, 40 Jahre lang Varnhagens genaueste Bekannten. Sie kamen zu ihm und sprachen sich aus über das, was ihnen gerade die Gedanken beschwerte. Sie waren bald verstimmt, bald erregt, bald auch nur in guter Laune, sich recht frei gehn zu lassen, nahmen über Gott, König, Verwandte und Freunde kein Blatt vor den Mund, und sobald sie den Rücken gekehrt, notirt Varnhagen in der Stille, was er gehört, und auf seine Verfügung wird das Manuscript zu einer Zeit publicirt, wo Humboldt und Bettine freilich todt, viele von denjenigen aber, über die sie beide Varnhagen gesprochen, noch am Leben sind und sich zum Theil auf das empfindlichste beleidigt fühlen“. Wir können nur erstaunt fragen: „Und das wäre Verbrechen?“ Humboldt war ein so ganzer Mann, daß alles, was er geäußert, bei richtiger Beurtheilung das Licht der Welt nicht zu scheuen braucht, und einer unrichtigen bleibt jeder große Mann eben so ausgesetzt, wie sie ihn gar nicht berührt. Wenn es aber manchen verletzen mag, daß Humboldt also über ihn geurtheilt, wenn manche ihn gern anders, eben so beschränkt, wie sie selbst, über viele Dinge denken ließen, so ist eine solche Enttäuschung keineswegs so bedauerlich, daß man deshalb das wirkliche Bild Humboldts, der von manchem

20*

jener Verletzten im Leben genug gelitten haben wird, ein Menschenalter lang verschleiern sollte. Und Bettine Arnim war in ihrer ausschweifenden Wunderlichkeit wahrlich bekannt genug, so daß man über ein scharfes oder spottendes Wort von ihr sich am wenigsten beklagen darf, da sich in ihrem Kopfe die Dinge wunderlich gestalteten und man ihre Stimme als den strengen Ausspruch ernster Wahrheit nimmer gelten lassen wird, wie geistreich sie auch zu spielen und sich zu einer idealen Höhe emporzuschwingen wußte; gehören ja gerade ihre absonderlichen Urtheile so recht zum launig gaukelhaften Wesen dieser romantisch angewehten Natur. Aber nicht allein die Mittheilung von Bettinens Aeußerungen, bei denen jeder Verständige die augenblickliche Aufregung in Anschlag bringt, sondern auch Varnhagens Urtheil über ihr Verhalten wird Grimm erbittert haben, und doch war Varnhagen hier ganz in seinem Rechte, ja man kann sagen, er übte nur eine Pflicht gegen die Geschichte, wenn er Bettinens Bild durch die unmittelbaren Züge ihres lebendigen Auftretens uns vergegenwärtigte. Wir sprachen von einem Gefühl der P f l i c h t: daß diese überhaupt Varnhagen von Ense habe leiten können, daß er diese Aufzeichnungen geschrieben, um ein lebendiges Bild der fluthenden Bewegungen mit möglichster Unmittelbarkeit zu hinterlassen, ein Bild, wie es keineswegs auch durch die allergenaueste Vergleichung der Tagesblätter gewonnen werden kann, und daß er die Absicht gehabt, durch das Hineinwerfen dieser Spiegelungen der seltsamen nächsten Vergangenheit auf die Entwicklung der Zeit zu wirken, daran denkt Grimm nicht im mindesten. Freilich stand auch Varnhagen auf einem Parteistandpunkte, das soll nicht geleugnet werden; ob seine frische, auf dem unerschütterlichen Felsen der Freiheit, des Rechts und der Ehre ruhende Anschauung die wahre gewesen, darum handelt es sich hier zunächst gar nicht, nur darum ob es für die geschichtliche Darstellung jener von ihm gekennzeichneten Zeit und zugleich für die politische Strömung der Gegenwart von Wichtigkeit gewesen, daß ein solches Bild, das zum Theil die allerbesten Gewährsmänner uns hier malen, hingestellt und, noch ehe der betreffende Kampf ausgekämpft, der Welt enthüllt wurde.

Bei Bettinen hat die Sache noch eine ganz besondere Seite.

Denn sehen wir davon ab, daß ihre Bestrebungen in dem großen Bilde der mächtig erregten Zeit nicht fehlen durften, so ist sie ein öffentlicher Charakter geworden, sie hat sich in jene Bewegungen eingemischt, hat eine bedeutende Wirkung zu üben gesucht, und auch in Goethes Leben hat sie sich eingedrängt, hat auf ihn zu wirken sich angestrengt, hat endlich durch ihre Erdichtungen, die sie zu ihrer Verherrlichung mit dem vollen Anspruch auf Wahrheit der Welt geboten, zu ganz falschen Beschuldigungen des großen Dichters Veranlassung gegeben, die erst mit Mühe widerlegt werden mußten, und leider noch immer hier und da fortwuchern, denen man erst ihre letzte Stütze raubt, wenn die wunderliche Mischung von Bettinens gaukelhaftem Wesen in vollem Licht erscheint. Darum sind wir Varnhagen zu warmem Danke verpflichtet, daß er nicht bloß in seinen „Tagebüchern" Bettinens Erscheinen bei ihm uns lebendig schildert, sondern auch ihre Briefe an ihn und Rahel mit höchst bedeutenden Aufzeichnungen zu ihrer Charakteristik der Veröffentlichung bestimmt hat. Sie liegen jetzt vor in der Sammlung „Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense" (1865).

Ja Bettine hatte sich, wie wir sagten, an Goethe herangedrängt; dieser mußte sich ihrer so lange lästigen Verehrung erwehren, als sie seinen häuslichen Frieden störte, indem sie seine Gattin verächtlich behandelte, bis ein ärgerlicher Streit mit dieser ausbrach. Später kam sie ihm mit dem Entwurf eines Denkmals zu seiner Ehre, worin die nackte Psyche, die sich an ihn schmiegt, Bettinen selbst vorstellen und ihre Züge tragen sollte. Ueber dieses „wunderlichste Ding in der Welt" konnte er nur lächeln; mit einiger Veränderung möchte der Einfall zu einem kleinen hübschen Modell recht neckischen Anlaß geben: daß es in kolossaler Weise in Marmor ausgeführt werden sollte, kam ihm nicht in den Sinn. Nach seinem Tode stellte Bettine sich nun gar als ein schwärmerisch ihn verehrendes, neckisch tolles Kind vor der großen deutschen Welt dar und übersetzte selbst das Buch, trotz ihrer geringen Sprachkenntniß, ins Englische. Obgleich der Briefwechsel mit dem Anspruch der Wahrheit auftritt, so hat doch Bettine ihre wirklich an Goethe

gesandten Briefe auf die allerwillkürlichste Weise umgestaltet, Zeit, Ort und Sachen verändert, ja in ihren phantastischen Erdichtungen ist sie so weit gegangen, daß sie nicht allein Goethes Sonette mit größter Willkür auf sich bezieht, sondern den Leser glauben machen will, der Dichter habe sie aus ihren Briefen herausgefingert, indem er nur weniges umgestellt und geändert habe. [Auch Lieder des „Divan" ließ sie sich mehrere Jahre früher schicken, ehe sie gedichtet waren.] Wie sie in dieser Täuschung während der Abfassung der Briefe immer weiter gegangen, das liegt ergetzlich zu schauen aller Welt vor. Ja Bettine war von ihrer Täuschung so umstrickt, daß sie später betheuerte, die goetheschen Sonette seien wirklich aus ihren Briefen hervorgegangen. Varnhagen schrieb mir am 5. April 1858 in Bezug auf einen damals von einem Verehrer Bettinens gewagten ritterlichen Angriff gegen Lewes, der nach anderer Vorgang die Täuschung als solche bezeichnet hatte: „Der Eifer für Bettinen geht gewiß aus löblicher Gesinnung hervor, aber der Ton ist übermäßig grob und der Sache nicht vortheilhaft. Denn man thut Bettinen keinen Dienst, die Frage, ob ihre Angaben Dichtung oder Wirklichkeit seien, ernstlich zu erörtern, und sie selber schadet sich nur, indem sie überall auf dem Boden der letztern zu stehn behauptet. In Weimar und Jena gilt überall, daß in den goetheschen Sonetten Minna Herzlieb (verheirathete Professorin Walch) die Hauptperson sei, die aber nie, wie Lewes glauben läßt, eine Liebschaft Goethes war, sondern nur der Gegenstand einer vielleicht immer verschwiegenen Zuneigung. Uebrigens eignet sich Bettine wirklich alle Sonette zu; noch gestern sagte sie dies ausdrücklich." Als ich auf Veranlassung jener Vertheidigungsschrift in der „Allgemeinen Zeitung" die Täuschung noch einmal genau nachgewiesen, erhielt ich einen namenlosen, mich bitter darüber zu Rede stellenden Brief, von dem gewiß Bettine nichts wußte, zu dem sich aber einer ihrer gläubigen jungen Verehrer hatte hinreißen lassen. Persönlich bin ich ihr nie nahe getreten. Als ich meine Goethes Jubelfest gewidmete Schrift Varnhagen gesandt hatte, traf Bettine ihn über derselben; sie wollte sie sehn, und hatte, wie er mir schrieb, so großes Gefallen daran, zeigte so dringendes Verlangen darnach, daß er sie für die nächsten Tage ihr überlassen mußte; sie selbst war damals mit ihrer

derselben Gelegenheit bestimmten Schrift beschäftigt. Drei Jahre später wies ich in meinen „Frauenbildern aus Goethes Jugendzeit“ die offen zu Tage liegende Verschiebung von Ort und Zeit, die launenhafte Erdichtung und die völlige Unzuverlässigkeit des „Briefwechsels mit einem Kinde“ nach. Kurz darauf erhielt ich von Arnims Verlag die eben erschienenen „Gespräche mit Dämonen“ zugesandt, mit der wunderlichen Bemerkung, diese Schrift stelle keine wirkliche Begebenheit dar, was natürlich eben so wenig jemand annehmen wird, wie ganz entschieden Bettine den Briefwechsel mit Goethe als einen wirklichen gab und bis zu ihrem Ende die Wahrheit desselben trotz der offenbarsten Widersprüche mit feststehenden Thatsachen behauptete.

Ist nun auch die Unechtheit des Briefwechsels unzweifelhaft festgestellt, so daß das Verlangen nach dem Abdruck der wirklichen noch vorhandenen Briefe höchst gerechtfertigt sein dürfte, so erscheint es doch jedenfalls als eine erwünschte Bestätigung und als Fingerzeig für die richtige Beurtheilung des ganzen Verhältnisses, wenn wir durch die neueste Mittheilung Varnhagens erfahren, daß Wahrhaftigkeit Bettinens schwächste Seite war. Schon Rahel, eine so ganz wahrhafte Seele, schreibt im Dezember 1810 auf Veranlassung einer argen Entstellung der Wahrheit von Bettinens Seite: „Woher in aller Welt, woher, um Gotteswillen, nimmt sie auch nur den Leichtsinn zu solcher Mißhandlung von Begebenheiten, die, wenn auch noch so klein und gering, ihr höchstens vergessenswerth dünken dürfen, in denen aber, wenn man ihnen so ihr Wahrheitsherz ausreißt, immer ein Lebendiges vernichtet wird!“ Wenn sie auf solche Weise die Wahrheit verleugnete, wenn sie gegen Schleiermachers Gattin behauptete, Rahel habe sich ihr aufgedrungen, nachdem sie selbst dieser von freien Stücken kindlich unbefangen nahe getreten war, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie in Weimar ihr Zerwürfniß mit Goethe in einer ihr günstigen, seiner Gattin höchst nachtheiligen Weise darstellte, wodurch sie die auf Goethes Ehehälfte schon genug erbitterte weimarische Damenwelt noch mehr aufregte, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie im Briefwechsel mit der Wahrheit das loseste Spiel trieb. Das Aergste in dieser Art, durch Unwahrheit zu bestricken, ist wohl die von Varnhagen erwähnte

Vorspiegelung, welche sie dem Bildhauer Steinhäuser machte, um ihn zur Ausführung des von ihr entworfenen Goethedenkmals zu bestimmen. Sie versicherte ihm, der König habe das Ganze gebilligt und übernommen: es kümmerte sie in diesem Augenblicke nicht im geringsten, daß sie dadurch in die größte Verlegenheit kommen müsse, da Steinhäuser sich, wenn die Unwahrheit herauskomme, an sie halten werde. Aus der peinlichsten Noth, da man nicht wußte, woher die geforderten 20,000 Thaler zu nehmen seien, rettete sie die Großherzogin von Weimar durch den Ankauf des Standbildes. Höchst bezeichnend ist die Aeußerung über sie von Helmine von Chezy, sie lüge nicht immer, wie sie denn in den Briefen Beethovens an sie, die neulich Nohl in der Sammlung von Beethovens Briefen wieder hat abdrucken lassen, nichts Bedeutendes geändert zu haben scheint. Als Beispiel, wie man Bettinens Aeußerungen oft geradezu umkehren müsse, um die Wahrheit zu treffen, führt Varnhagen an, daß sie ihm wohl zwanzigmal mit Nachdruck und Bedeutung wiederholt habe, sie habe Arnim nie geliebt, nur aus Hochachtung ihn geheirathet, während sie in Wirklichkeit nach ihm geschmachtet, ihn zur Heirat gedrängt hatte, und sie nun ein Wort Arnims selbst gegen diesen kehrte, der früher sie durch die Erklärung gekränkt hatte, er empfinde nicht Liebe, nur Hochachtung für sie. „Es ist ganz im Charakter Bettinens", lesen wir weiter bei Varnhagen, „das ihr unangenehme Wahre durch Aufstellung des geraden Gegentheils wegzuleugnen. Hat sie es doch mir selbst so gemacht; als ich sie zuerst bei Stägemanns im Jahre 1812 gesehen und sie sorgsam gemieden hatte (weil er durch Rahel sie näher kannte), erzählte sie Tags darauf, daß ich mich ihr aufgedrängt habe! Und später als sie den Fürsten von Pückler bei uns kennen gelernt und dringend zu sich eingeladen hatte, auch ihn dann täglich bei sich sah, versicherte sie Rahel und mich, sie komme nicht mehr zu uns, weil sie den Fürsten bei uns finde!" Aehnlich nahm sie Varnhagen einmal zum Zeugen für die Fassung, die Ruhe und den Gleichmuth bei dem Tode ihres Gatten, obgleich dieser nur das gerade Gegentheil bezeugen konnte.

Mit jenem Mangel an Wahrhaftigkeit hängt ihre eitle Sucht nach äußerm Schein zusammen, die nicht bloß auf ihre Schriftstellerei,

sondern auch auf ihr ganzes sonstiges Auftreten so bedeutenden Einfluß geübt. Man lese nur, was Varnhagen über die leidige Geschichte mit dem berliner Magistrat berichtet, wo sie so lange die Muthige, Beherzte spielte, zuletzt aber ganz kleinlaut und gebrochen war. Nur von sich reden zu machen, und wäre es durch die albernsten und tollsten Streiche, zog sie mächtig an, und in dieser Weise erdichtete sie auch manches von sich, nicht nur in ihren Büchern. Weibliche Scheu und Schamhaftigkeit kamen hierbei gar nicht in Betracht. Hierher gehört, was Varnhagen von ihren sonderbaren nächtlichen Spaziergängen mit Studenten im Sommer 1840 erzählt, wie sie anfing ihm ihre Brautnacht zu schildern und Schleiermachers Gattin auf den Gedanken brachte, sie sei von einem Fürsten verführt, um dann unter lautem Lachen der Erzählung eine ganz andere Wendung zu geben. Von ihrer stark aufgeregten Sinnlichkeit zeugt auch die Geschichte mit Gneisenau, dem sie sich einst in einer Gesellschaft zu Füßen legte, den Kopf zwischen seine Kniee gelehnt, und so ruhte sie halb schlafend, ohne an der Gesellschaft Antheil zu nehmen, bis alle sich entfernt hatten, wo er sie denn endlich aufrütteln mußte. Wie wir hier eine Aehnlichkeit mit dem Einschlafen in Goethes Armen finden, so schrieb sie auch in den Jahren 1822 bis 1824 eine große Zahl höchst leidenschaftlicher Briefe an einen durch Schönheit ausgezeichneten Major im Generalstabe als Abwechslung des Liebesfiebers für Goethe.

Einbildung und Phantasterei war die eigentliche Triebfeder ihrer Natur. Wir müssen leider nach allem, was wir von ihr wissen, Varnhagen durchaus Recht geben, wenn er behauptet, sie habe nie ein Herz, nie einen Menschen geliebt, sondern glänzende Eigenschaften, Berühmtheiten, Wirkungen, Stellungen. „Sie wollte sich in diesem Schmucke sehen, und suchte die Menschen, an denen er haftete, sich anzueignen. Da es ihr nicht gelang, die Leute für sich so zu gewinnen, wie sie es wollte, so entstand aus allen ihren Neigungen Hader und Widrigkeit.“ Varnhagen, gegen dessen Zuverlässigkeit bei seinen eigenen Mittheilungen auch nicht der geringste Zweifel gestattet ist, berichtet uns, wie ihre einmal erweckte Feindschaft bis zur Wuth und Bosheit gegangen. Aus ihrer eigenen Erzählung wisse er, daß sie selbst gegen Goethe schlimme Dinge

ausgeübt. Eben so gegen den Kronprinzen von Baiern, gegen Schinkel, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt. Was sie gegen Rumohr, Ranke, der ihre Partei bei einer gegen Rahel ausgeübten plumpen Unart und schlechten List ergriff, und Pückler sich erlaubt, habe er selbst erlebt und mit angesehen. So kannte sie keine Rücksicht, wenn sie nur ihrer Laune und Unart den Zügel schießen lassen, wenn sie nur ihre Lust befriedigen konnte. Als Goethe im Sommer 1826 Bettinen bei sich sah, sagte er zu ihr: „Du hast etwas gelernt, seit ich dich nicht gesehen. Du hast gelernt Menschen zu scheuen; denn vorher hast du das niemals gekannt. Nun mach', daß, wenn ich dich nach einiger Zeit wieder sehe, du abermals was gelernt hast, so kann am Ende noch was draus werden." Leider sagt uns Varnhagen nicht, woher ihm diese Kunde geworden; wußte er es von Bettinen selbst, so ist freilich diese Aeußerung nichts weniger als zuverlässig, da sie ihre Unarten selbst wohl kannte, und es sehr möglich wäre, daß sie das Wort ersonnen hätte. Uns däucht es weniger wahrscheinlich, daß Goethe sich damals noch so vertraulich gegen sie geäußert und wirklich an ihre Besserung geglaubt habe. Gegen Varnhagen selbst bezeichnete dieser im September 1827 Bettinen als das wunderlichste Wesen von der Welt; unglücklich schwebe sie zwischen dem Italienischen (ihr Vater war ein Italiener) und Deutschen hin und her, ohne Boden fassen zu können; sie habe eiserne Beharrlichkeit in dem, was sie einmal nach ihrer Art ergriffen habe, aber mitten drin wieder die unsichersten Launenblitze, von denen sie selbst nicht wisse, wo sie hinfahren.

Wer möchte leugnen, daß sie manches Gute und Wohlthätige zu Stande gebracht, daß sie für Menschenwohl und für Edles sich zu begeistern vermocht? Aber mit vollem Recht bemerkt Varnhagen, das Echte in ihr sei nur der Geist und die Phantasie, ihre Menschenliebe habe äußerer Anlässe und Stützen bedurft, wir möchten hinzufügen des Antriebs ihrer Eitelkeit und ihrer Sucht nach glänzender Wirkung. Wenn von allem menschlichen Wirken ein auf der Entwicklung der eigenen Kraft ruhender Drang und eine gewisse Selbstsucht sich kaum trennen läßt, so war bei Bettinen dagegen die Eigensucht, durch ihre Thaten zu glänzen, die Haupttriebkraft, wogegen alle eigentlich sittliche Beweggründe schwiegen, höchstens von

der Einbildungskraft ergriffen wurden. Den wunderlichsten Beleg hierzu bildet die Art, wie sie sich an König Friedrich Wilhelm IV. heran machte, an dessen begeistert erschautem Thatenglanze sie den größten Antheil zu haben sich sehnte. Varnhagen hebt auch Schleiermachers Wort über Bettinen hervor, sie sei lauter Sinnlichkeit, die sich niemals konzentrire; wir möchten aber dies nicht mit Varnhagen für den wahren Schlüssel ihres Wesens halten, den er selbst uns vorher in der Bemerkung gegeben zu haben scheint, nur der Geist und die Phantasie sei an ihr das Echte; freilich beruhten beide bei ihr auf der glühendsten Sinnlichkeit, aber gerade in dieser leidenschaftlichen Richtung der Sinnlichkeit, die Außenwelt sich zu gestalten, liegt ihr wahres Wesen, dem Wahrheit, Ernst und Gemüthlichkeit ganz fremd waren.

Daß eine solche Erscheinung bei allen ihren Wunderlichkeiten Varnhagen, besonders als entschiedener Gegensatz zu seiner tiefedlen Rahel, anziehen mußte, war sehr natürlich, ja sie wurde ihm ein höchst anregender Theil seiner nächsten Umgebung, den er nicht gern aufgeben mochte. Dies spricht sich in einer brieflichen Aeußerung, vier Jahre nach Rahels Tod, sehr bezeichnend aus. „Ich bin mit Frau von Arnim in einer Geistesverwandtschaft, wie es Blutsverwandtschaft giebt", schreibt er im März 1837. „Nämlich bei allen ihren Untugenden, Launen, Begehungen, die ich erkenne, von denen ich zu leiden habe, kann ich sie doch innerlich nie aufgeben, wie man eine Verwandte nicht aufgiebt, auch wenn man böse mit ihr sein muß. Sobald sie will, sobald sie sich wieder zu mir wendet, bin ich wieder für sie da, findet sie mich wieder als den, welchen sie verlassen hat; ich bin ihr gern zu allen Diensten bereit und helfe ihr zu allem Guten. Vertrauen aber that ich ihr von jeher nicht; dagegen hatte mich früh ihres Bruders Clemens Bekanntschaft gewarnt, und der arme Schelm hat mir im voraus für alle Geschwister gebüßt, mich aber doch auch mit in die Strafe gezogen; denn die rohe Gewaltsamkeit, zu der er mich gegen sich gereizt, steigt in meiner Erinnerung oft genug unwillkommen und als ein häßlicher Flecken auf, den ich mit Widerwillen längst bereut habe. . . . Bettine ist ein so ursprüngliches, echtes, geistedles und reichbegabtes Menschenkind, daß nur die finstere Beimischung des Verkehrten und Verwirrten

abzufallen braucht, um uns einen lichtvollen Engel sehen zu lassen.“ So günstig, wie in dieser wohl zu bewegter Stunde geschriebenen Aeußerung, urtheilte Varnhagen freilich später nicht mehr, wenn er auch ihre geistige Begabung wohl anerkannte und ihr lebendiger Schwung und ihre reiche Anmuth ihn immer anzogen. So schrieb er ihr im November 1846, wo sie von Berlin abwesend war: „Sie glauben nicht, wie sehr ich sie vermisse! Hundertmal wird an meiner Klingel gerückt, aber nie ist es Frau von Arnim, die hereintritt! Schon daß ich mir sagen muß, dies könne nicht geschehen, macht meine Tage zu ganz andern, als die waren, als ich dies erwarten und hoffen durfte.“ Die hier mitgetheilten Briefe reichen bis zum Jahre 1846 (denn nur zwei Billete von 1849 und 1850 liegen vor), aber das freundschaftlichste Verhältniß dauerte bis zu Bettinens Ende. Noch am 5. April 1858 schrieb mir Varnhagen: „Bettine ist leider in einem Zustande, der schon ganz hoffnungslos ist. Wir verließen sie gestern, wie wir sie zu ihrem Eintritt in das vierundsiebzigste Jahr begrüßten, mit den schmerzlichsten Eindrücken.“ Sie selbst fühlte sich immer wieder zu Varnhagen hingezogen, bei welchem sie einen stets bereiten Rather und leitenden Freund zu finden gewiß war. Im Sommer 1831, wo sie Rahel nach längerer Trennung unvermuthet wieder getroffen, schrieb sie dieser: „Außer allem Wohlwollen, aller Anerkenntniß, die ich Ihrer selbstverleugnenden Großmuth zu danken habe, hat mich auch ihre geistige Nähe immer zu tieferm Eingehen in die noch unmündigen Anlagen und Bestimmungen meines Wesens gereizt, und so habe ich Genuß und Vortheil durch Sie gehabt, der mir nicht leicht zu ersetzen ist. Eben so muß ich von Herrn von Varnhagen bekennen, daß er mir unausgesetzt ein freundliches, durch keine böse Laune gestörtes Interesse bewiesen hat, was schon dadurch meine Achtung in Anspruch nimmt, daß ich es nie so rein und frei von jeder andern Bewegung, außer der Güte in ihm, erfahren habe. Was konnte also wohl dieses plötzliche Auseinanderreißen unseres Verkehrs veranlassen? Ich bin mir keines bösen Willens bewußt, im Gegentheil des besten. Meine Zeit, die mir durch den Tod von Arnim geheiligt ist und die ich auf keine Weise mehr in disharmonischer Stimmung mit dem Bedarf meines Herzens verbringen mag, war in Ihrer alles so tief auffassenden

Seele geborgen, es war mir wohl im Gespräche mit Ihnen, und es war nichts, was auch noch so Unerwartetes in mir vorging, was ich mich gescheut haben würde Ihnen mitzutheilen, ebenso auch Herrn von Varnhagen. Der einzige unschuldige Weg zu Ihnen führte mich aus alle dem Reichthum, den ein geistiges lügenfreies Verhältniß erzeugt, heraus, und wenn ich auch heute denselben Weg wieder aufs neue machen wollte, er würde mich nicht wieder zu Ihnen führen, sondern eine Karikatur von Laune würde an der Stelle meiner ernsten, Weisheit suchenden Liebe auftreten." Als Bettine von einer schriftlichen Aeußerung über einen gemeinschaftlichen Bekannten gegen diesen ungebührlichen Gebrauch gemacht hatte, dieser dagegen sich auf Klagen und Härten berief, welche Varnhagen auch über sie brieflich gegen ihn ausgesprochen, durfte er ihr offen schreiben: „Ich werde meine Aeußerungen wahrlich nicht ableugnen, aber auch nicht zurücknehmen, noch versuchen sie zu beschönigen. Sie würden wohl die Erste sein, gnädige Frau, in das heftigste Lachen auszubrechen, wollte ich versichern, Sie hätten mir im Laufe unseres wunderlichen Umgangs niemals Ursache zu bitterer Klage, zu starker Beschwerde gegeben. Sie kennen sich selbst viel zu gut und stehen in geistiger Höhe viel zu erhaben über dem, was die Tageserscheinung zuweilen aus Ihnen macht, um nicht frei und völlig manchen gegründeten Vorwurf gelten zu lassen, zu tragen und sich nicht davon hindern zu lassen. Ihr stetes Wiederkommen nach so vielen mißfälligen Scheidensauftritten, die wir gehabt, ist in jenem Betreff ein fortwährendes Eingeständniß, für Sie so ehrenvoll als für mich erfreuend und werth. Ich dürfte Sie an mehr als einen Vorgang erinnern, von dem Sie jetzt mit Lachen und Jubel mir zugestehn würden, daß er mir das Recht ertheilt habe, sie anzuklagen und zu schelten."

Nach Rahels Tode scheint Varnhagen bei ihr Trost gesucht zu haben; wenigstens läßt er ihre Aeußerung in einem drei Jahre spätern Briefe ohne Bemerkung durchgehn; „Damals haben Sie selbst mit Recht nach mir verlangt, da niemand in Betreff Ihres Verlustes Ihnen wissentlich näher stand." Vertrauensvoll wandte sie sich immer an ihn, wo sie eines Rathes, einer Hülfe bedurfte, und fand bei ihm die wohlwollendste Theilnahme, wenn er ihr auch

häufig entschieden entgegentrat und ihr von demjenigen mit lebhafter, zuweilen scharfer Aeußerung abrieth, wozu ihre leidenschaftliche Hast sie unaufhaltsam trieb. Faßte sie auch zuweilen Argwohn gegen ihn, so stellte sich doch das schöne Vertrauen bei ruhiger Betrachtung der Dinge wieder her, wenn es auch freilich mehr auf Gewohnheit als auf Herzlichkeit beruhte. Als sie einmal mit scheinbarer Rührung auf einem Spaziergange ihm als ihrem einzigen Freunde und Troste, als dem einzigen Menschen, zu dem sie Vertrauen, bei dem sie eine Zuflucht habe, die Hand gereicht, zog sie dieselbe mit der schalkhaften Bemerkung zurück, es könnte leicht ein anderer ihrer Liebhaber kommen und es sehen. So sehr schämte sie sich ernster Rührung, daß sie dieselbe mit einer Tollheit verwischen mußte.

Wie aber, ruft man, konnte Varnhagen, bei allem diesem Wohlwollen gegen Bettinen, diese wunderlichen Züge von ihr niederschreiben und ihre Veröffentlichung gleich nach seinem Tode gestatten! Varnhagen war gegen sie im Leben stets offen gewesen und er hatte sie, wie wir sahen, nicht geschont, sondern ihre Schwächen ihr eindringlich vorgehalten, so daß sein Urtheil über sie, wie es hier vorliegt, ihr bekannt war, und sie mußte es größtentheils als berechtigt anerkennen. Hätte Bettine die Kreise des Privatlebens nicht überschritten, so würde eine solche Veröffentlichung nicht zu billigen sein. Aber sie war ein öffentlicher Charakter geworden, sie war in das äußere Leben handelnd eingetreten, hatte als Schriftstellerin eine bedeutende, schwer zu beurtheilende Wirksamkeit geübt, ja ihr Wesen war zum Problem geworden. Da erkannte es Varnhagen als seine Pflicht, alles, was er zur Beurtheilung dieser merkwürdigen Erscheinung beitragen konnte, der Welt zu hinterlassen und, damit diese baldmöglichst darüber aufgeklärt werde, rasche Veröffentlichung zu veranlassen. Was bei ihren Lebzeiten Verrath an der Freundschaft gewesen wäre, schien dies nicht mehr nach ihrem Tode. Auf die nächsten Verwandten Rücksicht zu nehmen ist eine Forderung, welche bei einer in der Literatur und in dem öffentlichen Leben aufgetretenen Persönlichkeit nur da berechtigt scheint, wo wirkliche Verbrechen und Laster vorliegen, nicht, wo es die Schwächen und die wunderliche Mischung eines Charakters gilt, der sich selbst sonderbar genug der

Welt dargestellt hat. Und hat denn Bettine auf Goethes nächste Verwandte Rücksicht genommen, als sie durch dessen sogenannten Briefwechsel mit einem Kinde diesen in ein falsches Licht rückte, ihn sogar dem Vorwurf preis gab, er habe Sonette aus ihren Briefen herausgegriffen und für sein Werk ausgegeben? Varnhagen, der im Leben Bettinen freundliches Wohlwollen bewiesen, hat nur eine Pflicht erfüllt, wenn er das Bild der Hingeschiedenen in lebensvoller Treue enthüllte, und er hat ihrem Andenken dadurch keinen Abbruch gethan, ihren Ruf dadurch nicht geschädigt, ihre Freundschaft dadurch nicht entweiht, daß er der Wahrheit die Ehre und der Welt von ihr Zeugniß gab. Die Schriftstellerin Bettine, wie sie leibte und lebte und ins öffentliche Leben sich einmischte, wollte er schildern, nur der Wahrheit, nicht etwaigen Wünschen ihrer Hinterbliebenen gemäß, die durchaus nicht in Betracht kommen können, wo die Geschichte ihr Recht fordert.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck: Emil Stephan, Plagwitz-Leipzig.

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Herausgegeben von

Heinrich Düntzer.

1.	Goethe,	Hermann u. Dorothea. 4. Aufl.
2.	Wieland,	Oberon. 2. Auflage.
3.	Goethe,	Leiden d. jung. Werthers. 2. Aufl.
4.	„	Wilhelm Meisters Lehrjahre. 2. Auflage.
5. 6.	Schiller,	Die Räuber. 2. Auflage.
7. 8.	„	Fiesko. 2. Auflage.
9.	Goethe,	Wilh. Meisters Wanderjahre. 2. Auflage.
10.	„	Wahlverwandtschaften. 2. Aufl.
11.	„	Götz v. Berlichingen. 3. Aufl.
12.	„	Egmont. 3. Auflage.
13.	„	Clavigo und Stella. 2. Aufl.
14.	„	Iphigenie auf Tauris. 4. Aufl.
15. 16.	Schiller,	Kabale und Liebe. 2. Auflage.
17.	Goethe,	Tasso. 3. Auflage.
18.	„	Die natürliche Tochter. 2. Aufl.
19.	„	Faust. Erster Theil. 4. Aufl.
20. 21.	„	Faust. Zweiter Theil. 3. Aufl.
22.	Herder,	Cid. 2. Auflage.
23.	„	Legenden. 2. Auflage.
24—29.	Klopstock,	Oden. 1—6. 2. Auflage.
30. 31.	Lessing,	als Dramatiker. 2. Auflage.
32.	Lessing,	Minna v. Barnhelm. 4. Aufl.
33.	„	Emilia Galotti. 3. Auflage.
34. 35.	„	Nathan der Weise. 3. Aufl.
36. 37.	Schiller,	als lyr. Dichter. (Gedichte 1. 2.) 2. Auflage.
38—45.	„	Lyrische Gedichte. 3—10. 2. Aufl.
46. 47.	„	Wallenstein. 3. Auflage.
48. 49.	„	Maria Stuart. 3. Auflage.
50. 51.	„	Jungfrau von Orleans. 3. Aufl.
52.	„	Braut von Messina. 2. Aufl.
53. 54.	„	Wilhelm Tell. 3. Auflage.
55—57.	„	Don Karlos.
58. 59.	Goethe,	Erzählungen. 1. 2.
60.	„	Prometheus und Pandora.
61—63.	„	als lyr. Dichter. (Gedichte 1—3.) 2. Auflage.
64—73.	„	Lyrische Gedichte. 4—13. 2. Aufl.
74—76.	„	Westöstlicher Divan. (Lyrische Gedichte 14—16).
77. 78.	Uhland,	Balladen und Romanzen.
79.	Goethe,	Dichtung u. Wahrheit. 1. Theil.
80. 81.	„	Dichtung u. Wahrheit. 2. Theil.

(Wird fortgesetzt.)

Die neuen Auflagen sind neu durchgesehen und bearbeitet.

Preis eines jeden Bändchens 1 Mark.

Bei Abnahme der ganzen Sammlung (auch wenn in Reihenfolge nach und nach bezogen) tritt der Subscriptionspreis von 75 Pfg. à Bändchen ein.

Durch umfassende und eindringende Kenntniß aller neueren deutschen Klassiker und sichere, auch auf dem Gebiete der alten Klassiker bewährte Methode behauptet diese unserer Literatur zur Ehre gereichende Sammlung den Vorrang vor allen ähnlichen Erklärungsversuchen. Sie allein gibt vollständigen Nachweis der Entstehung der Dichterwerke und ihrer Quellen, ausreichende sprachliche und sachliche Erklärung und gründliche ästhetische Würdigung.

Höchst anerkennend spricht sich Prof. **L. Geiger** im „Goethe-Jahrbuch" III. 413 f. darüber aus.

Der **„Pädagogische Jahresbericht 1877"** (S. 372) bringt nachstehendes Referat:

„Zum Lobe der Düntzer'schen Erläuterungen etwas zu sagen, ist nicht mehr nöthig; des Verfassers„ „gründliche und zuverlässige Arbeiten sind bekannt genug und das Nöthigwerden neuer Auflagen beweist„ „welchen Anklang sie finden. Auch die Angriffe, denen sie in neuester Zeit ausgesetzt gewesen sind, haben„ „daran nichts geändert. Düntzer hat eben nicht schulmäßige Erläuterungen schreiben wollen, aber streb-„ „same Lehrer haben vieles aus seinen Erläuterungen der Schule zu gute kommen lassen. Und so bleibt's„ „hoffentlich. Dann wird auch das einzige, was man diesen Erläuterungen an einigen Stellen vor-„ „werfen könnte: allzugroße Gründlichkeit, in der Schule keinen Schaden stiften. „Reifere Schüler aber„ „die behufs des Selbststudiums zu diesen Erläuterungen greifen, können sich an der Gewissenhaftigkeit des„ „Verfassers ein Beispiel nehmen."

In Separat-Ausgaben erschienen aus dieser Sammlung:

Goethes lyrische Gedichte erläutert von **Heinrich Düntzer.** 2. Auflage. 3 Theile in 2 Bänden. 1877. 13 M. Gebunden 15 M.

Goethes Dichtung und Wahrheit erläutert von **Heinrich Düntzer.** 1881. 3 M. Gebunden 4 M.

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Goethes westöstlicher Divan erläutert von **Heinrich Düntzer.** 1878. 3 M.

Goethes Faust erläutert von **Heinrich Düntzer.** I. Theil. 4. Auflage. (1882). II. Theil. 3. Auflage. (1879). 3 M. Gebunden 4 M.

Klopstocks Oden erläutert von **Heinrich Düntzer.** 2. Auflage. 2 Theile in 1 Bande. 1878. 6 M. Gebunden 7 M.

Schillers lyrische Gedichte erläutert von **Heinrich Düntzer.** 2. Auflage. 3 Theile in 2 Bänden. 1877. 10 M. Gebunden 12 M.

Uhlands Balladen und Romanzen erläutert von **Heinrich Düntzer.** 1879. 2 M. Gebunden 3 M.

Erläuterungen zu den Ausländischen Klassikern.

Herausgegeben von **Robert Prölß.**

1. Shakespeare, Romeo und Julia.
2. " Viel Lärmen um Nichts.
3. 4. " Julius Cäsar.
5. Shakespeare, Kaufmann von Venedig.
6. " Richard II.
7. 8. " Hamlet.

Preis eines jeden Bändchens 1 Mark.

Das Thema der Goetheschen Poesie und Torquato Tasso. Für Haus und Schule dargelegt von Dr. **Christian Semler.** 1879. gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wallensteins Lager von **Friedrich von Schiller.** Eine Festrede von Dr. **Christian Semler.** 1879. gr. 8. 60 Pf.

Der zerbrochene Krug von **Heinrich von Kleist.** Für den Schulunterricht von Dr. **Christian Semler.** 1879. gr. 8. 80 Pf.

Shakespeare's Hamlet. **Die Weltanschauung und der Styl des Dichters.** Von Dr. **Christian Semler.** 1879. gr. 8. 80 Pf.

Anleitung dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen, von Dr. **L. Eckardt.** 3. verbesserte Auflage. 1883. 1 M. 60 Pf.

Das Wesen des Deutschen Rhythmus. Beitrag zur deutschen Verslehre. Von **Roderich Benedix.** gr. 8. 2 M.

Einleitung in die Aesthetik von **Theodor Seemann.** 1 M. Geb. 1 M. 50 Pf.

Die Nibelungen-Dramen seit 1850 und deren Verhältniß zu Lied und Sage. Von **Jos. Stammhammer.** 1878. gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache. Mit besonderer Rücksicht auf unsere neuere schönwissenschaftliche Literatur. Von Dr. **Fr. Aug. Brandstäter.** 1874. gr. 8. 5 M.

Aus alter Zeit. Eine Gedankensammlung aus der ersten Blüthezeit deutscher Literatur. Für Freunde des Mittelhochdeutschen herausgegeben von **Jean Bernard.** 1880. 4 M. Elegant gebunden 5 M.

Edelsteine aus Jean Paul's Levana. Ausgewählt von **Oskar Kayser.** Min.-Ausgabe. 1879. 1 M. 60 Pf. Elegant gebunden 2 M. 40 Pf.

Schillers Gedichte. Für das deutsche Volk erläutert und mit Wörterbuch versehen v. Dr. **Carl Eduard Putsche.** Mit Portrait. 1883. 8. 2 M. 40 Pf. Gebunden 3 M.

Druck: E. Stephan, Plagwitz-Leipzig.

P. Greiner
Buchbinderei
München 2

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Düntzer, Heinrich,

Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken

Bd.: 1

Leipzig 1885

Biogr. 1830 r-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11573495-7